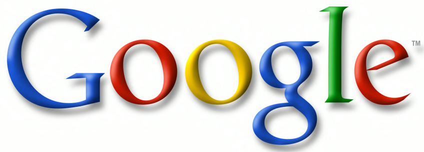


JOSEF PONTEN

GRIECHISCHE LANDSCHAFTEN

IVol text
1vol plates

Together 2 vols

JOSEF PONTEN, GRIECHISCHE LANDSCHAFTEN

JOSEF PONTEN
GRIECHISCHE LANDSCHAFTEN

EIN VERSUCH KÜNSTLERISCHEN ERDBESCHREIBENS

FARBENBILDER, ZEICHNUNGEN, LICHTBILDER VON
JULIA PONTEN VON BROICH

TEXT

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART UND BERLIN / 1914

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Für mich sind hohe Berge ein Gefühl

Byron

DAS TOR GRIECHENLANDS

Der Anker donnert nieder, der Schiffskörper zittert, und ich fahre aus dem Schlafe. Ich richte mich in der Koje auf und blinzle durch die Luke ins Morgenlicht hinaus — da fällt mir ein: ich bin in Griechenland!

Es ist frühmorgens um vier. Bleich und glatt liegt die Wasserfläche des Hafens von Patras da. Leichte Wellchen schlagen wider die Eisenwand des Schiffes, erregt von den Kähnen allerhand nützlichen und unausstehlichen Volkes, das sich um ein einlaufendes Schiff regelmäßig wie Hyänen um ein Aas versammelt. Noch ist die Brücke zum Schiffe hochgezogen, die Stimmen schwatzen und die Leute frieren. Am Ufer öffnen sich allmählich die Kaffeehallen. Schwache Geräusche dringen herüber, sie vermischen sich mit dem Schwatzen der Hafenhyänen und dem Wasserplätschern an der Schiffswand. Über den Häusern streicht ein Höhenzug hin, grünlichgelb, gelblichrot, in hellen grauen Morgenschimmer getaucht. Es sind die Mergelhügel über Patras, kaum über zweihundert Meter hoch — ich kenne die Höhe noch nicht, meine Erwartung vergrößert und verfestlicht alles wie ein Kind. Ein Bergzug ragt hinter und über der Hügelreihe, violettbläulich, in hellen grauen Morgenschimmer getaucht; ganz nahe liegt er, nur wie die Hügelreihe ein Farbenumriß, keine Gestalt. Über ihm der Himmel rotgelb bis goldgelb — die Morgensonne steht noch hinter der Bergwand —, und langsam erinnere ich mich aus meinen Vorstudien, daß es das Kalkgebirge Voidias ist. Und erinnere mich langsam, daß es nach dem auf der Karte ausgemessenen Maßstabe mehr als zehn Kilometer entfernt und an zwei Kilometer hoch sein muß, und meine doch, wenn ich laut riefe, so müßte meine Stimme widerhallen wie von Nachbars Hauswand — wenn ich mein Entzücken hinausriefe, in Griechenland zu sein.

Ein ungeheures Gefühl der Erwartung, eine Spannung ohnegleichen befällt mich, während ich mich für das Ausschiffen fertig mache und zwischen Kragen und Rock einen Blick durch das Bullauge hinauswerfe. Farbe und Ton, das ist mein erster Eindruck von Griechenland, das was Schule und Beschreibung schuldig geblieben sind und zum Teil schuldig bleiben mußten, Farbe und Ton, von Erregung und Hoffnung noch riesenhaft vergrößert. Das Gefühl des Erwartens, das ein Mensch voll Leidenschaft und Einbildungskraft sich

von einem Gegenstande oder Erlebnisse macht, ist stärker als der Eindruck der Sache selbst. Das Schönste an der Liebe ist der Zustand des ungewissen hoffnungsvollen ersten Verliebtseins — ein Freund wird dich nie so entzücken wie die Freude auf ihn dich entzückt, wenn du auf dem Bahnhofe stehst und den Zug einlaufen siehst, der ihn bringen wird. Das Schönste an Griechenland war das Gefühl der Erwartung Griechenlands an jenem Frühmorgen zu Ende März 1912. Wer das Buch gelesen hat, wird erkennen, wie groß dies Morgengefühl der Erwartung war. —

Das zweite von Griechenland — ich bin kein grüner Seereisender mehr und vergesse schnell das widrige Schreien, Feilschen, Betrügen jedes Ausschiffens — ist das sonderbare Erlebnis, in der Sprache des Homer und des Sophokles die Schilder der Wirtshäuser und Haarpflegestuben zu lesen. Aber auch das anfänglich Widerhaarige dieses Eindruckes überwinde ich schnell, denn ich kam nicht, im toten Griechenland der Bücher und Marmore zu graben, sondern in den Landschaften und Bergen, in den Winden und Sonnen des lebendigen mich zu ergehen. —

Wir steigen auf den Hügel über Patras. Eine mittelalterliche fränkische Burg, die am Rheine stehen könnte, wächst erdfarben aus den gelben Mergeln heraus. Gelbe zerrissene Zinnen bekrönen die Mauer — plötzlich aber fangen die Zinnen an zu sprechen und zu lachen: es sind griechische Soldaten in Kaki, die auf der Mauer sitzend und die Beine baumeln lassend die dienstfreien Stunden genießen. Die Burg ist Kaserne. Die Soldaten sehen zu, wie auf einem kleinen Rasen nebenan ihre Kameraden gemächlich gedrillt werden, um einmal gegen die Türken zu fechten. Wie hell ist alles! Farbenschimmer und Nebelduft des Morgens sind dahin, weit rückten die Berge zurück, und die Sonne zieht alles an den Tag. Man könnte nach dem Dämmerwunder enttäuscht sein.

Das Meer ist blaßblau. Helle, den bleichen Himmel spiegelnde Streifen wechseln mit dunklen Flecken. Es sind die Kräuselwellchen, die der Wind erregt, obgleich man von zweihundert Metern Höhe hinab die Kräusel selbst nicht sieht. Den Morgenwind fühlt man kaum, aber die grauen Bahnen im blauen Wasser machen das unsichtbare Luftströmen sichtbar. Sie sind die Fußspuren des Windes auf dem Meere. Braune österreichische Kriegsschiffe da unten entwickeln schwarzen Rauch und „nehmen Interessen wahr". Die Rauchwölkchen schrauben sich so friedlich aus den Schloten der Mordschiffe, als entstiegen sie dem offenen Herdfeuer von Hirtenhütten.

Wie herrlich liegt da der Korinthische Meerbusen! Eingefaßt vom Lande, dem peloponnesischen, auf dem ich stehe, dem ätolischen, auf das ich sehe, wie umarmt! Und tief herein in sich zieht das griechische Land das Meer, in seinen Schoß, bis an sein Herz — den Korinthischen Golf! Eng, nur etwa zwei Kilometer, ist die Gasse, die ihn mit

dem Meere verbindet. Man hat sie die kleinen Dardanellen genannt. Das jenseitige mittelgriechische Ufer tritt steil an den Busen heran. Der ätolische Teil ist niedrigeres und weicheres Land, von Kalkgebirgen überragt. Am Meere, geschieden von den inneren Kalkzügen, erheben sich zwei mächtige Berge, wie von einem Künstler an Höhe gleich, von Gestalt nur ähnlich gemacht. Sie bewachen gewissermaßen den Weg, der zum Herzen Griechenlands führt. Sie ragen aus den umgebenden Höhen milderen Flysches, die sich wie unbedeutende Glieder einer Bergsippe hinter ihnen drängen. In der zinkgrauen Luft zwischen den Bergen steht unbeweglich eine kleine feste weiße Haufenwolke. Die beiden Berge fassen leider nicht, der eine hüben der andere drüben stehend den blauen Kanal zwischen sich, wie die Tortürme ägyptischer Tempel den Weg ins Innere fassen. Aber man muß die Natur nehmen, wie sie ist. Klokova und Varassova heißen die Berge.

Außer den beiden schönen Pförtnerbergen zieren den Eingang des Golfes zwei geschichtliche Namen, die wie goldene aufgehängte Kronen in ihm leuchten: Naupaktos und Lepanto. Das Örtchen, das sie trägt, liegt still und klein im Winkel. Hinter dem Bergpaare verduftet eine Schwemmlandsebene ins Unendliche, die von Missolungi, wo der reine Griechenfreund Byron starb. Das innere Auge baut über diese Landschaft des äußeren Auges hin eine gewaltige, das ganze Reich griechischer Geschichte durchmessende Brücke, deren Pfeiler auf den drei Namen ruhen: von der dorischen Wanderung 1100 v. Chr., als drüben das uns so teure Volk der Griechen, das auserwählte Volk Gottes, zum erstenmal erscheint und sich Schiffe zur Überfahrt nach dem Peloponnese zimmert, über den Peloponnesischen Krieg weg, da die Athener 429 mit den Messeniern vom Ithome sich die Herrschaft über den Golf erringen, über die Kämpfe zwischen dem venezianischen Löwen und dem Halbmonde um den Besitz Griechenlands hin, da 1571 die türkische Flotte vernichtet wird, bis zu der Zeit um 1825, in der ein Volk von Helden aufsteht und den halben Mond vom Himmel Griechenlands herabzusteigen zwingt. Über die Brücke schritt immer der Sieg, ich sehe die Nike des Paionios von ihrer dreieckigen Säule im olympischen Haine entfliegen und auf goldenen Schwingen über meine Brücke eilen; die Nike wurde ja auch von den Messeniern zum Andenken an das Jahr 429 geweiht.

1571 war Cervantes mit unter den Kämpfern und wurde verwundet. Wäre er gefallen, so besäßen wir den Don Quichote nicht. Hätte die christliche Ruhmesschlacht von Lepanto um den Preis des Lebens des Cervantes verloren werden dürfen? Was ist wichtiger, eine siegreiche Schlacht oder ein ewiges Buch?

Ich lege mich nieder, um zu ruhen. Ich höre Schafe blöken und Kanonen donnern. Der Thymian umduftet mich süß, und wenn ich die Arme ausbreite, werden die Hände gestochen von silbergrauen Trockenpflanzen. Ich habe die Augen geschlossen und liege der Sonne

hingegeben. Plötzlich fühle ich, wie die Wärme nachläßt; ich schlage die Lider auf und sehe über mir einen dunkeln Raubvogel mit weiten Schwingen schwebend stehen; sein Schatten liegt gerade auf meinem Gesichte. Jetzt streicht der Vogel ab. Ich höre ein scharfes hastiges von Schnaufen begleitetes Rupfen, und wie ich den Kopf über die kleine Bodenwelle hebe, schaue ich einem Widder in die mißtrauischen glasigen Schafsaugen. Mein Blick bleibt an der wundervollen Schraubung seiner Hörner hängen, während eine Menge langohriger Schafe weidend, ohne mich zu beachten, über den Hügel heraufkommt. Das Gebirge liegt noch immer unbetrachtet hinter mir.

Warum soll ich nicht gestehen, daß es eine Arbeit ist, die Aussicht auf ein Gebirge zu genießen? Etwas Feindliches, Aufreizendes haben die vielen wirren Linien an sich, und der Genuß tritt erst ein, wenn der Blick sich Ordnung geschafft. Das Gemälde eines Gebirges ansehend haben wir es leicht, denn der Maler hat uns die Arbeit des Ordnens vorgemacht. Das Ausblicken auf ein Gebirge ist zuerst immer eine künstlerische Arbeit.

Das größte und höchste zieht zuerst den Blick auf sich. Es ist der dem Korinthischen Busen nächste, mächtige reichgeformte Voidias, das Rindsgebirge. Ein Schneefeld vom stumpfen Weiß des Leinens liegt noch an den braunroten kahlen Bergflächen. Das Gebirge ist eine einheitliche Masse hellen Kalkes. Die in den Block geschnittenen Runsen fallen im ganzen zusammen mit dünnen Streifen weichen Schiefergesteines. Plötzlich sehe ich, wie zwei Flußtäler den Gebirgsflügel großartig teilen. Das erste, noch im Kalke liegend, des Flusses Levka, hat steile, im halben rechten Winkel ansteigende Talwände. Es schließt den wuchtigen Voidias kräftig, stilistisch rein ab. Der zweite der fast gleichgroßen Gebirgsteile ist niedriger, milder; er läuft gegen das zweite, meinen Rundblick teilende Flußtal Kaminitza sanft wie ein Vulkankegel ab. Der milde Ablauf liegt bereits in den Schiefern und Sandsteinen des Flysches. Die erste Baugruppe ist ungefähr doppelt so hoch als die zweite, die zweite höher als die dritte. Diese, die dritte, ist die bescheidenste aber schönste, eine niedrige Folge von Flyschhöhen, die flach ins Meer auslaufen, das Hügelland der Vundukla. Es wird überragt von vier blasseren Bergen. Die beiden kräftigst geformten, der erste und dritte, Chiona und Santameri, unter sich verschieden, bestehen wieder aus Kalk. Die Flyschhöhen reichen nicht bis in den Kalk hinauf.

Rot, wüstenhaft, voll von Steinäckern und Schneefeldern, fast ohne Wälder, ragt das Gebirge trotzig auf. In seinen Furchen sollen nur wenige Menschen, fünfundzwanzig auf einem Kilometerquadrat, hausen; darum spielt die menschliche Wohnung im Landschaftsbilde des Gebirges keine Rolle. Die Bergleute neiden die Menschen, die in dem Korinthenparadiese des Küstenstriches wohnen.

Vor den vom Gebirge herunterkommenden Wassern dehnt sich ein Stück ebenes Land aus. Eine Gebirgswelt, der eine Ebene fehlt,

macht das wichtige Stück eines Ruhepunktes für Auge und Gefühl vermissen. Das Land ist gesegnet. Schwarze Zypressen ragen aus grünen Ölbaumhainen, und über den weiten Rebenflächen der Korinthenfelder hin bis zum Meere liegt bläulicher Dunst.

Das Meer ist der Gott der Flüsse. Aus seiner Hand gehen sie, „nach seinem Bilde geschaffen", auf dem wunderbaren Kreiswege des Wassers hervor, zu ihm streben sie unaufhaltsam Tag und Nacht, so schnell wie möglich, wie fromme Seelen zur Ruhe in Gott. Daher besteht auch meist ein friedliches Verhältnis zwischen den Flüssen und dem Meere, es verträgt sich mit ihnen über den Raum. Es läßt sich gar verdrängen, und der Anblick einer an das Meer angeschmiegten, sanft in das Meer einstreichenden Flußmündungsebene beruhigt das Gefühl. Es ist ein urweltliches Beispiel von Frieden. Ja noch weit ins Meer hinaus tragen die kurzen Flüsse ihre lockeren Massen, unerbetenes Geschenk freilich und ein Raub am Lande, sie verflachen den weiten, wenig tiefen Busen von Patras. Doch ist er, ungeschützt vor den Westwinden liegend, überaus stürmisch.

Mein eigener Standort ist ein seltsamer Hügel. Wenn ich gehe, klingt dumpf der Mergelboden. Dieser weiche Stoff hebt sich hinauf an das Rindsgebirge bis an den Fuß des Kalkes. Kirchturmtiefe Schluchten hat das Winterwasser eingerissen, und die nächste Umgebung ist wild mit einem Beigeschmacke von Spaßigkeit, indem im unbeständigen Stoffe die großartigen und verwegenen Formen ausgebildet sind. Braungoldene Bogenreste einer römischen Wasserleitung überqueren noch heute die veränderlichen Rinnen. Der Mergel gehört dem jungen Terziär an. Dieser Wechsel von wildem Kalk-, mildem Schiefer- und reichem Mergelgelände macht auch drüben das durch den eingebrochenen Korinthischen Golf abgeschnittene ätolische Land aus, dieses Hinterzimmer in dem uns so vertrauten griechischen Vaterhause, in das die Geschichte uns so selten einführte. Nur langsam fühlt ein nordischer Nebelmann sich ein in Farben und Formen des fremdartigen Landes.

Noch denselben Tag treibt es uns aus dieser Küstenlandschaft fort. Warum doch? Plötzlich fällt mir das Unbehagen ein, das ich im hochberühmten Rheintale zwischen Bingen und Koblenz empfinde. Trotzdem ich am fließenden Wasser, an einer großen Völkerstraße stehe, fühle ich mich gefangen. Ich kann mich nur in zwei Richtungen bewegen, flußauf und -ab. Frei in die Runde schweifen können macht eigentlich erst eine Landschaft. Das Wort Landschaft umfaßt immer eine gewisse räumliche Weite, wie das Wort Persönlichkeit Wirkungskreis und Bewegungsfreiheit einer Person. L a n d s c h a f t i s t L e i d e n s c h a f t. Eine Fluß- oder Küstenlandschaft ist nur in beschränktem Sinne Landschaft. Ich möchte niemals unten im Rheintale oder an der süditalischen Küste bei Amalfi wohnen. Selbst der mittelägyptische Nil, die schmale Flußoase, hat etwas Gassenartiges an sich. Die Gasse ist ein Durchgang, und es treibt uns fort ins Freie. Daß keine der großen

alten griechischen Städte in einem Durchgangslande lag, kann man das nicht auch aus etwas anderem erklären als aus dem Fehlen eines geeigneten Hinterlandes? Wenn Patras heute die dritte Stadt Griechenlands nach Athen und Piräus ist, so liegt das nur an der neuzeitlichen Art von Schiffahrt und Handel, die sich um Gefühle nicht kümmern. Zwischen den schwarzen Säcken mit Holzkohlen, die auf dem Rücken vieler von den Bergen kehrender Maultiere schaukeln, winden wir uns in die mittagshellen Straßen der Hafenstadt hinab.

Wir rollen mit der Küstenbahn südwärts. Wir sind noch innerhalb des bauchigen Golfes von Patras und in einem herrlichen Garten. Tiefgrünes Laub reicht bis über den schwerblauen Streifen Meer herab, und die Bläue blitzt durch Gezweig und Blätterwerk. Lichte Ölbäume und dunkle Zypressen. Hier und da steht feierlich still eine Palme. Blau und rosa angemalte Landsitze der Patrenser Kaufleute lichten die schweren Farben der Natur auf. Eng gedrängte bunte Dörfer stehen vom dunkeln Grün überwuchert, das sie doch beherrschen; denn die ganze Pflanzenfülle ist Wille und Werk des Menschen. Er gönnt nur denjenigen Pflanzen Leben, die ihm schön und brauchbar erscheinen. Er rottet die einheimischen aus, wenn sie ihm nicht nützlich sind, er pflanzt fremdländische an, wenn sie ihm dienen können, und sei es auch nur, um natürliche Hecken zu bilden, wie es die graue Agave tut, die er aus Mexiko verschleppte. Er hegt und pflegt den einheimischen Weinstock und seine Kulturabart, die Korinthe; ja, diese ist sein tägliches Brot geworden, kann man sagen, denn für die Korinthe, den Haupthandelsgegenstand Griechenlands, kauft der Grieche den westlichen und nordischen Völkern alles ab, was er zum höheren Leben braucht. Hier steht denn auch die Korinthe, wie in Deutschland das Getreide, in Feldern, und Patras ist der Korinthenhafen der Welt. Reine Kulturlandschaften regen auf, und so behaglich das Gefühl sich in ihnen bettet, wenn man aus langen Reisen in Sand-, Stein- und Wasserwüsten in ihnen mündet, so unerträglich wird der dauernde Aufenthalt in ihnen. Da, in tiefgrünem dichtem Blätterwerke birgt sie sich, die Orange, die in Nordleuten die erste und stärkste Vorstellung des Südens wachruft. Auch sie, die Apfelsine, den chinesischen Apfel, hat der Mensch vom äußersten Osten, haben die Portugiesen gebracht, weshalb die Frucht Portokali heißt. Die Spitzbögen und Zinnen eines gotischen Landhauses beleidigen das Auge. Das Meer ist blau, grün, violett, Silbersplitter und schneeweiße Schaumflocken zittern darüber hin, unbeschreiblich sind die Farben des Wassers. Obgleich die Welt in Sonnenlicht getaucht ist, sind die hellen Farben so stark und schwer, daß sie fast als dunkel ins Gefühl gehen. Klokova und Varassova, das edle Wächterpaar, ist von hier aus weniger schön anzusehen. Wenn nicht so oft die dinglichste Gewinnsucht das Handeln der Menschen bestimmte, könnte man glauben, die Gründer von Patras hätten sich gerade dort angesiedelt, wo ihnen das ätolische Bergpaar am schönsten erschien.

Es geht über einen niedrigen Paß weg. Die Bahn ist eingeschnitten und vergönnt einen flüchtigen Einblick in die wagerechten Geröll- und Sandlager des Bodens. Wir sind in einem neuen Lande, so plötzlich, daß es fast schmerzt.

Das Jahr ist hier nach dem Pflanzenkleide etwas zurückgeblieben. Der Boden ist eben und bloß, ein offener Wald von Eichen steht darüber. Es gibt kein Waldesdunkel, darum keine Schattenpflanzen. Die Bäume stehen weit, und sehr selten einmal ist der Boden ganz grün zugedeckt. Als ob die Erde ebenso wie die Menschen es leichter mit der Bekleidung nähme und nicht so ängstlich schamhaft wäre. Der Bau der Erde ist daher hier leichter zu erforschen als im feuchten dichtbegrünten Norden. Das also ist ein griechischer Laubwald — wir würden ihn eher einen verwahrlosten Park nennen. Wenn Dio Chrysostomus in den Aufsätzen über Euböa eine erträumte Waldlandschaft voll Rousseauschen unschuldigen Glückes beschreibt, so nähren die Eichen- und Tannengehölze keine schädlichen Insekten; von allen Seiten breiten reiche Wiesenflächen sich aus, wo ohne Pflege hohe und dünngesäte Bäume wachsen. — Nur die Nutzbarkeit der Eichen, von denen man Knoppern gewinnt, soll den Wald vor der gänzlichen Vernichtung bewahrt haben. Jetzt im Frühling sind die Eichen noch kahl. Wilde Birnbäume stehen da und dort weißblühend zwischen den Eichen, die rotes vorjähriges Laub, Galläpfel, fettgrüne Misteln und zahlreiche Vogelnester tragen. Den Boden füllen Steppenpflanzen. Hier und da weidet frei ein Pferd, und bald entdeckt man ein Dorf aus Reisighütten. An einigen wenigen Stellen ist die Scholle gepflügt und läßt schwarzen, wahrscheinlich torfigen Boden sehen. Auf eine weite Strecke ist der Wald niedergeschlagen, Köhler arbeiten im Lande. Gelb sind die Schnittflächen der Äste und Stämme, unter der graugrünen Rinde zieht ein goldroter Ring. Es tut weh. Der Himmel ist bedeckt, die Eichen starren ins Graue.

Diese Gegend muß man wohl arm nennen. Für gewöhnlich soll man mißtrauisch sein, wenn Reisende von der Armut eines Landes sprechen. Oft sind es Städtebewohner, die dem Lande entfremdet nicht wissen, wie wenig man zum anständigen Leben braucht; oder sie kommen aus einem wirklich reichen Lande, dessen angehäufte Schätze ihnen erlauben, im armen zu reisen; oder sie sehen anders in dem gehobenen Gefühle einer Reise; oder sie schwatzen.

Die Eichen sind ganz dahin, das Land wird mehr und mehr Steppe. Großes dorniges Gesträuch wechselt mit üppig wucherndem Akanthus, der fast immer begleitet ist von den breitausgreifenden grünen Zwiebelblättern der Asfodelospflanze. Hier und da spiegelt Wasser den Himmel, oder Sümpfe liegen unter Pflanzen versteckt. An schmalen, von Farnen übergrünten Wasserläufen wiegt sich übermannshohes Rohr im leichten Winde. Über dem blassen Streifen Wasser, den wir für Meer halten,

zieht sich ein schwarzer Strich; es ist ein Strandsee des jungen Landes mit seiner Düne.

Die Steppe ermüdet, das Gebirge links zieht die Blicke an sich. Die Bauform des Landes ist von hier klar zu übersehen. Wir bewegen uns im jüngsten, durch die unablässige Arbeit kleiner, jetzt schon trockener Winterbäche dem Meere abgewonnenen Lande. Wir kreuzen ihrer viele. Die elischen Flüsse sind meist einfache Abdachflüsse, jeder auf dem kürzesten Wege geradeaus der See zueilend, der Urneigung der vom Meere verlassenen Strandebene folgend und in es hinausbauend. In besonderer Art scheinen uns, den Wissenden, die fernen Berge des Altlandes auf diese Landschaft herabzuschauen, die mit Stoffen aus ihrem Leibe gebaut ist. Die Hundert-Meter-Stufe drüben fällt fast genau mit einer neuen Ablagerung zusammen, den vom Hügel über Patras her bekannten terziären Mergeln. Darüber erheben sich dunkle und weiche Formen des Flysches, überragt von dem kühnen nackten Kalkgebirge Santameri, in dessen Runsen weiße Schneeflecken liegen. Im Grundrisse hat es die Form eines Schiffes, wir schauen von hier auf seine Breitseite. Versteint liegt es in den starren dunkeln Wogen des Schieferlandes. Von Patras aus erschien der schmale Bug.

Da der Kalk den Stock des griechischen Landes ausmacht, so ragt in diesem Inselgebirge das ältere gefaltete Gestein durch die auf- und zwischengelegten jüngeren Schichten. Dies wiederholt sich zur Rechten der Reise. Vor dem Meere hebt sich der Kalkhügel Mavrovuno „Schwarzberg“ aus Flußsanden, Meerdünen, Sümpfen und Lagunen heraus. Er war eine Insel im Busen von Patras. Etwas jünger ist jener zweite Berg dort zur Rechten, die Höhe von Glarenza mit der fränkischen Ritterburg Chlemutzi. Schwach steigen die Umrißlinien von beiden Seiten her an, um in der Mitte, in einem Kopfe, sich heftig aufzurichten. Im Altertume hieß die Höhe Schildkrötenberg, ein Name der sogleich Bild wird. Die Flügel des Hügels sind weicher jungterziärer Stoff, das Köpfchen ist durchragender Kalk. Auf dem Felsen bleichen die Trümmer der weißen Burg. Wir haben die erste Akropolis Griechenlands gesehen. In den beiden kleinen Vorgebirgen kehren wie in reizvollen Anbauten die großen Formen des Landes wieder.

Gegen den Fluß von Gastuni, den alten Peneios, hin kommen wir auf eine mit Äckern, Wiesen, auch mit Steppe bedeckte Ebene. Auf den Wiesen geht einiges sehr niedriges, braunes, falbes und graues Rindvieh. Schon Homer kannte Elis als Weideland; „im Blachfeld Elis“ weideten die Herren des steinigen Geißlandes Ithaka drüben ihre Herden von Pferden und Maultieren. Der Fluß führt hier unweit seiner Mündung noch etwas Wasser, doch scheint es schon stillzustehen. Nun wird das Land ein Garten. Die Dörfer liegen wie Stätten zum flüchtigen Naturgenuß, nicht zum Lebensfron darin ausgestreut, und der steile Abfall der ersten Landstufe ruft die Vorstellung einer Mauer wach, welche dieses Korinthenparadies gegen die rauhen Berge

schützt. Man unterscheidet in den Rebenfeldern schnell und leicht den niedrigen strauchartigen Weinstock, den man nicht wie in Süddeutschland an Stangen, nicht wie in Italien an Rohrstauden bindet, von der Rebe der Korinthe, die einen etwa einen Meter hohen baumstammartigen Stab entwickelt und dann sich verzweigt. Die Stöcke stehen bald in Reihen, bald wirr durcheinander. In Maulwurfshügeln ähnlichen Haufen ist die Erde zwischen den Pflanzen aufgehöht, den Boden zu lockern und die Wurzeln der Rebe zu durchlüften. Schmale grüne Fußpfade auf Dämmen, mit weißen Maßliebchen und roten Anemonen bestanden, durchlaufen und teilen die Felder. Und immer Zypressen. Junge hellgrüne, überaus zarte Beispiele dieses vornehmen Baumes dienen dazu, in Reihen gepflanzt Feldstücke einzufassen, indem zwischen die grauen kaum armdicken Stämmchen Hecken aus Rohrstroh eingezogen sind, Baumschule und Gehege zugleich. Das Rohr steht mehre Meter hoch um Bach und Fluß. Rohr umraschelt die flachen Dörfer. Die Rolle der wohltuenden Senkrechten, die in nordischen Dörfern der Kirchturm spielt, wird von einigen gewaltigen Zypressen übernommen. Auch die Sonne ist wieder erschienen. Kühlgraue Ölbäume sind da und zartgraue Feigenbäume, ihr grünes Blättergefüge ist noch dünn, sodaß noch das Holzwerk farbenbestimmend hervorscheint. Gelegentlich wirft das Meer aus blauen Augen einen lächelnden Blick in das holde Land. Eine schmale Sanddüne, mit Trockengräsern bestanden, zieht sich wie eine Braue vor dem Riesenauge hin.

Diese elischen Landstufen sind eine Landschaft für sich. Das Gebirge bleibt zwar immer sichtbar, aber es geizt nicht mit dem Raume, es läßt die Landschaft sich gemächlich entfalten. Das Gebirge öffnet sich sogar dort, wo der starkrauschende Rufia, der alte Alpheios, herströmt, wie das rheinische Schiefergebirge in der Kölner Bucht unter dem Fuße des Rheines sich auftut. Plötzlich drängt sich mir die Vorstellung auf, daß das innere Land ein mächtiges kalksteinerbautes Haus ist. Dann war der Küstenstreifen von Patras unter dem Blocke des Rindsgebirges ein Umgang, und das elische Land ist der weite Garten, in dem wie in einem französischen Parke des achtzehnten Jahrhunderts einzelne Teile dem Richtscheite und der Kunst des Gärtners unterworfen wurden, während andere unberührte Natur blieben. Die uns bekannten Vorgebirge stehen als abseitige Tempelchen im Riesengarten. Santameri ist ein gewaltiger Turm im Walde, der die oberen Landstufen bedeckt. Es wäre wertvoll, wenn das fast überreich gegliederte Land unter ein großes Bild sich bringen ließe.

Wie ein Naturheiligtum im Parke, so liegt die Stätte von Olympia einsam im elischen Lande. Wir biegen in die „Kölner Bucht" ein. Es ist Abend geworden. Das Fieber hat die Dörfer aus den Flußniederungen auf die Höhen getrieben. Es sind offene bunte Dörfer, das Städtische fehlt ihnen ganz im Gegensatze zu Italien, wo es fast keine Dörfer gibt, sondern das Land übersät ist mit grauen ummauerten Städtchen. Dort

hat die Not, das ewige Kriegen von Fürsten und Fürstchen untereinander, in den letzten verflossenen Jahrhunderten das Antlitz der Landschaft mitbestimmt, während gleichzeitig dieses Land unter einer allgemeinen fremden Sklaverei lag. Obgleich sich auf diesem Boden die wichtigste Geschichte der Welt abspielte, und wahrlich in reicher und schneller Bilderfolge spielte, so ist die Landschaft doch viel weniger geschichtlich zu begreifen als die italische, in der die Denkmäler zum Teil noch stehen, die Tempel noch in Dienst, die Burgen noch bewohnt sind, die Namen geschichtlicher Orte und Taten noch vom Volke mit Freude oder Schauer begriffen werden. Dort verknüpft die Geschichte sich lebendig mit der Gegenwart, hier ist sie durch einen breiten und tiefen Abgrund asiatischen Dunkels von uns abgeschnitten. Oder sie liegt tief im Boden begraben und muß wie durch ein Bergwerk abgebaut werden. Hier denken wir sie aus unserem Wissen hinein und umkleiden die Landschaft mit ihren roten und goldenen Träumen. Hier bedarf man also der Geschichte noch weniger als in Italien, wenn man es vermag, sich mit der Natur zufriedenzugeben. Langblättriger rot und grauer Eukalyptus, der australische Fremdling, wächst um die kleinen Haltestellen, von der Regierung angepflanzt. Ein Abgeordneter ist im Zuge. An den Bahnhöfen stehen Männer, Knaben und Greise mit verliebten Augen, just als reiste Jedermanns Liebchen durch, um den Abgeordneten zu sehen. Jedermann aus diesem politisch leidenschaftlichen Volke muß ihm die Hand schütteln, und das Händeschütteln macht den Zug sich verspäten. Jauchzen folgt dem ausfahrenden Wagen, die Jünglinge hängen noch auf den Trittbrettern und am Türgriffe, um dem Geliebten so lange als möglich ins Auge zu sehen; einer nach dem andern springen sie dann von dem in voller Fahrt rollenden Zuge ab. Es wird Nacht. Hirtenfeuer brennen in dem weiten Alpheiostale. Wir entfernen uns vom Flusse. Jetzt fühlen wir an einem plötzlichen Rucke, daß wir einen kleinen Paß überschreiten zwischen einem namenlosen Zuflusse des Alpheios und dem Kladeos, der uns noch viel beschäftigen soll. Der Mond ist aufgegangen. Unter hallenden schallenden Unkenrufen ziehen wir nächtlicherweile ins Dörfchen Olympia ein. Die Käuzchen schreien scharf und so laut, daß sie die Landschaft unheimlich machen. Bleiches Nebelmeer, vom blassen Monde beschienen, wogt in unbeschreiblicher Weihe über den heiligen Tälern und Flächen.

Ich tue es gern, zur späten Stunde an einem bedeutsamen Orte ankommend mich gewissermaßen unter dem Schutze der Nacht ihm einschleichen. Denn nichts geht darüber, mit Sinnen, die von der Nacht und ausgiebigem Schlafe gereinigt sind, morgenfrisch einem höchsten Erlebnisse entgegenzugehen. Der alte Zeus war ein nervenstarker Gott; es ist bekannt, daß er durch einen Blitzstrahl das Bild lobte, das Phidias von ihm gemacht. Uns hieß er durch ein nächtliches Erdbeben willkommen.

TRIPHYLIEN

Der Name Olympia ist, von jeder durch ihn geweckten Vorstellung abgesehen, einer der schönsten der Erde. Es ist eine tiefe Schmach und Schande, daß man den Mißbrauch des Wortes Olympia in unseren Großstädten für die Orte der gemeinsten Zerstreuungen zugelassen hat. Selbst dieser edle klingende Name war verloren gegangen. Das heutige griechische Volk aber erfreut sich, berauscht sich fast an der Musik der alten Namen.

Wir verlassen Olympia nach zwei Tagen. Wir kommen wieder. Wer Landschaften kennen lernen will darf nicht eilig sein. Vor Sonnenaufgang reisen wir ab. Über der Gegend flammt der Morgen. Die Sonne steht noch hinter den arkadischen Gebirgen. Wir sind in der Talebene des Alpheios, eine Marschstunde ist sie breit. Den Boden bedecken Äcker, auch Sümpfe und Haiden, die sanft, fast unmerklich gegen die Berge ansteigenden Flächen aber Weinfelder, deren vornehmes Grün durch Morgentau und das gegen die Reblaus gespritzte Vitriol wunderbar blau abgewandelt ist. Die Eisenbrücke der Küstenbahn donnert jetzt über dem Flusse und macht die vor Tage noch schläfrigen, in der Morgenfrische frierenden Reisenden aufmerken. Der größte Fluß des Peloponneses ist so breit wie die Lahn bei ihrer Mündung, der Neckar bei Heilbronn, die Isar bei München, die Saale bei Naumburg. Er führt das ganze Jahr Wasser, doch neben seinem Sommerbette ist ihm ein weiter Raum für seine winterlichen Launen und Ausschweifungen gegönnt, in denen jetzt hohes scharfes Binsengras steht. Die Wasserfläche ist glatt, die Sonne ist aufgegangen, und der Fluß ist ein breiter Spiegel Licht. Als ein schwarzer stumpfer Schattenriß in den speerscharf zurückgeworfenen Lichtstrahlen bewegt sich das Segel eines Fischerkahns. Dann verschwindet das Flußbild hinter einem Gebüsche hoher weißstämmiger Eukalyptus.

Agulinitza baut sich schön im Morgendunste und Rauche der Frühfeuer an gelben Terziärgehängen auf. Weinfelder mit Feigenbäumen und Zypressen schmiegen sich an seinen Fuß, Maispflanzungen, Orangengärten mit den gelben Fruchtkugeln folgen. Jetzt zieht sich über dem Weingrün und zwischen dem Zinkgrau der derbrunden Köpfe der Feigenbäume ein schöner und eigenartiger Bildstreifen hin: hohe gelbe Grassteppe, darüber ein stiller großer See. Das jenseitige Ufer ist nur ein feiner Strich, und ein fernes dumpfes Brausen lehrt, daß der Strich eine Nehrung und das Wasser vor ihr eine Lagune ist. Pfahlbauten mit strohgedeckten Hütten ragen über die Wasserfläche hinaus, Aufenthalt der Fischer zur Zeit des Fanges. Man fischt auf großartige Weise: zur Zeit der großen Fischwanderungen wird die Nehrung durchstoßen und die Fische schwärmen in die Lagune. Dann füllt das Meer mit ausgeworfenem Sande selbst den Durchstich zu. Nun ziehen sich zwei lange grüne Striche, von Sumpfgras gebildet, gleichlinig der Nehrung durch den Strandsee, und von den drei durch die zwei Linien abge-

teilten Wasserstraßen ist die erste und dritte silbergrau, die mittlere himmelblau. Die Nehrung kommt näher. Die Grasstreifen lösen sich in einzelne Ballen und Kissen auf, die wirr über die nun ganz blaue Fläche hin verstreut sind. Die Reise geht jetzt scharf am Sumpfe entlang, und mit dem Verschwinden des Gartenlandes wird dem Bilde das Fremdartige genommen, das in der Verbindung einer nordischen Hafflandschaft mit südlichen Wein- und Feigenpflanzungen besteht. Die Nehrung ist ganz nahe. Dichter Wald von dunkelgrünen Kiefern bedeckt sie, Rot leuchtet hell heraus. Bald zeigt sich uns dahinter
Bild 1 und darüber, da wir zufuß die gegenüberliegende Höhe hinansteigen, der feste rotgelbe Strich einer Sanddüne. Das weite Blau des Meeres hebt sich auf, der untere Rand ist belebt von reihenweis aufrauschendem herrlichem Weiß, der obere in Nebel und Duft hinaufgetrunken. Ich wende mich ab und kümmere mich um meinen Weg; ein von Herdenglocken klingender Berg liegt unter unseren Füßen.

Blaue Bauern bestellen den braunschwarzen Acker der Marsch. Jetzt wird die Erde hell und steinig. Disteln so dicht und geordnet, daß man an eine Aufzucht der Menschen denken könnte, wehren den Wanderern den Aufstieg auf das Vorgebirge. Ziegen fressen munter die Distelköpfe ab. Makien des niedrigen strauchartigen Buschholzes folgen. Der Kalk wird betreten. Wir beachten ihn besonders, denn er steht hier einsam, vorgeschoben von den inneren Gebirgen. Eine schöngefügte, fast weiße Mauer aus vieleckigen Blöcken erhebt sich vor uns. Die Makia ist verbrannt und ihre halbverkohlten Reste zeichnen uns schwarze Striche auf die weißen Kleider. Sehr schwierig ist der Weg, schließlich übersteigen wir wie Feinde die Mauer und stehen im alten Samikon. Die Stadt zog sich den Hügel hinan, lange graue Mauerzüge mit Türmen und Toren sind wohlerhalten, Bergstufen von rohen Fundsteinen oder gefügten Blöcken suchen der Schräge Ebene zum Wohnen abzugewinnen. Dichte Makia und löchriger verkarsteter Kalk machen ein Ergehen im Mauerbereiche fast unmöglich. Ein Hirtenjunge grinst tierisch ins Land hinaus, und ein schwarzes Zicklein schreit jämmerlich nach der Mutter. Samikon heißt auf Deutsch etwa Hohenstein.

Im Norden vor uns wellt das helle Hügelland von Elis daher. Man erkennt in der Mitte die Furche des Alpheios und die Stelle Olympias. Vor den scharfen Bergen im Hintergrunde schiebt sich auf die milden elischen Hügel eine gewaltige Erdstufe herauf; von Stoffen, Kieseln und Geröllen gebildet, die aus dem Altlande ausgeräumt wurden, durch die bindende Kraft der in den trüben Wassern enthaltenen Kalkteilchen zu Geschiebefelsen verfestigt, verbindet sie für das Gemüt innig Elis mit Arkadien. Jetzt ist die Bergstufe dunkel von Wald. Santameri, der Bekannte von Patras, stellt sich im Bilde ein, hier wie dort eine Schmalseite zeigend. Breit lagert sich der Olonos daher; die höchste Spitze sitzt seinem Rumpfe wie ein Köpfchen auf. Wie reich ist die

Landschaft! Hochgebirge bedeutend und persönlich geformt, Hügelland eigenartig und verständlich gebildet, Küstenlandschaft, Lagune, Nehrung und die Fläche des Meeres mit einem leichten Drehen des Kopfes zu umfassen — Auge, ist es genug?

Ist Samikon „die steilummauerte Pylos“, die Burg des alten Nestor? Und die Dünenlandschaft da unten mit den hellen Terziärhügeln aus Sand und Mergel die sandige Pylos, wie Forscher glauben? Strabon suchte das homerische Pylos in dieser Landschaft, die den Namen Pylische Ebene trug. Wir werden es leicht glauben, weniger bemüht im Sinne der Karte als in dem des Landschaftsbildes und -erlebnisses die Lage der alten Orte zu finden. Über die Blöcke steigend machen wir sie wie matte Glocken klingen.

Das Vorgebirge tritt noch näher ans Meer. Zwischen Fels und Sumpf ist nur ein schmaler Pfad; von den Türken war der Durchgang geschlossen, sie hielten den „Schlüssel“, die kleine Burg auf dem untersten Blocke, in Händen. Die Eisenbahn geht nun durch die mit Kiefern bestandenen Dünen; man könnte auf die Landschaft blinzelnd glauben, im Hochsommer an der Ostsee statt zu Frühlingsanfang in Griechenland zu sein. Aber bald schaut oder blitzt das unergründliche und nie ermüdende Blau dieser eingedampften Salzflut herein, und von links über den toll geformten Kiefern und breitschirmenden Pinien leuchten die grauen nackten Kalkgebirge Arkadiens herab. Auf die Pinien müssen wir besonders aufmerken, denn den überhaupt auf die Meernähe beschränkten Baum bekommen wir in Griechenland kaum noch zu sehen. Zwar glaubt heute die Pflanzenkunde, daß diese reingeformte Pinie dem ganzen Mittelmeere von Natur aus eigen sei; aber wenn man bedenkt, daß sie im kälteren Italien so überaus häufig und herrlich entwickelt ist — man erinnere sich Kampaniens, dessen Merkbaum die Pinie ist, der unvergleichlichen Pinienhaine von Ischia und Ravenna — so ist denn doch Hehns aus den lateinischen Dichtern geschöpfte Meinung zu beachten, daß sie kein Wald- sondern ein Gartenbaum und fremder Herkunft sei. Die aus praktischen und schönheitlichen Gründen „ringsum beschnittene“ das ist an den unteren Zweigen gestutzte Pinie ist in dem Lande häufiger, in dem der Tag der Kultur zwar durch jüdische Wolkenschatten verdunkelt aber nicht durch asiatische Nacht unterbrochen wurde. Erzählt die Seltenheit des Baumes in den griechischen Landschaften nicht von ihren traurigen Schicksalen? Aber die Maschine unseres schnellen Zeitalters entreißt uns schnell trüben Erinnerungen und unsicheren Gedankenfolgen. Im mattblauen Strandsee spiegelt sich nun ein breites rosa Gebäude, das im Vormittagschatten des Gebirges steht, ein Badehaus über heißen Quellen. Dichte Rebe durchgrünt jetzt die sandige Pylos, hier und da, sehr willkürlich verteilt, steht die Zypresse einzeln oder in Gruppen; die Bäume sind fast schwarz im Mittagslichte. Jetzt durchfahren wir wilden Makiabusch; blaugrün sind die älteren, frischgrün die jungen Blätter. Alle

Farben der Landschaft hält das stetige und innige Blau des Meeres zusammen. Oder wir suchen hier die sandige Pylos. Der Ort bleibt sich gleich, wenn nur das Bild das rechte ist. Die Landschaft blieb die gleiche.

Von hier nach Messenien hinein über den Paß von Kokla geht die Reise zuerst durch ein weites Tal mit breiten und runden Formen. Öde, steinig und rötlich ist das Land. Wir sind im Gebiete leicht zerfallenden Hornsteins. Nun treten Weiden und Felder auf, im Kalke der Wasserscheide meldet sich arkadische Landschaft: Eichbäume auf steinübersäten Hängen, denen Felder in Stufenbauten abgezwungen sind, in den Mulden die rote Verwitterungserde des Kalkes. Doch ist es nur eine Ahnung Arkadiens, die an uns vorüberzog; bei zweihundert Meter Meereshöhe beginnen plötzlich die Räder schneller zu laufen, die Wasserscheide ist überschritten, sogleich begrünt und bereichert sich die Landschaft. Felder mit niedrigen Reben, Öl- und Eichbäumen bedecken die weite rötliche Erde. Einige Dörfer liegen auf den Bergkuppen. Ein Esel steht im Schatten eines Ölbaumes; der Schatten ist so dünn wie von einer Spitzendecke. Eigenartige Buschsteppen mit nur meterhohen sommergrünen, also laubwechselnden Eichensträuchern fallen auf. Kräftiger Wind bläst hinter uns vom Ionischen Meere her. Über Getreidefeldern und runden Hügeln schaut alsbald der schneebedeckte einzige Taygetus her und der messenische Merkberg, der dunkle Ithome. Ein wenig heftig ist der schnelle Wechsel der Landschaften, aber in diesem überreich gestalteten Lande muß man immer wach und frisch sein. Nun sind wir im sonndurchwogten messenischen Fruchtparadiese.

MESSENIEN

Wir leben uns in Messenien an verschiedenen Punkten ein. Ein Kegel harten Gemengfelsens erhebt sich über dem größten Orte Messeniens, Kalamä, der so groß wie eine mitteldeutsche Kreisstadt ist. Er liegt in der Südost-
Bild ecke des Landes. Zwischen Maulbeerbäumen und Zypressen baut
112 er sich in schönem Spiele von Senkrechten und vorwiegenden Wagerechten den Hügel hinan. Im stillen Hofe der Kreuzfahrerburg wuchert eine Wildnis von Blumen. Bis zum Leibe reichen die gelben Margeriten. Ein Nebel aus Frühlingsduft und Mittagslicht ist im Lande. Nach Messenien hinein sieht man zunächst auf das breite Flußbett hinab, in dem sich der vom Taygetus zuströmende Nedon zur Winterzeit umherwirft. Unter den strengen Strahlen der Aprilsonne ist der Bursch vom Gebirge sehr stille geworden. Ein Flußbett von der Breite des Rheines bei Basel birgt einen Bach guten deutschen Maßes in sich. Als wir am Morgen den Fluß überschreiten wollten, mußten wir einen Wall hinauf, nicht wie man es gewohnt ist einen Graben hinabsteigen, denn der Nedon ist von Erdwällen und Mauern eingefaßt, sein Bett liegt höher als die Decke der Straßen, die er quert. Und jedes

Jahr erhöht er es. Eine Herde von gelben Schafen, von einem schwarzen Tiere geleitet, bewegt sich keilförmig geordnet durch das Bett zum Bache; dort wird der Keil schnell zu einem der Wasserader gleichlinigen, in der Mitte dicken nach den Enden sich verdünnenden Striche. Mädchen stehen waschend in der Rinne, Knaben führen Karawanen von Eseln, die schwer mit Grünfutter beladen sind, durch das weißgraue Steinbett, das Auge verfolgt lange Wagenspuren und entdeckt in der Ferne Männer, die Kies durch Drahtgitter hindurch in Karren werfen; von den Gittern wölkt feiner Staub auf.

Auf dem anderen Ufer stehen weiße, blaue, meist rosa gefärbte Häuser unter Zypressen. Das zurückfliehende Ufer baut sich in Stufen auf, nach oben hin vermindern sich die Zypressen, und Ölbäume besetzen das Gelände. Zuerst ist das lebhafte Ziegelrot der Erde auffällig, aber es ordnet sich schnell ein in das Naßgrün der Maulbeerbäume, das Schwarzgrün der Zypressen, das Hellgrün der Feigen. In der Ferne beschließt das Bild ein vielbewegter Bergzug, den ein milchiger Dunst einhüllt und das der schweren Erde angehörende Gebilde an die lichten Lüfte des Himmels schließt. Der Burgberg Ithome, dessen Bild
Namen der gebildete Abendländer immer mit dem Worte Messenien 2
zusammendenkt, drängt sich noch am Rande als unumgänglich in das Bild ein.

Nach Messenien hinaus erscheint zunächst über den braunen Kästen der Häuser Kalamäs das Meer. Es ist heute bleich, ohne Farbe, die Wasserebene ist hier und da dunkel gefleckt. Ein Segler mit hochgespannten grauen Tüchern, selbst starr wie erstorben auf der unbewegten Weite, gibt der im Mittage toten Landschaft Leben. Die zarte Sichellinie des Ufers schließt die dichten, durch einige schwarze Zypressen gewissermaßen aufgelichteten Ölbaumhaine vom nackten Meere ab. Die Mitte der Bucht ist Flachküste, rechts und links bauen sich wie natürliche Riesendämme der Taygetus hüben, der Lykodimo drüben in die See hinaus. Dieser, ein Kalkberg, ist wider Erwarten weich und rundlich; bis über den Gipfel weg hat ihn ein junges Meer überflutet und abgehobelt. Der von hier sichtbare Teil des Taygetus ist trotzig geschärft.

Ich erschrecke plötzlich, ich stehe auf einem Mauerklotze der Burg, aus dem die dunkle Höhle eines eingestürzten Gewölbes gähnt. In der Tiefe wächst ein einziger Feigenbaum. Eben jetzt zu Mittag erhält er eine schmale Garbe Sonnenstrahlen. Sein Stamm ist so silberweiß und sein Laubwerk so kräftig grün wie das seiner freien Brüder draußen vor der Burg am Berghange; aber jene tragen unter den handförmigen Blättern dunkelgrüne Früchte, dieser einsame nicht.

Die Alten nannten dies Messenien makaria, das selige. Schlaraffenland scheint es jedenfalls für die Gefangenen zu sein, in deren Zellen und Höfe wir von oben hinabschauen können. Wohlgekämmte Männer liegen hinter dünnen Fenstergittern; in den Gefängnishof steigt ein

Sträfling hinunter; er trägt eine Mandoline unter dem Arme und sucht den Schatten; dort setzt er sich auf einen Stuhl nieder, rührt die Saiten an und singt. Aus den Schilderhäuschen auf den Ecken der hohen Hofmauer treten Soldaten mit Gewehren und aufgepflanzten blitzenden Seitenmessern in die Sonne heraus und lauschen. Eine Schwalbe schießt vorbei, mit der Schnelle ihres Fluges huscht über ihren Federrücken ein stahlblauer Glanz.

Auf einem Platze nebenan, der durch ein Gitter dünner Zypressen gesehen rötlich und kahl aus Olivenhainen herausschaut, übt sich die junge messenische Mannschaft gegen die Spartaner, die heute Türken heißen.

Jetzt hören wir aus den Kerkern einen eigentümlichen, an die Weise der Araber erinnernden Chorgesang; ein Sänger trägt vor, während die übrigen einen Ton auf einem Orgelpunkte festhalten. In den griechischen Kirchen hört man diesen Gesang als Ersatz des verbotenen Orgelspiels; man bedauert kaum das Verbot. Wir ruhen im kühlen Schatten eines Burggewölbes und genießen das rote Fleisch einer Goldorange. Währenddessen stellt die Natur wie ein auf sein Werk stolzer Künstler genau in den Rahmen des Gewölbes einen schöngeformten mächtigen Kalkklotz des Taygetus, den Berg von Selitza, hin. Der Klotz hat oben einen Rücksprung, eine Art liegender Hohlkehle, welche der ungefügen Masse Gestalt gibt. Es liegt da ein Streifchen leicht verwitternden Flysches. Das Lüftchen, das von rechts durch die Bogenöffnung streicht, ist beladen mit den süßen betäubenden Düften blühender Orangen, während das Gegenlüftchen den harzigen kernigen Geruch von Kiefern hereinträgt. Das wechselt hin und wieder und läßt mich schwanken in der Liebe zur südlich vollen und nordisch herben Natur, ohne daß ich mich für eine ausschließlich entscheiden könnte. Obgleich durch den Duft des Nadelholzes an nordische Landschaften erinnert, fällt mir doch das Blau einer Kornblume draußen auf; ich gehe hinaus und sehe einen blauen Schmetterling auf einem Halme sitzen; von Zeit zu Zeit bewegt er furchtlos und gemächlich die Flügel.

Wir wandern aus Kalamä hinaus. Der Markt ist den ganzen Tag voll von schwatzenden Müßiggängern, die über die Haltung der Mächte und die Kretafrage streitend die Fremdlinge mit unangenehmer Aufmerksamkeit auf Schritt und Tritt verfolgen. Einem messenischen Ölbaumhaine gilt der Nachmittag. Die breite Landstraße führt uns hinaus. Mit Orangen beladene Eselkarawanen halten uns auf, und die Gerüche eines offenen Ladens mit Fellen und Häuten jagen uns davon. Die schwarzgraue Decke eines Wolfes aus dem Taygetus hängt kläglich an einem Haken. Es war der einzige Wolf, den wir im wölfereichen Lande sahen. Der Staub der Landstraße ist von eingewalzten Kalksteinen weiß, die Erde rechts und links aber rot. Selbst die kleinen Hufe der Esel erregen Wolken von Staub. Alles reitet, Weiber und Kinder, Bauern und Bürger, auf niedrigen ruppigen flinken Eseln, Soldaten

auf Pferden. Und der ganz arme Eingeborene und der — im Sinne der Eingeborenen — unendlich reiche Europäer, der „lordos“, gehen zufuß, und reiche und arme Eingeborene schütteln den Kopf.

Wo eine Vigna mit jungen Reben oder in einer Furche, wo das Grundwasser nahe, ein Fruchtgarten mit Orangen, Zitronen, Mispeln, Feigen über Saubohnen sich ausbreitet, wird die Straße von der unfreundlichsten Hecke eingefaßt, jenen Blatt aus Blatt und Blatt an Blatt sich fügenden Kakteen. Wenn man im Vorbeiwandern mit der Eisenspitze des Stabes in ein Blatt dieser wasseraufspeichernden Pflanzen stößt, spritzt der Saft so heftig heraus, daß er die Hand an der Krücke benetzt. Die Feuchte schmeckt wie der Saft rohgegessener Saubohnen. Schon von weitem haben sich die Gärten verraten durch das Knarren eines Schöpfrades, das von einem elenden Pferde mit verbundenen Augen bewegt das Grundwasser hebt. Nur bei reichlichem künstlichem Bewässern gedeihen die edlen Baumfrüchte in den dichten Gärten. Der Ölbaum aber, der eingeborene Baum, bedarf künstlich zugeführten Wassers nicht und ist wie die mit weit ausgreifenden Wurzeln ausgestattete Rebe geeignet, die lange Sommerdürre zu überstehen.

Der Ölbaum ist eigentlich ein häßlicher Baum. Da ist fast jede Form möglich; jetzt wächst er senkrecht, jetzt schräg auf, nun neigt er sich nach vorn und beugt sich bald nach hinten. Dort ist die obere Hälfte des Stammes dem Boden gleichlinig umgebrochen, da ist der Kopf beinah bis zur Erde geneigt. Dieser Stamm ist klotzig untersetzt, jener von tiefauf in lange gewundene Hälse zerteilt, sodaß man im Dunkel vor ihm wie vor der Lernäischen Schlange erschrickt. Die Blätter sind hart und dickhäutig, geschützt gegen übergroßes Verdunsten des Zellenwassers. Schon Goethe bemerkt die Ähnlichkeit des Ölbaumes mit einer nordischen Weide. Der Baum ist der verkörperte schrankenlose Eigenwille; man wird nicht zwei Stücke finden, die sich gleichen. Auf die Dauer ermüden diese ewig neuen Formen, das Auge entdeckt mit Vergnügen die schwarze Senkrechte einer Zypresse, die sich mit der blauen Wagerechten eines fernen Streifens Meer schneidet; es ist, als ob in diesen Ländern die Natur selbst dem stillosesten Baume, der Olive, den stilvollsten und vornehmsten, freilich auch formenärmsten habe entgegensetzen wollen, damit das künstlerische Gleichgewicht in den herrlichen Bildern ihrer Landschaft erhalten bleibe.

Der Ölbaum ist ein heiliger Baum. Er ist dem Eingeborenen sozusagen Kuh und Schwein, das Fett des Öles ersetzt die niegesehene Butter und das seltene Fleisch. Wie oft ist sein Lob in den frommen und den schönen Büchern gesungen, die uns aus dem Morgenlande überkommen sind! Etwas von der Stimmung des Achtungsvollen trägt man in Ölbäume und Landschaften mit Ölbäumen hinein.

Unfreundlich ist der Boden, rot und grusig. Grober Sand und abgewitterter Kies, gelegentlich auch dicke gerollte Steine, setzen ihn zusammen. Wiesengräser und Kräuter trägt er nicht; wenn man sich

niederläßt, muß man sich vor Disteln und stachligen Gewächsen hüten. Nur die langen festen gleichlinig gerippten Blätter der Asfodeloszwiebel lassen einen bequem sitzen, wenn man es über sich gewinnt, den hohen Blütenstengel zu knicken und sich in die Pflanze zu setzen. Dann hat man in Augenhöhe neben sich die zartroten Blüten der Nachbarn. Keine raschelnde Blätterstreu vermögen die weitstehenden kleinblättrigen Oliven in den Hainen zu bilden.

Aber sehr fruchtbar muß der garstige Boden sein. Fast überall breitet sich unter den Bäumen ein Feld von Nutzpflanzen aus und erheitert durch irgendein Buntes in Blüten oder angelockten Insekten die ernste Einheit von Baumgrau oder Bodenrot. Pfade gehen wirr hindurch, man verfolgt Radrillen oder Linien, auf denen in Abständen Schafdung sich findet, oft mitten durch die Hainfelder. In Rinnen, die fußtief und steilwandig sind, oft auf Meterlänge aussetzen, um plötzlich in Gestalt einer metertiefen Gasse mit scharfen Rändern wieder aufzutreten, stürzt das Wasser der meist kurzen heftigen Regen dahin. Hier und da sind vor den Ölbäumen oder um sie herum aus dem Stoffe des Bodens flache Teller oder Wannen gebildet, das Regenwasser aufzuhalten. Der Schritt klingt auf dem harten, jetzt eben nach dem Winter schon gebackenen Boden, und man sehnt sich fort aus diesen endlosen Hainen, die den größten Teil der roten, vor dem Gebirgsfuße sich ausbreitenden Stufenplatte bedecken. Wie anders, wieviel gastlicher und schöner ist eine deutsche Kräuterwiese oder ein Obstbaumhain! Ich denke an die grünen mildgeformten Matten am Bodensee und habe Heimweh.

Sich auf den Boden hinwerfen wie in eine nordische Wiese und die liebe Erde umarmen kann man in Griechenland nicht. Das kleine bescheidene dichte Gras gibt es nicht, die Pflanzen sind alle größer, schöner meinetwegen, und so sehr Reichtum der Formen und Arten den Kenner entzücken mögen, einen weichen Teppich für den Träumer bilden sie nicht. Dazu fehlt ihnen sozusagen ein Gesellschaftssinn. Die Kraft der Sonne und lange Zeit der Dürre zwingen sie, möglichst wenig Brüder neben sich zu dulden; sie sammeln die dünne Feuchtigkeit weit umher und der Boden ist immer etwas nackt. Der Nordländer soll seine Natur nicht vor der südlichen schelten. Überall ist die Erde eigenartig und so wie sie sein kann, überall ist sie gerecht. Es gibt in der Tat eine ausgleichende Gerechtigkeit in den Landschaften. Ist hier auch alles schöner und reicher als bei uns, so gibt es nicht das gleich innige Verhältnis zwischen Mensch und Natur. Die einfache, doch glühende Naturliebe ist etwas Neues und Nordisches und beginnt langsam die Herzen des Südens zu erobern.

Ich wollte einmal in einer nordafrikanischen Oase im Mittagschatten ausruhen. Man denke an die köstliche Mittagsruhe einer deutschen Sommerwanderung am kräuterduftenden Waldrande oder im dichten Schatten eines Apfelbaumes „beim Wirte wundermild".

Dort aber vermochten die Wedel der Palmen mir nicht genügend Schatten zu geben. Der Boden trug kein einziges Gräschen, er war unter der Sonnenglut in pflastersteingroße Blöcke gerissen, in die Spalten konnte man die Hand bis zum Gelenke hinabstecken. Die Ränder der Risse waren hart und messerscharf. Dicke Insekten krochen umher, welche dem Auge, das dem Boden nahe war und das Blau des Himmels zwischen ihren Beinen sah, schreckhaft groß erschienen. Was in der Luft summte waren reine Wunder, aber um so lästigere Plagen je größere Wunder. Die Füße hatte ich in einen künstlichen Wasserlauf gelegt, aber der scharfe Rand der Rinne schnitt ins Fleisch, und unbestimmte Furcht vor Insekten hieß mich die Füße wieder in die heißen Schuhe stecken, durch deren Sohlen der Sandboden geglüht hatte, als stände ich auf der Platte eines Ofens. Am nordischen Junimittage habe ich manche Stunden in der Blumenwiese geschlafen, dort aber trieb es mich bald wieder auf und mürrisch wanderte ich weiter durch die harte Natur. Am Gleicher, wo das Brot auf den Bäumen wächst und der Mensch fast jeglicher Arbeit überhoben ist, haust das große Wild in Wäldern, Sümpfen und Steppen. Tiger, Riesenschlangen, Skorpione und Sandflöhe, die sich unter die Zehennägel graben und mit dem Messer herausgeschnitten werden, machen verstehen, daß die Bewohner der tropischsten reichsten Natur am wenigsten Natursinn haben. Kommt man wandernd an einen mitteleuropäischen Fluß oder Bach, so werden schnell die Kleider abgeworfen, man schwimmt hindurch oder wälzt sich eine Weile auf weißen Kieseln. Am Weißen Nil aber weicht man aus Furcht vor den Krokodilen dem Strome aus, oder wenn die Lust nach Naß unbezwinglich ist, so stellt man Wachen auf, die im Umkreise mit ihren Flinten ins Wasser schießen. Selbst dort, wo das Dampfschiff die Krokodile vertrieben hat, macht der elektrische Fisch, der berührt plötzlich seine Spannung auf den Schwimmenden entlädt, das Bad unbehaglich. Und in Griechenland gibt es kein Heu! Man male sich recht die Sommerlandschaft aus, in der Heu fehlt. Da wogt kein hohes Gras, durchschossen vom rötlichen Sauerampfer. Und im Juni, wenn zum ersten, und im August, wenn zum zweiten Male geschnitten wird, weht nicht durch die Luft bis weit herein in die Städte jener einzige süßherbe Heugeruch! Wer einmal einen Juninachmittag oder gar eine Nacht im Heu durchgeschlafen hat, wird sich vergebens diesseits der Alpen — ich bin ja in einem messenischen Olivenhaine — nach einer gleichen milden Erregung aller Sinne umsehen. Je gewaltiger um so unbehaglicher ist die Natur, und je mehr Bewunderung sie erregt, um so mehr erweckt sie feindliche Gefühle. So grolle man nicht und schwärme man nicht, sondern begreife jedes für sich.

Solche Gedanken bewegen mich, während ich da auf dem roten Gruse und den harten Zwiebelpflanzen liege. Etwas weiter in Augenhöhe blüht unter den Bäumen ein Feld blauer Lupinen. Aus der Ferne klingt eine Glocke, gewiß von einer Ziege; und genau denselben Ton

höre ich über Jahr und Tag zurück an einem Berghange der Eifel, da ich dort die Kühe hütete. Die Sonne sinkt schnell, schneller als bei uns, wenn auch nicht so schnell wie in Nordafrika, wo sie zusehends vom Himmel stürzt. Nach Sonnenuntergang beginnt der rote Grund merkwürdig zu leuchten. Er scheint selbst zu glühen und unwillkürlich schaue ich durch die Baumkronen nach oben, ob nicht das Gezweig des Haines wider den Himmel schattet. Die Dämmerung ist kurz, unversehens ist es dunkel. Und plötzlich donnert laut das Meer.

Der Nacht entgegen, die von Osten kam, zog von Westen ein Gewitter herauf. Gegen Morgen goß schwerer Regen nieder. Der neue Apriltag war grau verhängt und peinigend schwül. Man verweilte im dunkeln kühlen, nach dem Hofe gehenden Zimmer. Der Hof ist blau getüncht, von drei Seiten vom Hause umgeben, auf der vierten von einer hohen Mauer begrenzt, über die zwischen grünem Laube einige gelbe Zitronen aus dem Nachbarhofe lugen. Der Hof hat eine eigene Seele, er lebt in der Dichtung des Morgenlandes. Es ist von Menschen stille, aus dem dunkeln Grunde plätschert es herauf, und von der Höhe des Balkons sehe ich unten in der Tiefe des Brunnenschachtes Scherben vom Himmel; unterirdisch fließt dem Brunnen starkes Wasser zu. Ein Schwalbenpaar zwitschert. Der Vogel trägt einen weißen Leibrock, eine braune Halsbinde und über dem Rücken einen stahlblau glänzenden Mantel; das Gehen seiner kurzen Beinchen auf dem Simse unter dem Dache ist eher ein Watscheln; wie eine Schleppe schleift die lange Schwanzfeder; das Weibchen sitzt unbeweglich im Nestloche. Die Schwalben zwitschern, und das Wasser plätschert den ganzen Tag.

ITHOME

Wenn man die Schönheit sieht und genießt, bereitet es noch ein anderes Vergnügen zu wissen, warum der gefällige Gegenstand schön ist, überhaupt nur, warum er so ist wie er ist. Das wissenschaftliche und künstlerische Erkennen sind nicht so weit voneinander entfernt, wie platte Wissenschaftler und tolle Künstler aus Unfähigkeit des einen für das andere uns glauben machen möchten. Der Berg genießt ja auch einen ungeheuren Ruf, er tritt im Landschaftsbilde Messeniens, von wo aus immer man es sehen mag, so deutlich hervor, daß man ihn aufdringlich nennen würde, wenn er nicht so schön wäre. Er ist für Messenien, was der Fujijama für Japan, der Vesuv für Kampanien, der Hohenasperg für Schwaben, das Siebengebirge für die Kölner Bucht ist. Er reizt uns, so sehr wir ihn lieben, er fordert uns heraus, so wenig wir ihn missen möchten. Er verlangt gebieterisch einen Tag. Im Altertume war er Zeus selbst geheiligt.

Bild 2 u. 120
Die beiden Gipfel des Gebirgsstockes von Vurkano bestehen aus zwei Kalkklötzen, die einem breiten Rumpfe aus Flyschsandstein und

schiefrigem Hornstein wie Köpfe aufgesetzt sind. Die Gestalt aus dem Stoffe herausbilden war ein künstlerisches Geschäft, bei dem der formende Daumen der Natur sich an das halten mußte, was Härte des Stoffes und seine Lagerung vorschrieben. Im steileren Gipfel, dem Ithome, fallen die Schichten in der Richtung der großen inneren Bergschräge, sodaß auf dem platten Rücken eine schiefe Ebene entsteht, die seit Epaminondas in Stadt und Festung Messene einbezogen war. Die steile und scharfe nördliche Kante entstand außer durch Erdbewegung dadurch, daß die Verwitterung an den offenliegenden Schichtköpfen leichter angreifen konnte als an dem unter einem Kalkpanzer liegenden Rücken. Der andere Gipfel Eva ist unter gleichen Bedingungen ähnlich, doch viel weniger klar, künstlerisch unreiner gebaut, sodaß er wie ein Vorentwurf zum Ithome erscheint, den die Bildnerin Natur aufgab, doch in der Werkstatt stehen ließ, ohne sich zu schämen. Die beiden Berge erheben sich auf einem gemeinsamen Unterbaue so im rechten Winkel Bild
zueinander, daß der eine dem in Messenien Wandernden immer die 2 u. 3
Schmalseite zeigen muß, wenn der andere die Breitseite bietet.

Aus Fruchtgärten und Olivenhainen wandert man auf den Bergfuß des Flyschsattels über steinige, mit Steppenpflanzen bedeckte Vorhügel. Eine ordentliche Pilgerfahrt ist anstrengend, und Zeus läßt seine Sonne glühen. Ab und zu gewährt er auch Ruhe hinter einem strauchähnlichen wilden Ölbaume auf einem der seltenen Fleckchen Erde, die mit feinem wolligem Grase und dichten Kräutern bedeckt sind wie eine nordische Gebirgsmatte. Kleine braune Vögel spielen stumm umher, und man fragt sich, ob Nachtigallen so hoch heraufkommen. Der helle Boden wird dunkel, rotbrauner lockerer Hornstein tritt auf und der Weg geht plötzlich unter frischem grünem Laubwalde mit Eichen hin. Nachtigallen flöten. In berauschender Farbenpracht steht Bild
der Fruchtgarten des Klosters Vurkano. Die Blume ist doch eines der 4
höchsten, äußersten Gebilde der Natur, und wie über alles Schildern schön ist es, wenn die Bäume zu Blumen werden. Die Bergwand des Eva schattet, durch die von leichten Lüftchen gerührten Blätter des Laubbusches scheint das Sonnenlicht zu rieseln, durch die Lücken des Gezweiges singt fast das Weiß, Violett und Rosa des Blütengartens hindurch, Chöre von Nachtigallen rühren dem Wanderer die Seele mit hundert wehen Freuden auf, und der Weg im blutroten Hornstein ist weich und eben. Wie wenig bedarf der Mensch, um glücklich zu sein, wenn ein weicher ebener Weg im Schatten so glücklich machen kann!

Jetzt sperren den Pfad an der Wand des den Eva mit Ithome verbindenden Sattels Schwärme von Bienen. Eine Quelle rauscht an der Schwelle des Kalkes, doch oasenartig so von Brombeeren, Disteln und Stauden überwuchert, daß es unmöglich ist, sich zu nähern.

Wir betreten den Kalk. Wir kommen ans weitläufige lakonische Tor, von dem noch einige Grundmauerzüge und schöngefügte Quaderwände sichtbar sind. Es verwehrte dem alten Erbfeinde den Eintritt in

die neue Sammelstadt Messene. Wir können in das bei vierhundert Metern liegende bunte Kloster Vurkano von oben hineinsehen. Es ist ein regelrechtes griechisches Kloster, ein viereckiger Hof, die Kirche inmitten; die Gebäude haben nach innen offene Schattengänge, in denen die Mönche gewöhnlich leben; wir sehen ihre winzigen schwarzen Gestalten sich bewegen. Die Gegend ist einsam. Hin und wieder taucht ein schwarzer Mönch oder ein brauner Hirt auf, und nachdem die ewige Frage nach dem Vaterlande beantwortet, ist man wieder in der Einöde. Der Anstieg auf der vorderen Seite gegen die schräg eintauchenden Köpfe der Steinlager ist sehr schwierig. Kanten und Spitzen stehen über Löchern und Mulden hervor, denn die Verwitterung wirkt auf die Schichten nach dem Grade ihrer Härte verschiedenartig ein. Man steigt oft meterlang über offene, durch das Regenwasser gerillte, geneigte Kalkplatten als auf einem vollkommenen Boden hinauf und knickt gleich die Füße in klingenden Scherben von Steinschutt. Das Knieholz dürftiger Makien gibt keinen Schatten, und Zeus folgt den Pilgern mit seiner Sonne um den Berg herum, deren Strahlen gegen Mittag auf die schräge Südseite senkrecht fallen. Wohl merken wir, daß Ithome dem Sprachstamme nach „die Steile“ bedeutet. Einiges braune ruppige Rindvieh von der Größe eines starken Hundes steht da und dort und glotzt, indem es wiederkäut. Die Wolfsmilchstaude blüht gelbrot. Wir können nunmehr auf den Scheitel des Zwillingsberges Eva schauen; sein Name ist der in Ewigkeit wiederholte, dort zuerst erklungene Freudenruf der den Dionysos umschwärmenden Bacchen: Eua. Bald sehen wir auch hoch oben vor uns starke Mauerzüge schöner lichtgrauer Quader, mit denen die Akropolis des neuen Messene und das Heiligtum des Zeus bewehrt waren; helle Freude bewegt uns, im tückischen Kalke uns mühend, etwas von der Heiterkeit überkommt uns, welche die Vorstellung des Vaters Zeus ausstrahlt. Seine Gestalt ist doch die vollkommenste Gottvaters unter allen Bildern, die sich Menschen von Göttern machten. Schließlich — es hängen aber noch viele Schweißtropfen an diesem Wörtchen — tritt uns Gott-Vater Zeus — der Gott war nie rechthaberisch und unduldsam — in Gestalt eines steinalten schmutzigen griechischen Mönches entgegen und bietet einen Trunk Wasser an. Das Trinkwasser ist in Griechenland, einem Lande, in dem noch nicht jedes zehnte Haus des Dorfes eine Schnapsschenke ist, etwas Heiliges. Hier ist es an sich schon kostbar, denn es muß tagtäglich heraufgetragen werden aus der Quelle Klepsydra, die an der inneren Seite des Berges fließt, dort wo der Hornstein unter dem Kalke ausfällt. Dreifach heilig ist dieses Wasser, denn der junge Knabe Zeus wurde in ihm von den Nymphen gewaschen. Im Altertume schon trug man es täglich herauf auf den Gipfel.

Bild 5 Ein halbverfallenes griechisches Klösterchen, die schönste Einsiedelei, nimmt heute den Platz ein, wo der Opferaltar des Gottes der unglücklichen Messenier stand. Nachdem wir vor der schwarzen Mutter-

gottes oder Panhagia „Allheiligen" im stallartigen Kapellchen ein Weilchen gestanden haben, bringt der Einsiedler einen Rosenkranz starkgesalzener Feigen und braunen Wein in schmieriger Flasche herbei. Wir nehmen seine Geschenke an und laden ihn als Gegengabe zum Mittagessen ein, das auf einem abendländischen Spirituskocher bereitet wird. Der gute Alte aber verschmäht es und sieht mißtrauisch die teuflischen Künste der Fremden an. Wir plaudern vom Quellwasser, von den Türken, von der Panhagia — dann aber treibt es mich mächtig fort, allein zu sein.

Das Gestein, das auf dem Gipfel in Platten und Blöcken zutage tritt, ist dünnbankiger Kalk von einer ans Weiße streifenden Helle. Zwischen dem Gesteine und im Hofe des Klösterchens, allüberall auf dem heiligen Berge, breitet sich eine Wiese des lieben nordischen grünen Grases aus, über das jetzt Tausende entzückender Maßliebchen emporsprießen. Grün des Grundes, lockeres Weiß und das Gelb der Blumenaugen — das kräftigste ist das Weiß — wie stark diese bescheidensten Farben malen! Schnee von Farbe und Blume von Form, so bedeckt der Wunderteppich den Gipfel unter der klaren, hier oben milden Sonne. Drei rote Anemonen glühen im endlosen Weiß. Wahrlich, wir sind beim Lichtgotte daheim.

Das war der Altarplatz des bildlos verehrten Zeus, später die Tenne der Mönche und heute gelegentlich ein Tanzplatz der Pilger. Eine Stimmung aus Heiterkeit und Majestät gemischt ist um mich und in mir. Ich meine das unwiderstehliche Wort des Delphischen Orakels, den Spartanern gesagt, zu hören: Den Schützling des Zeus vom Ithome laßt frei!

Ich liege in den Blumen und kann mir nicht denken, daß es eine schönere Stelle auf der Erde gibt. Aus Steinen, Gräsern und Maßliebchen, aus diesen gewiß einfachsten Mitteln ein so berückendes Bild zu schaffen, das ist dem größten der Götter vorbehalten. Ich liege dort im Sonnenschutze der Mauer des Klösterchens, der weiße Einsiedler streicht schweigend umher, gefolgt von einem gelben mißtrauischen Hunde. Um die Aussicht bekümmere ich mich nicht.

Ich gestehe, im allgemeinen niemals viel von großen Aussichten gehalten zu haben. Man ist den Pflanzen und Häusern der Niederungen so entrückt, daß sie in Menge nur noch als farbige Flecke, nicht als Wesen wirken, die Flüsse sind Streifen, die Berge vielförmige Massen, aber alles ist tot. Jedenfalls gibt es nichts, mit dem man vergleichen könnte, keinen Baum, keinen Menschen, kein Haus. Alles ist maßlos. Die Landschaft ist wie eine leblose Formbildkarte. Mir ist zu tiefe Achtung vor der Größe der Natur eingeboren, als daß ich die Natur von großen Aussichten gerne sähe. Mag die Erfahrung hinzukommen, daß die oberflächlichsten Menschen an den Aussichtspunkten in pflichtgemäße Rufe des Entzückens ausbrechen. In Wüsten, wo es am einzelnen Leben mangelt, mag man Aussichten wohl genießen, eben weil die

Leblosigkeit der Wüste das Große ist. Ein Blick auf die arabische rote Sand- und Steinwüste, etwa vom Mokattam, mag Wonnen enthalten, und tief bewegt kann man wohl auch auf dem Gornergrat stehen und in die weiße Gletscherwüste um Monterosa und Matterhorn schauen; aber bei anderen berühmten Aussichten, vom Drachenfelsen am Rheine, vom Ulmer Münsterturme, von der Peterskuppel und vom Vesuve — ich war enttäuscht. Vielleicht ist meine Abneigung die des Landschaftsmalers gegen die Aussichtsmalerei. Es gab eine Zeit, wo Landschaften malen hieß schöne Aussichten malen. Man lese in den Lebenserinnerungen Ludwig Richters nach, was dieser Künstler von der „Vedutenmalerei“ gelitten hat.

Das aber ist ein Vergnügen der großen Aussichten, in der Hand die geologische Karte, in der die Stoffe der Erdrinde eingetragen sind, die Eigenart der Naturformen zu studieren. Der Paß nach Triphylien links, über den wir kamen, liegt im harten Kalke und im weichen Hornsteine. Er würde wohl nicht so niedrig sein, wenn nicht der Hauptfluß Messeniens, Pamisos, seine Quellwurzeln an der diesseitigen Paßhöhe hätte. Die Quellwurzeln im Sammelgebiete der Flüsse fressen geradezu Land. Der Paß nach Arkadien geradeaus ist höher und sozusagen paßechter; in seiner Nähe fehlt ein größerer Fluß. Plötzlich kehrt mir die Vorstellung wieder, daß das peloponnesische Land wie ein riesiges menschliches Haus ist, kehrt mir verstärkt und vertieft als Grundriß eines großen Palastes wieder, in den sich die Gebirge und Landschaften wie die Mauern, Höfe und Säle einordnen. Dies Messenien ist ein großer, nach dem Meere zu — in Altertum und Neuzeit der großen Zufahrts-
Bild 7 straße der Welt — geöffneter Hof. Er ist durch einen Riegel aus Flysch geteilt, auf den man vom Ithome hinabsieht. Der Riegel ist so niedrig, daß er das Einheitsbild des messenischen Hofes nicht stört, und schließt doch die beiden Teile vollständig voneinander ab. Der Pamisos aber hat sich aus dem oberen in den unteren Hof eine Tür gebrochen, die Schlucht am Fuße des Ithome.

Das Bergpaar ist wie unter dem Zwecke der Schönheit ins messenische Land gesetzt. Es steht auf der Scheide der beiden Messenien, ist aber von jedem Punkte der beiden Landschaften aus sichtbar und be-
Bild 120 herrscht die untere wie die obere. Obgleich es stofflich zu dem westlichen großen Kalk- und Hornsteingebirge gehört, ist es baulich von ihm getrennt. An der Westseite des Ithome schaut man in ein nach
Bild 6 Süden streichendes Längstal hinab, dessen Wände Hornstein, dessen Sohle Flysch sind. Die Stoffe schon bedingen weiche und ruhige Formen. Außerdem entspricht der Talzug genau der nordsüdlichen Faltenmulde einer ostwestlichen Wellenbewegung im Gebirge, deren östliche Welle unser Gebirgsstock selbst ist. Große ruhige Bildung ist ein Kennzeichen fast aller Längstäler der Welt. Das Flüßchen des Tales mündet im unteren Messenien in den Pamisos. Dort in der bequemen Taltiefe lag auch der Wohnteil der künstlich gegründeten Stadt Messene, des großen

Beispieles des Spartanerhasses. Deutlich unterscheiden wir aus unserer Achthundert-Meter-Höhe das schöne Kreisrund des arkadischen Tores. Die im Westen stehende Sonne zeichnet den Schatten der einen Kreishälfte inner-, der andern außerhalb des Ringes schwarz ab. Das Auge folgt dem von Zeit zu Zeit durch schattende Türme gekennzeichneten Mauerzuge über Felder und an Rebenhügeln vorbei, bis er sich in Waldgrün und Abendduft verliert. Ein Esel schreit aus dem heldischen Mauerzuge herauf so erbärmlich und eindringlich wie in letzter Lebensnot — plötzlich, mitten im jämmerlichen Schrei, bricht er ab.

Der Einsiedler mahnt niederzusteigen, wenn die Nacht uns nicht überraschen soll. Er ist plötzlich mißtrauisch geworden. Er läutet das Glöckchen hinter uns, als wir den Berg auf den Kalkplatten mehr hinabstürzen als -steigen. Das Klingen der Steinscherben vermischt sich mit dem Glockentone, bis eines das andere verschlingt.

Vor Nacht, aus der Ebene gesehen, hat Zeus die dunkle Gestalt seines Berges mit einem weiten Hofe roten Lichtes umgeben. Plötzlich fällt mir jene Schulstunde ein, als der Lehrer uns Knaben auseinandersetzte, daß der Name Zeus den Tag bedeute und daß Gott das Licht sei. Ich hatte damals ein Gefühl, als ob es plötzlich in meinem Kopfe Tag geworden wäre. Wie schön ist der griechische Sprachgebrauch: es regnet „aus Zeus“, das ist vom Himmel! Von den gegenüberliegenden Kalkbergen unterstützen die Feuer von Köhlern und Hirten den mächtigen Zeus vom Ithome in dem auch für Götter aussichtslosen Kampfe gegen die hereinbrechende Nacht.

DIE BEIDEN MESSENIEN

Wir bereisen Messenien von Kalamä im unteren äußersten Winkel aus. Diese messenischen Landschaften sind so klein, daß es nichts ausmacht, ob man mit dem Bähnchen ein halbes dutzendmal dieselbe Strecke fährt. Ganz Messenien ist vom arkadischen Passe bis zum Meere etwas über dreißig Kilometer lang und leicht an einem Tage zu durchwandern. So dampft man denn früh am Tage morgenfrisch aus dem blauen Schatten des Taygetus in dieses göttliche Land hinaus, in dem man schon als Knabe hundertmal mit den Gedanken war. Das dichte Pflanzengrün ist silbrig betaut. Korinthen, Korinthen! Auch Felder niedriger Weinrebe liegen dazwischen, und wir wissen, wie feurig und süß der messenische Wein ist. Alle Felder sind eingezäunt mit den fürchterlichen Kakteen. Obgleich jüngst eingeführt gehört die Pflanze mit ihrem unbehaglichen Äußern wie einheimisch in diese Natur. Hier gibt es keinen häßlichen Stacheldraht wie in Europa in der Nähe großer Städte, auch keinen Lattenzaun wie in Niedersachsen, denn das Holz ist in einem von vielen Kulturen erschöpften Lande kostbar. Am ehesten noch ist diese Art Bezäunens zu vergleichen mit

den lebenden Dornhecken im Ursitze der Franken am Niederrheine und den Hecken aus verstrauchten Buchenbäumchen in der Vordereifel. Hier und da ist ein Erbe eingefriedigt mit den feinen stilvollen zinkblauen Agaven. Der Kaktus und die Agave verhalten sich im Bilde dieser Naturen wie der Ölbaum und die Zypresse. Besonders dann tritt die Verwandtschaft an stilvollem Wesen zwischen Agave und Zypresse hervor, wenn die Agave wie dort an dem Korinthenfelde einen vier Meter hohen Blütenstiel treibt, dem die Samenkapseln wie Bild 33 porzellanene Nichtleiter (Isolatoren) ansitzen, sodaß man für eine blühende Agave das unübertreffliche Bild einer Telegrafenstange erfunden hat. Im Winkel zwischen Nichtleiter und Stange sitzt ein Paar schilpender Spatzen. Wenn die Agave einen Blütenstengel treibt, was sie alle paar Jahre tut, muß sie sterben. Wenn der Blütenschaft auftreibt, welken die Blätter. Will man die Pflanze erhalten, so muß man die werdende Blüte ausschneiden. Silberkügelchen tropfen von den Stachelspitzen der Agaven, und auf den plumpen wie Handflächen geformten Blättern der Kakteen weicht das bläuliche Tausilber der Nacht dem trocknen Tagesgrün, soweit wie die Strahlenfinger der Sonne sich furchtlos um die entsetzlich bewehrten Hände des Kaktus herumfühlen. Agave und Kaktus stehen auf schmalen Lehmdämmen; wo man den Stoff für die Dämme rechts und links aushob, laufen in Bodenrillen die Wege. Ein weißer Winzer geht durch den Schatten der Gassen, in welche die Sonne noch nicht hinabreicht; eben bog um eine Ecke ein Esel mit einer bunten Frau auf dem Rücken, die reitend ihr Kind stillte; die elfenbeinweiße Brust war bläulich und rötlich von der schrägen Sonne durchleuchtet. Der Esel schreit fernab.

Weißgrün stehen die Feigenbäume in den Reben, das dichte Laubwerk der großen Blätter wehrt sich lange, den Tauglanz der Sonne abzugeben, was die Reben bereitwillig tun. Die Zypressen stehen geschlossen wie immer da, sie scheinen vom Nachttaue nicht berührt zu sein; die Zypressen haben leicht ein dummes Aussehen. Alles dampft. Der Taygetus hinter uns liegt im blauroten Dunste, die Berge im Westen, Ithome voran, sind im Baue ungewöhnlich klar, denn die niedrigstehende Sonne läßt formenandeutende Schatten in ihnen. Am Tage liegen sie wie verschüchtert unter dem fast senkrecht ragenden Gestirne, schattenlos und entschleiert, und sie werden unklar, indem sie zu klar werden. Durch die Nebel, welche die Sonne allmählich ansaugt, leuchten von Zeit zu Zeit die ziegelroten Landstufen herab mit Häusern in Leinenweiß, in Zitronengelb und Rosenrot. Und immer von schwarzen Zypressen wie von Wächtern umstanden. Die goldene Kuppel eines Gotteshauses der größeren Dörfer blitzt in ihnen. Wir reisen im breiten Flußtale und auf den Anschwemmungen des Pamisos. Hier ist der Boden zum Wohnen zu kostbar, und zur Nachtzeit schwirrt die Fiebermücke. Man wohnt auf den Landstufen, wo auch die anspruchslosen Ölbaumhaine stehen. Gibt es mitten im Lande Dörfer, so liegen sie auf Stufenstücken, die von

den Flüssen herausgeschnitten und verinselt wurden aus dem roten Grunde, der vom Terziärmeere abgelagert die Sohle des unteren messenischen Hofes bedeckt. Der Boden hat sich die Flüsse unterstützend bewegt, die Stufen bis mehre hundert Meter hinaufgehoben und unter und in sich nach der Ebene abgetreppt. Auch die Dichte der Bevölkerung bestimmt das Gesicht der Landschaft, denn von ihr hängt das gründliche Nutzen der Landbauflächen wie Zahl und Aussehen der Wohnstätten ab. Auf einer Karte, welche die Verteilung der Bewohner Griechenlands sinnbildlich in drei Gruppen darstellt, ist Messenien als dichtest bevölkerte Landschaft eng gestrichelt. Der Wald aber bedeutet im Landschaftsbilde das Geringste. Er säumt nur das Gebirge und mag sich in den zu Messenien gehörigen Bergschluchten der Iragegend verbergen, die wir noch kennen lernen werden; überdies ist Messenien mit einem Zwanzigstel Waldfläche der waldärmste Gau Griechenlands.

Messenien nun ist so klein, daß wir mittlerweile schon ins obere Messenien hineingetragen sind. Ein anderes Bild liegt vor uns, ein Bild
Kessel, zwei starke Marschstunden lang und eine breit. Der Boden ist 7
eben. Man vermißt sehr das großartige Rot der untermessenischen Stufen. Die Flüsse trugen im oberen Messenien den Baustoff von den Randgebirgen herzu, sie formten aber keine Täler und Stufen aus, sondern bewegen sich in kaum eingesenkten Rinnen. Die Masse des Wassers, mit ihr seine Tragfähigkeit, ist geringer, das Abwittern von den hier größtenteils aus Hornstein und Flysch bestehenden Gebirgen groß, und die ganze Kraft der Bäche wird für das Anschütten verbraucht. Wir sind sechzig Meter über dem Meere. Diese Sturzhöhe des Pamisoswassers wäre auf die kurze Strecke bis zum Meere hin wohl groß genug, die Bäche sich allmählich in die Ebene einreißen zu lassen, wenn der Riegel vollständig durchsägt wäre. Sobald das geschehen ist, werden die Bäche sich schnell rückwärts einsenken und die Ebene zertalen. Die Landschaft wird dadurch nicht schöner werden. Wäre sie groß, so würde die Gliederung wohltun, jetzt wird sie schaden. Außerdem würde sie die verschieden gebildeten messenischen Landschaften gleichmachen. Wohlwollen die zukünftigen Messenier also ihrer Landschaft, so müssen sie das Vertiefen der Durchbruchsschlucht des Pamisos durch Einbauten verhindern. Die Bildung der Sohle, das Fehlen der Stufen, die im unteren Messenien gar den trennenden Riegel überragen, beweisen, daß das obere Messenien bedeutend jünger ist als das untere; es kann nur durch einen der im jungen Gebirge häufigen Einbrüche entstanden sein. Reisen wir nicht unter der Vorstellung eines riesigen Hauses? Auch der Baumeister rechnet damit, daß ein Neubau „sich setzt", daß die Mauern sich leise rühren und reißen, daß die Böden sich heben oder senken, bis alles etliche Jahre nach der Schlüsselfertigkeit sich natürlich und bequem geordnet hat und „fertig" ist. Die Baugeschichte der beiden Teile des großen messenischen Hofes hat die räumliche und

stilistische Verschiedenheit der Landschaftsbilder bedingt, wie in vielen deutschen Kirchen das Chor romanisch, das Schiff gotisch ist. In diesem jüngsten oberen Messenien aber liegen die Sitze der ältesten sagenhaften Urbewohner, hier spielt die schöne Betrugsgeschichte des Kresphontes. So verhält sich die eigentliche Weltgeschichte zur Menschengeschichte, die sich so gern zur „Weltgeschichte" überhebt.

Das Eintreffen der wenigen Züge sind die Tagesereignisse der vielen Dörfer. An den kleinen Haltestellen finden die Männer sich ein. Sie greifen gierig nach dem Provinzblättchen, das der Morgenzug bringt. Sie schlagen es unter den Arm und gehen damit an den Pflug, in die Werkstätte, die meisten ins Kaffeehaus. Kommt dann am Abend der einzige tägliche Zug aus Athen, so stehen wieder die Männer an den Bahnhöfen und greifen noch gieriger nach den hauptstädtischen Blättern. Mögen die alten und neuen Griechen sich noch so sehr unterscheiden, im Anteilnehmen an der Politik sind sie gleich. Sie übertreffen die Italiener. In einem sabinischen Bergstädtchen von dreitausend Einwohnern — für Griechenland wäre das eine bedeutende Stadt — verbrachte ich einen Sommer; es liegt eine Eisenbahnstunde von Rom an der großen Querlandbahn, aber es war da nicht eine hauptstädtische Zeitung zu bekommen.

Von dem steilen Bergdorfe Dusila wandern wir hinab. Es ist aus dem braunen Sandsteine des Flysches erbaut, der das Gehänge bildet, während die Werkstücke, Türschwellen, Fensterrahmen und -stürze mit den darübergespannten Entlastungsbögen aus dem allgemeinen Kalke der benachbarten Gebirge bestehen. Das saftige Laubgrün des an die nordische Linde erinnernden Maulbeerbaumes beschattet die groben dunkelgrauen und dunkelgrünen Häuser und macht sie freundlicher. Die Maulbeerbäume sehen immer aus, als ob es eben auf die Blätter geregnet hätte. Auf Holzveranden sitzen buntgekleidete Frauen und spinnen die Seide auf. Die Raupe wird in einer Kammer des Hauses gezüchtet. Ferkel, wie Hunde klein, springen durch die kotigen Gassen. Haus und Hof sind eingerahmt von Mauern oder auch Wällen der losen Steine, die der Gebirgshang liefert. Auch abwärts, solange wir uns auf der Schräge der jüngsten Schuttkegel bewegen, begrenzen Steinwälle die Grundstücke der Dörfler. Mit der Ebene beginnt wieder der Kaktus seinen furchtbaren Dienst. Wer besonders trotzigen Sinn hatte, setzte Kaktushecken auf Steinwälle.

Ölbaumhaine umgeben uns. Die natürlichen, kaum in den Boden eingeritzten Furchen des Wassers dienen als Weg und Bach zugleich. Pfützen stehen in den Gassen, denn dieses Griechenland ist um diese Jahreszeit noch feucht. Kaktus mit tollen Formen baut ein Gewölbe darüber. Aus einer Lücke zwischen zwei Pflanzen schaut unbeweglich ein schöngehörnter Bockskopf hervor. Da und dort sieht man Herden langwolliger gelber Schafe; wo man sie nicht sieht, hört man das trauliche Geläut des Leittieres; wo man sie nicht sieht noch hört, wo sie im Schatten der Hecken liegen, riecht man ihren scharfen Dunst.

Schafe weiden auf den Steppen, die sich da und dort unter den Oliven erstrecken. Die Steppen sind besetzt mit lückigen dürftigen Grasflecken und der schönen von Mensch und Tier verschmähten Asfodeloszwiebel. Fast überall in Messenien, wie in den gesegneten Teilen Griechenlands überhaupt, herrscht zweischichtiger Feldbau: Oliven über Lupinen, Feigen über Gerste, und oft ein dreischichtiger, indem zwischen Baum und Ackerfrucht noch Weinreben wachsen. Etwas Großartiges und Erschreckendes hat die ganz nach dem Vorteile des Menschen gestaltete Landschaft der künstlichen Nährsteppe von Korngräsern und des künstlichen lichten Nutzwaldes von Fruchtbäumen. Da tut es geradezu wohl, wenigstens einmal in einer Pflanze wie der Asfodelos etwas Nutzloses festzustellen, das nur der Augenweide dient. Die Dichter haben die verstoßene große bleiche Blume geliebt, und Homer bepflanzt mit ihr die Fluren der Unterwelt.

Der Zeus vom Ithome sammelt Wolken. Ein Gewitterschauer geht nieder. Ein barhäuptiger Bauer stachelt unentwegt mit scharfem Eisen seine trägen Ochsen an, die den einfachen groben Pflug durch die rotbraune Lehmerde unter den Feigenbäumen reißen. An seinen Ohrläppchen hängen Tropfen; als die Sonne wiederkam, glaubte ich einen Augenblick, er trüge die Brillanten einer europäischen Dame.

Eine Mühle liegt — im Grunde, hätte ich beinahe gesagt, und der Bild 8
nordische Zauber des Mühlbaches spricht. Die Tannen sind hier Zypressen, der Weißdorn Kaktus, die Apfelbäume sind Feigen und Oliven. Doch das läßt sich zu nichts ins Verhältnis setzen: die steinerne bogige Kanalbrücke, auf welcher der Mühlbach von den Bergen hergeleitet wird. In dieses Land des Steines und alter Baukunst gehört sie hinein. Doch entbehrt die griechische Mühle das lustige Wasserspiel, das Bach und Räder daheim aufführen. Das Rad ist zwar oberschlägig, doch stürzt das Wasser nicht frei darauf, sondern wird in weiten Röhren aus Latten und Binsen auf die Schaufeln geführt. Die Mühle ist also eine einfache Turbinenanlage. Doch damit sie in nichts beim Mühlenzauber zurückstehe, ergießt sich hier durch ein schadhaftes Stück des Brückenkanals eine breite Wasserbahn auf den Boden. Den Müller in blauer Weste und weißem Schafsfelle kenne ich; doch erst nach langem Nachdenken fällt mir ein, daß er mit seiner eingeschlagenen Nase Michelangelo gleicht.

Wir gelangen auf die messenische Landstraße, der Ausblick ist beengt. Über den runden massigen Köpfen der Feigenbäume weg zieht in der Ferne der scharfgezahnte Umriß der Kalkgebirge. Wir kommen durch Steindörfer. Die hellgrauen Häuser sind jetzt aus Kalkstein erbaut, denn das Kalkgebirge ist hier näher als der Flysch, und dieser Kalkstein erinnert mich an die stolzen Wohnstätten des klaren Dorfes, in dem ich geboren wurde. Die Dorfstraße ist mit dichtbelaubten Maulbeerbäumen eingefaßt, vor den Häusern ziehen sich binsengedeckte Lauben her. Männer schlafen darin. Die Glocke einer Kirche hängt in

einem Maulbeerbaume, das Seil schleift am Boden; wenn ich noch ein Junge wäre, wie wollte ich hier, die schrecklichsten Prügel nicht fürchtend, Sturm läuten! Der Dorfbrunnen mitten auf der Straße liegt verlassen; auf der Einfassung aus blauem Kalksteine steht ein roter Tonkrug. In den Rillen, die der Gebrauch von Jahrhunderten in den Stein grub, hängt ein Seil. Ein zweijähriger Sauhirt, so groß wie eine Puppe, treibt mit einer Binsengerte drei Ferkelchen, wie Katzen groß, vor sich her; seine Beinchen sind nackt, das gelbe Hemdchen reicht nur bis zum Nabel, in dem er mit dem Zeigefinger der freien Hand gräbt; um die Schultern trägt er einen blutroten Mantelfetzen. Aus einer dunklen Höhle von Wohnung tritt eine schöne große Frau auf nackten Füßen heraus; sie trägt einen weißen, rotgesäumten Wollmantel und ein blaues Tuch über dem schwarzen Haare; auf eine glatte, in die Achselhöhle gestemmte Gabel ist rohe weiße Schafwolle gesteckt, die Frau zwirnt einen dicken groben Faden und wickelt ihn auf einer Spule auf, die sie mit großer schöner Gebärde schwingt. Sie schaut uns stumm an. Ich vergesse sie lange nicht. Die Orangen blühen in den Gärten um das Dorf und die Nachtigall klagt.

Es ist stille in den Ansiedlungen. Von Dorf zu Dorf folgt uns die der Fremden ungewohnte Jugend. Auf Zehner, auf Hunderte schwillt die Zahl an, und wenn in einem Dorfe zehn Knaben zurückbleiben, zugesellen sich zwanzig. Sie lärmen nicht; sie schauen verwundert die fremden Menschen an, die ihr Land durchwandern. Man hört nur das Getrappel unserer vielen Füße. Ein Junge läuft mir in den Weg, um mir einmal in die Augen zu sehen; plötzlich klärt sich das angstvolle Gesichtchen auf, denn er erkennt, daß ich ein Mensch bin wie er.

Die Baumschicht verschwindet aus den Feldern. Zur Rechten wachsen Weinreben, die Sträucher, von denen der Wein gewonnen wird, zur Linken die Weinbäume, welche die Korinthen liefern. Jedes Feld hat eine freie geglättete Stelle, wo die geerntete Korinthentraube gedörrt wird. Sie ist in mehre satteldachähnliche Beete geteilt, wohl damit die Trauben nach dem Sonnenstande gewendet werden können. Jetzt im April wächst kleiner weißer Schafsklee auf der Darre. Ein graues Pferd weidet darauf. Die Alten haben die Korinthe nicht gekannt. Auch die Rebe verschwindet, Weizenfelder noch im ersten Grün stehend begrenzen die Straße, und man übersieht wie daheim eine weite Fruchtebene. Zypressen überflammen die zackigen Linien der Randberge. Die Dörfer liegen in diesem oberen Messenien durch die ganze Fläche gesät, am Rande wie im Innern.

Bild 3 Ithome sammelt noch immer Wolken. Sie kommen und gehen. Bald ist die Wand des edlen Berges schwarz, wenn sie im Schatten einer an den Gipfel gehefteten weißen Haufenwolke liegt, bald hängt ein Kranz dunkler Wolkenballen so über dem Berge, daß der Scheitel ins Helle ragt und blaurotes Licht über den Körper des Stockes herabfließt. Die Wolken kommen und gehen.

Wir sind beim großen Riegel angelangt. Straße und Bahn benutzen nicht die enge Schlucht des Pamisos, sondern suchen den östlich gelegenen kleinen Paß auf. Dem Ithome gegenüber streckt der Taygetus einen Kalkfinger in das Land herein, in den sich die sperrende Hand aus Flysch sozusagen einhakt. Die Sperre besteht aus Sandstein und Schiefer, Wein bedeckt den Fuß des Hügelzuges, die Höhe ist Haide. Vom Riegel übersieht man im unteren Messenien einen großen grünen Sumpf, von Hagios Floros, dem der Pamisos stets eine reichliche Wassermenge entnimmt. Der Sumpf wird von einer Kefalari, einer großen oder „Hauptquelle", am Fuße des Taygetus gespeist. Kefalaria, Karstquellen sind Kalksteinländern eigentümlich. Kalk wird vom Wasser zerlöst und vermag es nicht zu halten. Es durchsinkt also den ganzen Kalkkörper. An seiner Oberfläche selbst trocken und unfruchtbar ist er ein wirksamer Wassersammler. Je größer und einheitlicher das Gebirge, um so mehr Wasser muß es aufspeichern. Beim Auftreffen auf eine undurchlässige Schicht strömt das absinkende Wasser auf dieser dahin und, wenn sie aus dem Berge ausfällt, hinaus. Die Karstquelle und der Sumpf verschen den Pamisos das ganze Jahr hindurch mit Wasser. Es gibt in diesem Lande nur drei solcher ausdauernder Jahresflüsse, Alpheios, Pamisos, Eurotas, die übrigen zahlreichen Gerinne sind Winterwasser. Allüberall durch die untere Ebene hindurch wird der Fluß nun angezapft, und er erzeugt die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Gartenlandes. Das obere Messenien liegt im Sommer trocken. Der Florosarm des Pamisos bewirkt, daß die kaum eine Wegstunde auseinanderliegenden Ebenen in Pflanzenkleid und Landschaft wie durch einige Breitengrade getrennt erscheinen. Der Sumpf ist das Herz Messeniens. Den Alten war der Floros der Quellfluß des Pamisos. Die alten Landeskönige Messeniens brachten ihm jährlich als einem Gotte ein Staatsopfer dar.

Bild 9

Wir wandern eine Strecke am Florosarme aufwärts durch roten Lehm, der in Klumpen an den Schuhen hängen bleibt. Weiße Birken und die ganze Sippe der Wassergräser hängen über der gleitenden Fläche. Wir fühlen uns mit einem Male in Deutschland. So ruhig und still, mit einer Oberfläche wie eine Fetthaut, so gemächlich mit Kringeln auf der Wasserebene, ziehen die Flüsse im nassen Norden dahin. Fette Wasser sind gewöhnlich tiefe Wasser. Die beiden anderen Jahresflüsse des Peloponeses rauschen und brausen über anstehendes Gestein oder verschlepptes Geröll dahin. Im feierlich stillen Zypressendorfe Vasta auf dem Florosufer erregen wir Aufsehen durch einen aufs neue mitgeschleppten Rattenkönig von lärmenden Knaben, schönen stillen Mädchen, bellenden Hunden, blökenden Schafen und jammernden Zicklein. Wir betreten einen der durch Schöpfbrunnen bewässerten Gärten mit Südfrüchten. Zypressen bilden seine Hecken, fast ist man in einem Schachte. Mit gelben Zitronen und roten Orangen stopft uns der Herr des Gartens die Taschen, und wir schwanken beinah umher in den süßen Düften,

Bild 10

nicht so ausgetieft ist, daß der Schutt durch den Fluß abgeführt werden kann. Diese beiden Kammern verhalten sich daher auch wie das untere und obere Messenien.

Das westarkadische Gebirge ragt vor uns auf. Indem wir in es hinauf und scheinbar zum inneren Lande hinausreisen, kommen wir mehr und mehr in das, was uns gefühlsmäßig Arkadien ist, nicht das überlebte verliebter Schäfer, sondern das rauhe unwegsame und wolkendunkle. Auch geschichtlich dunkle. Wir gehen zurück in Landeskunde und Landschaftsempfinden der Alten bis zu den Uranfängen der Arkader, deren Stammväter dort am Lykäon aus der braunen Erde wuchsen, lange bevor der Mond die Erde beschien, und zu den blutigen Opfern an Zeus auf weiter windiger tempelleerer Bergeshöhe, die bis zu des Platon aufgeklärter Zeit gelegentlich noch Menschenopfer waren. Zeus selbst ward dort oben geboren und die von diesen Bergen kommenden Flüsse sind die Nymphen, die ihn wuschen und wiegten. Da ist die Akropolis von Lykósura. Wir finden die Grundform der Akropolis: über Schiefer, hier rot und braun, liegt eine Platte von Kalk, grau, doch bunt gefärbt von Makiengesträuch. Lykósura war die heilige Stadt der Arkader, die man nicht zu züchtigen wagte, als sie sich weigerte, Menschen und Kunstwerke zur Gründung von Megalopolis beizusteuern. „Unter allen Städten, so viele ihrer die Erde auf dem Festlande und den Inseln hat, ist Lykósura die älteste, sie sah die Sonne zuerst. Von ihr lernten die übrigen Menschen das Städtebauen," erzählt Pausanias. Mit diesen Ehrfurchtsgedanken der Arkader füllen auch wir die Landschaft. Herrlich unter der Burg am Berge liegen die Überbleibsel des Tempels der großen Göttin Demeter aus blauem Kalksteine auf einer im Schiefer angelegten Stufe. Die Alten haben gewiß ihre Heiligtümer in die Landschaft hineingepaßt. Die Riesengestalten der Göttin und ihrer Tochter in spätem, doch edlem Stile, nicht gar zu arg zugerichtet, sind in einem kleinen Hause untergebracht. Anbetend stehen wir vor den Göttinnen, froh darüber, daß sie nicht in das große Museum von Athen, wie die europäischen ein Gefängnis für Kunstwerke, verschleppt wurden und daß es noch einige Mühe kostet, die Bilder hier im entlegenen Arkadien pilgernd zu sehen.

Das Flyschschieferfetzchen, auf dem das Heiligtum liegt, trennt eine gegen die Ebene vorgeschobene Kalkinsel vom Lykósurakalkberge ab. Dort sucht man die Akropolis des alten Städtchens Akakesion.

Der Anstieg zur Burg von Lykósura ist steil. Blaue Mauern erheben sich, vom Gesteine des Berges nur durch die Lagerfugen unterschieden. Makia blüht oben. Die Akropolis war besser als Festung denn als Wohnplatz, der Berg hat einen Grat, aber keine Fläche. Wir finden eine Kapelle des heiligen Georgios mit offenen Fenstern und Türen; der Altar ist eine alte Säulentrommel; in einem Winkel liegen Aschenreste eines Hirtenfeuers. Einem einzigen lebenden Bewohner begegnen wir auf der Stätte dieser altgriechischen Stadt, einer einen Fuß großen be-

dächtigen Schildkröte. Die gelben Sechsecke auf ihrer braunen Schale tun als geordnete Kunstgebilde in der Felswildnis dem Auge unsäglich wohl.

Der Weg ins Gebirge hinauf, an offenen Hirtenlagern entlang, sucht nun sorgfältig die weichen Schieferstriche des Flysches auf. Wo er dem Kalke nicht ausweichen kann, ist er ein Stück Höllenwanderung. Über Treppen, Platten und Scherben klirren die Eisen der Pferde. Die Pfade sind enge, Schafwolle hängt an dem niederen Gesträuche, und der Reiter sorgt dafür, daß nicht sein Auge an den höheren hängen bleibt. Um den Dornen zu entgehen legt er sich auf den Hals des Tieres. Herrliche Kastanienhaine nehmen uns auf, Bäume von einer selten gesehenen Schönheit und Kraft. Die sommergrünen Eichen stehen hier erst in jungem Laube, die immergrünen Stecheichen werden so groß wie Bäume und schließlich zu stattlichen Gewächsen, welche die Kapelle eines Bergheiligen umschatten. Wir verteidigen uns gegen wilde Hirtenhunde, deren Großväter gewiß noch Wölfe waren. Ein Wasserfall stürzt aus den Wolken nieder, dann wird der Himmel wieder klar. So wechselt das Wetter hin und her. Die Formen des Lykäongebirges um uns sind oben zackig und scharf. Das Dörfchen Dervuni entzieht uns dem Regen und der Nacht. Im Abenddunkel sehen wir noch die Steinwürfel der Häuser mit den fingerdicken Platten des hiesigen Kalkgebirges gedeckt. Durch die Ritzen zwischen den Platten zog der Rauch der offenen Feuer ab. Nachdem der Regen aufgehört, erschienen die fernen Gebirge, die Ebene von Megalopolis und die Akropolis von Lykósura in einem zarten Grün der Saaten, Blau der Berge und Weiß der abziehenden Wolken ungewöhnlich rein und frisch, in Wasserfarben der Natur.

Ich muß hier auch der stillen emsigen Arbeit derjenigen gedenken, die für die Lichtbilder zu sorgen hat. Nur der Lichtbildner wird verstehen, wie schwierig es ist, Platten zu wechseln im sogenannten Wechselsacke unter heller Sonne mit heißen Händen, oder eine Dunkelkammer in einer Dorfhütte einzurichten, wo man das Herdfeuer nicht auslöschen darf, ohne die Gastfreunde mißtrauisch zu machen, oder wo, wenn die Hütte aus mehren Gelassen besteht, das Herdfeuer durch die offenen Bretterfugen oder der Mond durch die Ritzen der Steinplatten des Daches scheint. Macht man eine Dunkelkammer aus den Reisedecken, so hebt wohl die Gastfreundin lächelnd einen Zipfel auf, denn in Arkadien hat man keine Geheimnisse. Vielen gelten wir als Zauberer.

Ich schreibe ein paar Sätze aus Hearns Japanbuch hierher: „In einem japanischen Hause wird man sich bei Tage vergebens nach einem Bette umsehen, es sei denn, daß in der Familie gerade ein Kranker ist. Das was die Japaner Betten nennen, hat kein Bettgestell, keine Sprungfedern, keine Matratzen, keine Laken. Es besteht einfach aus Decken. Man legt eine Anzahl solcher Decken auf den Boden, und mit anderen deckt man sich zu. Der Reiche kann auf fünf oder sechs Decken

liegen und sich mit so vielen wie ihm lieb ist zudecken, während arme Leute sich mit zwei oder drei begnügen müssen. Alle die Dinge bleiben dem Auge tagsüber entzogen. Nett zusammengefaltet, werden sie in Wandnischen aufbewahrt.“ So ist es auch im unberührten Griechenlande, nur daß hier der Stapel der bunten Decken auf einer Kiste oder Truhe an der Wand liegt, in denen wie in alten deutschen Häusern die Wäsche bewahrt wird. Die Aussteuer eines Weibes besteht zum großen Teile aus Decken, und wir waren in Bauernhäusern, wo eine stattliche Frau wirtschaftete und mit Stolz auf die Menge Decken wies. Sie sind meist auch selbst gewebt. Die Fenster haben keine Scheiben, sondern Holzläden, man kann das Licht nur mit der Luft haben; ist es kalt, so schließt man die Läden und es wird am Tage Nacht; der Grieche legt sich dann hin und schläft. Bei unseren Vätern und den Ritterfräuleins der Burgen war es nicht anders.

Man nimmt leicht und lachend alles hin wie es ist, aber daß Bedürfnisorte fehlen, ist uns schwer. Dabei sind die Griechen am Leibe gar nicht unsauber; die Männer waschen sich oft an den Quellen und an jedem Wasserlaufe klatschen die Holzschlägel der Wäscherinnen. Man gerät denn oft in unangenehme und lächerliche Lagen, von denen ich schweige. Auf die Dauer kann man sich nicht so leicht darüber wegsetzen wie Goethe es tat, als er dem Mangel diesseits der Alpen zum erstenmal begegnete, Goethe, der immer im Wagen reiste und sich nur an die großen Orte hielt. Überhaupt sind hier viele Zustände trotz einiger Eisenbahnen so, wie sie Goethe vor hundertfünfundzwanzig Jahren in Italien traf, so langsam weichen natürliche Sitten vor dem heranflutenden Strome westlicher Kultur zurück.

Wir lagen im Kani von Dervuni auf dem Boden und durften nicht im Finstern umhertasten, weil wir sonst über eine Kante in den Stall gestürzt wären und ein schlafendes Rind erschreckt hätten.

Wir tauschen am Morgen die Pferde gegen Maultiere aus, und die frischen Tiere reißen uns kräftig weiter die Berge hinan. In die Ebene von Megalopolis unten greift die Sonne mit ihren Strahlenfingern hinab, um Land und Dörfer zu wecken, vom Spiegel des Alpheios entschweben eine nach der anderen die Nebelwolken. In der Ferne schaut schon der Taygetus mit seinen weißen Schneefeldern wie aus glänzenden Augen herüber, sich brüstend, immer der Frühauf dieser Landschaften zu sein. Mein großbärtiger Knecht Epaminondas ist eine Prachtgestalt von Mann und von der Würde eines Ministers.

Das westarkadische Gebirge ist ein mächtiger Klotz hellen Plattenkalkes. Es hat durch westöstlich gerichteten Gebirgsdruck eine im allgemeinen nordsüdlich streichende Faltung erhalten. Die Richtung der Täler ist damit im Groben schon bestimmt. Das tälervertiefende, der Landschaft die feinere Gestalt gebende Wasser kommt über den Erdbau wie Schreiner oder Pliesterer, die das Haus wohnlich machen, das der Maurer im Rohen aufgerichtet hat. Beim Aufpressen des Gebirges

sind zwischen den Falten des einheitlichen weißen Kalkes schmale, nordsüdlich gerichtete, rötliche Schieferstreifen der den Kalk unterlagernden, uns schon bekannten Hornsteinschicht zutage gekommen. Auf einer genauen geologischen Karte sieht das Gebirge aus wie ein mit Speckstreifen gespickter Hasenrücken. Auf dem unterirdischen Schiefer tritt das Wasser aus und kann sich in ihm, wenn er oberirdisch daliegt, leicht eingraben. Die Spickung des Gebirges mit Schiefer beeinflußt also wie die Richtung so die Tiefe der Talrinnen. Auch die Dörfer liegen auf oder nahe den Schieferstreifen. Im Schiefer liegen auch Paß und Wasserscheide. Denn das beiderseits abströmende Wasser hat bei rückschreitendem Ausräumen im Schiefer am schnellsten die tiefste Gebirgsschwelle ausgebildet. Auf der Paßhöhe bei tausend Metern steht eine rotgekleidete mächtige Hirtin, eine Gestalt wie eine Göttin. Die Götter verwandelten sich ja oft in Gestalt und Stimme der Menschen, und ich glaube nicht daran, daß der Olymp tot ist, er hat sich nur vor den aus dem Osten gekommenen Gespenstern verkrochen wie Kaiser Rotbart und viele andere eingeborene herrliche Wesen, geduldig des unzweifelhaft kommenden Tages wartend, da die schwarzen Raben davongeflogen sind. Die Glocken ihrer Schafherden läuten um die göttliche Hirtin. In den Glockenklang mischt sich der Ton einer Hirtenflöte aus der Ferne, wie um mich zu erinnern, daß in diesem Gebirge Pan die Flöte erfunden hat. Im Altertume war das Gebirge nicht so erhaben unwegsam und so großartig einsam. Hoch abseits in den Bergen lag eine Rennbahn, der älteste Festspielort. „Sie nennen den Lykäon auch Olympos und andere Arkader sagen die Heilige Höhe.“ Auf der Schwelle bläst uns ein frischer Wind den üblichen kalten Gruß der Pässe entgegen. Wie ein Schaukelpferd sinkt die aufwärts gerichtete Rückenlinie meines Tieres im Augenblicke abwärts, so scharf ist der Paß. Es geht im Schiefer ein groß und weich, ein wenig flau geformtes Tal hinab. Gewaltsam ist das Wasser mit dem roten Schiefer umgegangen; die Grate zwischen den Wasserrissen an den Talwänden treten scharf und weit wie Schiebewände vor; der Pfad, oft von der Breite einer Hand, windet sich an ihnen herum und trotz schmalen Abstandes zwischen den Reitern verschwindet das Tier des Vordermannes vollkommen hinter dem nächsten Grate, wenn man auf diesen zuhält, und der Vorderreiter strebt schon auf den nächsten hin, während ich eben um den letzten biege. Die Nachtigall schlägt. Der Kuckuck ruft. Ich frage nach dem griechischen Namen und höre, daß das Volk ihn, uns ähnlich, dem Rufe des Vogels nachbildet. Gewaltige laubwechselnde Eichen, die grauen Stämme dicht bemoost, wachsen an den Hängen, eben erst beginnen die Knospen sich zu öffnen. In der Ferne sehen wir einen Mann einen Esel führen, auf dem eine Frau mit einem Säugling reitet, und ich muß an die Flucht nach Ägypten denken; in der Nähe aber wird es klar, daß der Mann wieder „ein Amerikaner“ ist. In Amerika verdienen sich diese Griechen

das Geld zu einer goldenen Uhrkette, oft gar zu einem stolzen Hause, in dem sie ihr Greisenalter an der Hauptstraße ihres Städtchens zu verbringen gedenken. 45 Millionen Drachmen sollen im letzten Jahre allein aus Amerika von Griechen ins Vaterland gesandt worden sein und von diesem Golde wird manches in unseren Landschaften erwünschte Form und Farbe an Haus und Weg, an Menschengewand und Eselsattel. Der Amerikaner läßt seine Uhrkette in der Sonne blitzen und begrüßt uns in schlechtem Englisch. Die Frau ist ein schönes buntgekleidetes Weib; sie reitet im Männersitze. Das Ziel ist eine laute Hochzeit in dem geräumigen, unter Eichen, Platanen und Nußbäumen liegenden Dorfe Ambeliona. Der Kirchplatz leuchtet von den Tüchern der Frauen wie eine holländische Tulpengärtnerei.

Allmählich wird Gesang, Geläut und Gedröhn der Festschüsse in der Bergoase übertönt von dem Klirren der Steinscherben, die unsere Tiere anstoßen. Wir sind wieder im Kalke und es geht gegen einen neuen Paß. Er liegt ganz im Kalkgebiete und ist deshalb sehr beschwerlich zu ersteigen. Eine hochgelegene flache Bergschüssel umfängt uns. Wir sehen nur plattigen Kalk, grau, blau, weiß oder rötlich, im
Bild 28 ganzen graublau gefärbt. Boden und Gehänge der flachen Mulde sind durch Steinwälle gestuft und auf den Absätzen wächst dichtes, ganz junges hellgrünes Getreide, in dem Grün ist auch nicht eine einzige andere Farbe. Über den Feldern stehen viele Eichbäume, in dieser Höhe noch ohne Laub, fast ohne Knospen. „Eichelessende Söhne Arkadiens" redet das Delphische Orakel die Phigaleer an. Kein Haus, kein Hirtenlager ist zu sehen, auch nicht die schwarze Spur eines Hirtenfeuers, keine Glocke am Halse einer Ziege erklingt. Hier ist einsames schönes Arkadien.

Wenn ich den Weg kürzen könnte so wie ich die Beschreibung kürzen kann! Das geht nun noch lange auf und nieder, aber ich will den Leser eilig darüber hinwegführen. Die Öde macht uns unglücklich, doch wider Willen fast müssen wir einiges Eigenartige bemerken. So schöne Faltungen der Kalkplatten fanden wir noch nicht. Die Schichten sind dünn, bald durcheinandergeschoben wie ein Haufen Schreibblätter, den man von rechts und links zusammendrückt, bald so glatt gerollt wie Teig, bald doppelt und dreifach gefältelt wie eine gebügelte Hemdenbrust. „Gequält" nennt die nüchterne Geologie unübertrefflich dichterisch solche Faltung; ich brauche den Ausdruck, denn ich glaube mit Ruskin, daß was einmal ganz gut gemacht worden ist, niemals übertroffen werden kann. Ein Vöglein singt auf einem Blocke — und wie man es ansieht, ragen über dem Vogel, noch klein, die Säulen des Apollontempels auf. Bassä heißt die Gegend, im Volke einfach „die Säulen."

Bild 29 Überwältigend großartig ist die Lage des Tempels, man weiß sich zuerst schwer zu fassen. Der Stoff des Baues ist derselbe blaue, oft rötliche Kalk des Berges. Ein mächtiger schwarzer Eber mit einem starken Haarkamme auf dem Rückenfirste wühlt den Grund in den kleinen Mulden des Bergfelsens um und wirft die Steine, daß sie stieben.

Das Gewaltige der Wirkung liegt gewiß zum Teile darin, daß Berg und Tempel aus demselben Stoffe sind. In Athen setzte man auf den blauroten Kalkstein der Akropolis den gelbgoldenen pentelischen Marmor. Hier blüht der Tempel aus dem Gebirge hervor, selbst Teil des Gebirges, dieses Teil des Tempels.

Dieses ist ein Heiligtum der starken, der rüstigen Wanderer, der unermüdlichen Naturfreunde. Noch neben dem Tempel starren die Kalkplatten senkrecht wie Messerschneiden aus der Erde und es ist schwer, sich umher zu ergehen. Es ist kalt, wir sind zwölfhundert Meter über dem Meere. Auch die Aussicht mag ich hier genießen, denn die Berge ringsher würden nahe gesehen ebenso wüstenhaft erscheinen. Vor uns in den Schluchten ist das Iramessenien. Mit einem Blicke kann man den nahen Ira und den fernen Ithome übersehen und die heldische messenische Geschichte mischt sich in das landschaftliche Erlebnis und verstärkt den einfachen mächtigen Eindruck. Ira ist klein, zwischen größere Berge eingesenkt, Ithome ist groß und einsam. Vor diesem senkt sich die nächste Bergkette, wie eine Volksmenge auseinandertritt, um einen Vornehmen sichtbar zu machen.

Auch das Meer soll man sehen können, doch heute ist der Himmel bedeckt und grau. Es soll ein Bild vom Tempel gemacht werden und für einen Augenblick sendet Apollon sein Licht durch die Wolken, denn es ist ihm doch daran gelegen, daß die Aufnahme seines Hauses gut gerate.

Etwas Phantastisches hat die starre Steinlandschaft und den Formensinn Aufstörendes. Auch die griechischen Götter lebten hier fratzenhaft umgebildet. Da war der Hain einer Nymphe, die oben Weib und unten Fisch war. Da vermischte sich Demeter mit Poseidon und gebar ein Pferd. Sie saß als schwarze Frau in einer Höhle, ihr Kopf war ein mähniger Pferdekopf, dem Drachen und anderes Getier angewachsen waren. Die Gegend war waldig und Bassä ist ein häufiger Name für Waldörter.

Nun drängt es natürlich, auch den Ort und die Reste der Stadt der großartig denkenden Phigaleer zu sehen, die sich den Tempel durch den ersten Baukünstler des Jahrhunderts, Iktinos, den Schöpfer des Parthenon, fern von der Stadt in der Berglandschaft errichten ließen. Da müssen doch Gründe landschaftlicher Schönheit mitgewirkt haben. Zwar wissen wir, daß der Tempel nur der Umbau einer kleinen, offenbar sehr alten und sehr heiligen Apollonkapelle war. Ich möchte darauf aufmerksam machen, wie der Baumeister das Gebäude der Landschaft mit dem Ziele größter künstlerischer Wirkung angepaßt hat. Die Gebäudeachse des alten Tempelchens ist die bei Tempelbauten übliche ostwestliche, der neue Bau aber ist nordsüdlich angelegt, obgleich in westöstlicher Richtung genügend Platz vorhanden war. Die Bergstufe steigt von Süden nach Norden wie der athenische Burgfels von Westen nach Osten ein wenig an, die drei Stufen des Sockels

mußten dort wie hier zum Annähern an die Wagerechte unterbaut werden, dadurch hob sich das Gebäude dort den die Burg von Westen her betretenden Athenern, hier den von Süden heraufkommenden Phigaleern kräftig entgegen und wurde der allgemeinen Erde entrückt. So deutet sich am einfachsten die auffällige Achsendrehung — der Baumeister ist ja Iktinos und der arkadische Bau ist jünger als der athenische, und man braucht nicht mit den Entdeckern und ersten Beschreibern des erst vor stark hundert Jahren wiederaufgefundenen Tempels die kühlen Nordwinde zu bemühen, um die abweichende Richtung des Hauses des pestabwehrenden Apollon zu erklären.

Der Abstieg nach Phigalia ist ein Übergang vom trockenen ins feuchte Arkadien. Reichlich sprudeln die Quellen unter Platanen. Das Ohr, an die stillen Trockenschluchten gewöhnt, ist freudig überrascht, stillt sozusagen seinen Durst am Rauschen starker Bäche. Aus einer Kapelle im Platanenbusche bricht ein breiter Strahl Quellwasser hervor. Über ein geneigtes Feld donnert ein Gießbach kaum eingegraben daher, er muß ganz jung sein. Das Gebirge ist noch der gleiche Kalk, aber die Formen sind rund und schwer und etwas langweilig. Das große Tal der Neda, des alten Grenzflusses zwischen Messenien und Elis, hat wenig Reize, obgleich es ein Quertal ist. Die Pflanzendecke reicht bis oben hinauf und ist dichter als sonstwo, gewiß eine Wirkung der an dieser Westseite reicheren Niederschläge; sie mag das Gebirge vor starker Verwitterung schützen. Es ist wie in Deutschland, wo trotz Regen, Schnee und Frost der dichten Pflanzendecke wegen Verwitterung und Abtragung geringer sind als im nackten Griechenland. Die Landschaft wirkt daher fast etwas nordisch und fremd unter den echten griechischen Gauen. Alte Talstufen benutzt der Weg, und Tiere und Reiter, vom Abstiege wie vom Aufstiege fast gleich ermüdet, sind es zufrieden. Die dichten grauen Büsche der gelben Wucherblume Asfaka begleiten den Weg untermischt mit Asfodelen. Da zieht die blaue schöngefügte Kalksteinmauer der Stadt Phigalia vor uns auf, die Höhe ihrer Akropolis hinan. Weithin durch Felder verfolgt man die Mauer und gewiß waren in alter Zeit Felder innerhalb des ummauerten Raumes, gewiß war die Stadt Sammelort und Landfeste der umwohnenden Arkader. Das Dörfchen Pavlitza liegt darin, Lorbeer steht in dichten Büschen und die Stecheiche in Hainen.

Bild 20

Ein Gastfreund bereitet uns das Nachtlager auf Kisten. Die stattliche Bäuerin fragt, ob wir verheiratet sind oder nicht. In dem einen Falle will sie uns die Kisten ihrer einzigen Stube nebeneinanderstellen, im anderen sollen die Kisten jede an ihrer Wand stehen bleiben. Das ist doch eine entzückende arkadische Unschuld! Ich lache und sage, wir seien verheiratet, sie solle aber die Kisten jede an ihrer Wand stehen lassen. Durch den löcherigen Bretterboden grunzen die Schweine in unseren Schlaf herauf. Die ganze Familie, Vater, Mutter, erwachsene Töchter und kleine Kinder, schlafen im Vorraume miteinander auf

den Decken am Boden um das Herdfeuer, und unsere Leute liegen draußen auf der Treppe. Am Morgen bringt man uns Waschwasser in einem Kännchen groß wie ein Milchtopf und „sie gossen das Wasser über die Hände“ ganz wie in homerischer Zeit. Die Gastfreundschaft ist groß, man bezahlt nicht, sondern gibt ein Gastgeschenk in Geld; entspricht es aber nicht dem mehrfachen Werte des Genossenen, so sagt der Gastfreund in entzückender arkadischer Unschuld einfach, es sei zu wenig.

Das Meer, das Ziel der neuen Tagereise, dunstet im Frühlichte von ferne herauf. Die Gebirgsbäche und Täler wenden sich ihm zu und es ist ein elendes Reisen quer zu den Tälern. Entweder bewegt man sich geradeaus und muß in tiefe Schluchten hinab- und neue Talwände hinaufklettern, oder man hält die Wagerechte möglichst bei und ist gezwungen, in weiten Schleifen den Tälern gebirgseinwärts und -auswärts zu folgen. Nach stundenlangem Ritte sehen wir die Akropolis von Phigalia noch nahe. Schönere Makia trafen wir nicht, auch in Zukunft nicht. Bäume dunkler Stecheichen und grüner Laubeichen stehen da, Platanen sind an jeder Wasserstelle. Die Eiche heißt Dendron (Baum) schlechthin. Lorbeerbüsche überwölben den Pfad, wechselnd mit niedriger Makia von Stecheichen, deren junge Triebe zartrötlich sind. Dann treten hohe und dichte Myrten an Stelle des Lorbeers. In den Gebirgen steigt man aus Barmherzigkeit für das Tier ab und geht gerade die schwierigsten Stellen zufuß, hier wandert man auf dem ebenen weichen Pfade der Hornsteininsel hinterher, denn die Myrten würden den Reiter vom Rücken des Tieres herunterkehren. Unaufhörlich tönen die Rufe der Knechte in den Buschgassen, und Herren und Diener passen auf, daß nicht ein Gepäckstück verschwindet. Wilde Pistazien, der erikaähnliche Erdbeerbaum und alle anderen zugehörigen Pflanzen machen die Makia zu einem Schulbeispiele ihrer Art. Und sie steht in herrlichster Blüte. Einen Busch weißer Myrtenblüten und starkduftenden Lorbeers vor dem Sattel reiten wir dann durch rebenumstandene mittagstille Dörfer, in denen bunte Menschen und schöne Schweine sich auf offenen Höfen sonnen und durch den Hufschlag sich nicht stören lassen. Nur die wilden Hunde sind immer lebendig. Ein zarteres Rot als das der frühlingsfrischen Nußbäume wäre schwer zu erfinden. Wir betreten wieder Kalk — wieder kürze ich die traurige Reise — nun muß er bald aufhören, denn dichter fließen die Quellen, man kann in der Nähe der nächsten noch das Rauschen der letzten hören, und Platanen von wahrer Hoheit stehen über ihnen, kühlen köstlichen Schatten spendend. Einen „Junggesellen“, einen unfruchtbaren Baum nennt Horaz vor seinen praktischen Römern die Platane; aber welch köstlichere Frucht als deinen blauen Schatten kannst du dem sonnenmüden Reisenden reichen, geliebter Baum! Dann läutet wieder ein Berg von wimmelnden Schafen — ganz Griechenland klingt von Herdenglocken — Weißdorn blüht, viele

mitteleuropäische Bäume zeigen sich und man niest vor Blütenstaub. Das Meer schaut an den Punkten, wo die Fußlinien der Berge sich überschneiden, mit dreieckigem Auge herein. Auch das Auge Gottvaters stilisiert man dreieckig.

Der Hufschlag klingt dumpf, mit eins verändert sich die Landschaft. Die Kalkberge sind verlassen, gelb ist der Boden, der als Sand und Mergel, auch ohne zu Sandstein verfestigt zu sein, in senkrechten Wänden steht. Eine natürliche Akropolis von großer Schönheit baut sich dort mitten im weiten Tale auf. Die alte Stadt Lepreos, die sich schon vorher durch Porosquadern und geriefte Säulenstümpfe an Feldrainen ankündigte, liegt zwar rechts oben auf kiefernbedeckten Hügeln, aber die Akropolis im Tale ist wenigstens im Mittelalter ein fester Platz gewesen. Zwei Zypressen stehen an ihrem Rande, auf der ebenen grünen Fläche weidet ein rotes Rind. Jung ist die ganze Landschaft, das junge Terziärmeer hat hier in einer Bucht des Kalklandes gestanden. Das Fest des heiligen Georg wird in Kapellen auf den Bergen mit Singen und Paukenschlag gefeiert — so heiter sind auch heute noch die Pilgerfahrten, die Panegyris zu den Heiligtümern —, zugleich das Namensfest des Königs, und Dionysos Akratophoros, der „Wein ohne Wasser verschenkende" Gott beginnt sein Wunder zu wirken bei den Dörflern, die vor der Schenke in der Schattenhalle sitzen, und den Reitern, die sich seine Gabe in den Sattel reichen ließen. Im Altertume mischte man zwei, meist drei Teile Wasser mit einem Teile Wein, die Phigaleer waren verrufen als die den Wein rein Trinkenden. So sind wir von heute alle Phigaleer! Die Tiere laufen Trab im Bette des Tholosflüßchens, das durch die Mergelwände weiß gefärbt ist wie die Alpenbäche von Gletschermilch. Die Landschaft schwindet vorbei. Es ist Sonnenschein und Sonntagnachmittag, zu solch einer heiteren Sonntagstunde wurde ich geboren. Eine großartige Geburtstagstimmung kommt über mich, nicht die nach Kuchen und 29 Lichtern schmeckende, sondern eine, in der ich vor Leben und Welt wissend nach meinem freien Willen für Leben und Welt gefragt freudig sagen würde: Ja! Wagen wir es! In dieser Landschaft meine ich alle Welt, auch die mit weniger fröhlichem Lose als meines ist, würde gefragt sagen: Ja! Wagen wir es! Die Stämme der Silberpappeln im Flusse blitzen flüchtig auf, haushohes Rohr rauscht und auf den tollzerklüfteten gelben Mergelhöhen stehen dunkle Kiefern der abenteuerlichsten Form, bald breit und geschlossen wie ein Haus, bald spitz wie ein Turm, bald stockwerkartig gegliedert. Unter einem Baume liegt ein halbnackter junger Hirte wie ein Götterbild gebreitet. Die Wassertröpfchen blitzen und spritzen aus dem Flusse auf, wenn unsere Tiere ihn durchtraben. Ein schwarzer Stier bricht aus dem Röhrichte des rechten Ufers und verschwindet erschreckt unter den dunklen Myrtenbüschen des linken. Die Bachkiesel knallen aufeinander, die Pferde wiehern, vom Berge bläst eine Hirtenschalmei, — dann ist es plötzlich ganz still. An einer Biegung klingt für einen

Augenblick aus einem Tälchen die ewige Herdenglocke. Wieder Stille, nur durch dumpfen schnellen Hufschlag auf einer Sandbank unterbrochen. Jetzt wird ein dunkles Rollen vernehmbar, und das Meer bläst uns seinen kühlen Atem entgegen. Die Höhen rechts und links treten zurück — wir sind wieder im Sandlande Pylos.

OLYMPIA

Die Landschaft von Olympia ist eine olympische Landschaft. Wie schildert Homer (in Schröders Übersetzung) die himmlische Landschaft des Olympes selbst? Farbenbild III

Auf dem hohen Olympe, sagt man, hausen die Götter
immer in Ruh: ihn reget der Wind nicht, feget der Schnee nicht,
nässet der Tau nicht, lässet das Blau nicht, sondern die Heitre
blickt allezeit ohne Wolken herein, von Glanz überlaufen.

Für den Dichter ist das Kennzeichen des Landes der Himmlischen keine Wucht und Hochgebirgsgröße, obgleich der thessalische Olymp ein meist schneebedeckter Gipfel von dreitausend Metern Höhe ist, sondern milde heitere sonnenklare Flur; solch eine Art Flur ist die Landschaft von Olympia.

Die Landschaft ist jung, erdkundlich gesprochen von gestern, sie hat sich erst dem Meere enthoben, als der Stock des griechischen Landes fertig war, im letzten Terziär. Keine Felsen sind in ihr, nur hin und wieder entdeckt man eine zu lockerem Sandsteine verfestigte Sand- und Muschellage, den Poros, der den Stoff für die meisten Bauten der heiligen Stätte abgab, und einen Zug Flußgerölle, die zu Nagelfluh verkittet sind. Im Landschaftsbilde selbst aber treten sie nicht hervor. Bald wird diese Landschaft vom Wasser eingeebnet sein, bald — denn die Erdkunde ist eine olympische Wissenschaft.

Die ganze Landschaft hat etwas Weiches, Weibliches, der Kronos- Bild
hügel ist der einzige männliche von den Hügeln um Olympia und eine 30
Person. Er hebt sich nur achtzig Meter über die Landschaft hinaus und ist der niedrigste Hügel, aber seine Lage im rechten von Alpheios und Kladeos gebildeten Winkel, wo er wie ein vorgeschobener Eckpfosten steht, seine reine Kegelgestalt und seine Geschichte als des Sitzes des ältesten Heiligtums des Landes machen ihn zum Mittelpunkte der Landschaft. Kiefernwald bedeckt ihn gänzlich. Wenn da nicht einige Myrten ständen, könnte man glauben, über den gehärteten Lehm eines der Hügel in der Brandenburgischen Mark hinaufzusteigen. Auf der kleinen sandigen Gipfelfläche schaut man über Waldwipfel und Hügelwellen bis zu den Bergzinnen Arkadiens hinauf, des eigentlichen Hauses des Landes, die am Morgen blau, am Abend rötlichweiß sind. Leise saust es in den Nadeln und unten rauschen die beiden Flüsse. Man fühlt sich hier nach Arkadien schauend halb draußen

halb drinnen, in einer Vorhalle oder in einem Hausgarten, und das Vorhallengefühl blieb während der zwei in Olympia verbrachten Wochen.

Die heilige Stätte ist eine Landschaft für sich. So klein wie ein Dorf ist sie groß wie eine Welt. Tausendjährige Geschichte eines toten unsterblichen Volkes und die Erinnerung an seine besten Kunstwerke und größten Tugenden wachsen noch hier als große geisterhafte Wunderblumen, und ich, der ich diese Landschaft rein für sich genießen will, kann die geschichtliche Zutat nicht aus ihren Bäumen herausreißen. Die Geschichte ist hier Landschaft geworden. In der heiligen Stätte fühlt man sich geschichtlich auch im innersten Griechenlande und, weil die griechische Geschichte die wichtigste der Welt ist, im Nabel der Erde. Ich nehme die Säulen zuerst als Steine, die Tempelfliesen als Farbenpunkte im ganzen Bilde. Der weiche Stein aus Sand und Muscheltrümmern steht von der Sonne beleuchtet warm und goldig im Grün. Oder er ist grau, bläulich, auch schwarz geworden, und dieser Stein ist einheimisch, aus dem Boden selbst „gewachsen" wie man sagt, und wenig fesseln mich die Stücke fremder Marmore, die üppigere Zeiten in diese Landschaften geschleppt haben, der weiße von Paros, der blaue von Euböa, der gelbe vom Pentelikon, der schwarze von Tänaron. Man kann einem Steine sein ganzes Gefühl zuwenden. Und kräftiger Einfall eines großen Gottes will es mir scheinen, wenn ich mir das gemeine Muscheltier ansehe, aus dessen Schalenresten der große Zeus sich sein bestauntes Haus hat erbauen lassen. Die rohesten und liebevollsten Hände, die es gibt, räuberischer Vandalen und ausgrabender Altertumswissenschaftler, haben den Belag im Zeustempel aufgehoben, und er hat sich einen einfachen Teppich kleiner Maßliebchen hineingelegt, der große Zeus, der immer etwas vom ländlichen Gotte bewahrt hat. Thymian duftet fast betäubend umher, nachdem Opferdampf und Weihrauch verblasen sind, und rote Anemonen leuchten wie vom erloschenen Altarhügel verstreute Funken aus versteckten Schattenwinkeln. Ich bin an der Stelle, wo einst das Zeusbild des Phidias gestanden hat; davon erzählt man sich das überzeugendste, weil innigste und vorsichtigste, über ein Kunstwerk ausgesprochene Urteil: daß wer das Bild einmal gesehen, nie mehr ganz unglücklich werden könne. Eine ganz kleine schwarze Ameise schleppt eine gelbe Tierlarve von doppelter Größe ihres Körpers daher, eine große Ameise kommt, entreißt der kleinen die Beute und rennt froh oder feige davon, während die Betrogene mehre Kreise um den Platz schlägt, denn sie kann nicht begreifen, daß ihr der Preis ihres Schweißes geraubt wurde. Eine Schildkröte aber lag auf der Lauer, die Räuberameise hält sie offenbar wie ich auch für einen Stein, denn sie will darüber hinweglaufen; der Stein aber schnappt zu und verschlingt die Larve. Die Raubameise entkam, aber ich legte die Schildkröte zur Strafe auf den Rücken und beobachtete mit der Uhr in der Hand, wie lange das unbeholfene Panzertier brauchte, um sich wieder auf die Beine zu

bringen; es dauerte sieben Minuten, die Beine des Tieres in ihrer lederartigen Haut strampelten wie in Seemannshosen, es war zum Lachen — — ich habe den großen Zeus über der Schildkröte vergessen, aber die Natur ist auch im Kleinsten ungeheuer. —

Es ist heute Sonntag, wir haben ihn ganz dem Zeus und dem Zauber seines Heiligtums gewidmet, denn der Sonntag gehört in allen Religionen dem obersten Gotte. Es ist früh, und still und heiß im heiligen Haine. Die Steine glühen, die Blumen duften, Harz tropft schwer von den Kiefern und die roten Narben ihrer Blüten leuchten, aber es fehlt etwas, ich weiß nicht was. Ich liege mißvergnügt am Kronoshügel, sehe in das leere Haus der Hera hinab und frage mich, ob die Landschaft deswegen heute nicht schön ist, weil ich innerlich nicht schön bin. Jetzt ist es zehn Uhr — da fließt von Westen ein Wind her und fällt in den grünen See der Kiefern, deren Nadeln nun in rauschenden duftenden Wellen dahinfluten. Das war's also! Der Wind fehlte, das Rauschen der Kiefern, das Raunen eines deutschen Waldes, den man in Griechenland vermißt! Ich glaube die Verbindung nordischen Waldzaubers mit der Steinpracht und Baufreudigkeit des Südens macht neben der geschichtlichen Weihe die Gewalt der Landschaft im olympischen Haine aus. Hätte ich an früheren Tagen besser beobachtet oder heute überlegt, so hätte ich vor zehn Uhr darauf rechnen können, daß der Wind kommen würde. Es ist der alltägliche Seewind, den das von der Morgensonne schneller als das Meer erwärmte Land von der See heranzieht, die Luft zu ersetzen, die über dem Lande aufsteigt. Gegen Abend, als das Land sich schon zu verkühlen begann, während das wie langsam erwärmte so allmählicher sich abkühlende Meer die Wärmegrade ein Weilchen behielt, legte sich auch der Wind, ja bei Sonnenuntergang ging ein leichtes Lüftchen aufs Meer hinaus. In diesen Ländern ist es frühmorgens heißer als am Nachmittage und dieser Seewind ist ein Wohltäter meernaher Landschaften. Was hier täglich zwischen auf- und ablandigen Winden hin und her wechselt, schwankt aus denselben Gründen an den Küsten Asiens, das ist auf der Grenze der größten Land- und Wasserfläche, einmal jährlich und heißt dort Monsun, sodaß dem Morgenwinde der Sommersüdmonsun, dem Abendlüftchen der Winternordmonsun entspricht. In der Folge sehen wir um zehn Uhr eifrig nach unserem freundlichen Tagesmonsun aus.

Das war Ende März, Anfang Mai schon, als wir wiederkommen, ist der Frühlingszauber dahin, Kiefern und Thymian haben ausgeblüht, weißer Schafsklee und die violette Wicke füllen Tempel und Plätze und die Gräser beginnen schon versengt zu werden. Man fängt an, das Gras zu schneiden und es in Bündeln auf Esel und Pferde zu laden. Als die Tiere abziehen, wankt eine große Heumasse auf vier Beinen dahin, während ein Fohlen seine unverhältnismäßig langen Glieder mit den dicken Gelenken drollig hin und her wirft, der beladenen Mutter

folgend. Der Hain ist erfüllt von köstlichem Heugeruche, auch darin deutsches Land. Und deutsches Land deshalb, weil eine Million deutschen Geldes und viele deutsche Gelehrte die Stätte aufdeckten und das Zeitalter der großen Grabungen in Griechenland eröffneten. —

Einen andern Tag brachte ich ganz im Zeustempel zu, dem Schatten einer schwarzen Säule folgend, der sich wie ein Uhrweiser drehte, und schrieb. Wie verwegen an der Stelle, wo eines der größten Kunstwerke gestanden, die jemals die Erde getragen! Aber schaffend fragt man nicht nach wohlanständig oder erlaubt, schaffend fragt man nur nach einem: dem Werke, an das man seine große oder kleine Kraft, doch sie restlos wendet.

Das Museum von Olympia ist bewußt und glücklich in die Landschaft von deutschen Baumeistern hineingepaßt worden. Es kann besonders in der Farbe mit seinem Rot und Blau ein Bild davon geben, wie die alten bemalten Tempel in der Landschaft ausgesehen haben. Im großen Saale stehen rechts und links die beiden gewaltigen marmornen Giebelgruppen des Zeustempels. Ich liebe den obgleich älteren und härteren Ostgiebel mit seiner gebannten fürchterlichen Ruhe, die Aufstellung zum Kampfe zwischen dem kühnen Pelops, von dem dieses Land den Namen hat, und dem schrecklichen Oinomaos. Die Gruppe gehört in die Landschaft, denn das gewaltige verbrecherische Wagenrennen um die Hippodameia ging unten vom Alpheios aus. Wenn man den Blick von den gelben Marmoren abwendet, sinkt er durch die geöffneten Flügeltüren hinaus in die grünbläuliche Landschaft und auf den glitzernden Alpheios. Dann betrachte ich das köstlichste, was das Museum birgt, die Metopen des Zeustempels mit den Taten des Herakles. Auch von diesen haben sich etliche in diesem Lande abgespielt und Herakles ist der Stifter der olympischen Spiele. Die Reinigung des Augiasstalles und die Holung der Äpfel der Hesperiden kann man fast auffassen als zwei Landschaftsdarstellungen der Alten, mit denen diese so sparsam waren, doch durchaus umgedeutet in menschliche Taten. Hat nicht Herakles einen Sumpf entwässert, indem er einen Abzugskanal grub? Wir werden Sumpf und Kanal noch kennen lernen. Den Rinderstall des elischen Königs Augias reinigte der Held, indem er die elischen Flüsse Alpheios und Peneios hindurchführte, und es wird vielleicht gewagt sein, die Ableitung des arkadischen Pheneossees in den Ladon, der zwar der Hauptnebenfluß des Alpheios ist, mit der Sage zu verbinden. Doch brauchen wir nicht zu ängstlich zu sein, denn wir wollen ja nicht die schönen Sagen „deuten", sie sind uns zu schön, als daß wir sie in wissenschaftliche Vorstellungen auflösen wollten. Sie sollen uns die Landschaften selbst auf Kosten eines wissenschaftlich Genauen nur tiefer erfühlen machen. — Dem glatten Hermes des Praxiteles mache ich nur Pflichtbesuche. Kein gemeiner Lärm wie in eines der großen Museen einer europäischen Weltstadt dringt in diese rote Halle. Ich höre draußen einen Hahn

krähen und eine dicke Brummfliege schwirrt durch die Flügeltüre sausend in die Stille herein. —

Pausanias erzählt, daß Herakles seine Brüder in Olympia zu einem Wettlaufen aufgestellt und den Sieger mit einem Zweige vom wilden Ölbaume bekränzt habe; denn der Ölbaum sei in solcher Menge dagewesen, daß die Helden sich von seinen frischen Blättern die Streu zum Schlafen gemacht. Das veranlaßte mich, die Ölbäume der Gegend zu suchen. Weitab stand der eine oder andere in einem Felde oder Tälchen, im heiligen Haine an der Ecke des Zeustempels erinnert ein erbärmliches Bäumchen an den Baum, dessen Zweige den Siegern gereicht wurden und kostbarer waren als irgend etwas in der griechischen Welt. Kiefern und immer Kiefern. In Olympia sind keine Zypressen. —

Der Ladon fällt dem Alpheios rechtwinklig von Norden zu. Er ist länger und stärker als der Alpheios und galt unter dem türkischen Namen Rufia seit der Barbarenzeit als der Hauptfluß des Alpheios. So müßte er auch uns nach den heute in der Erdkunde herrschenden Grundsätzen erscheinen. Als Hedin die Quellen des Brahmaputra oder Kandt die des Niles suchten, reisten sie immer bei Flußvereinigungspunkten den wasserstärksten Wurzelfluß hinauf und nannten die schließlich erreichte Quelle des zuletzt stärksten Wurzelbaches die Quelle des ganzen Stromgewächses. Doch wieso zwingt es, diesen Grundsatz der Zahl und Kraft als den immer und allein gültigen anzusehen? Spannt man sich wie wir mehr auf das Gebilde, so werden wir den Alten folgen und Ladon als Nebenfluß betrachten. Es mag ja sein, daß den Alten die genaue Länge der Flüsse bei ihren unvollkommenen Meßwerkzeugen unbekannt war, ihr Kartenbild vom Peloponnese war ja mangelhaft, es kann aber auch sein, daß sie mit unseren mathematischen Kenntnissen ausgerüstet bei ihrer Meinung geblieben wären, denn ihr Denken war auf Form und Gestalt gerichtet. Also folgen wir ihnen! —

Wie köstlich ist die Malstunde, jenes kurze Farbenleuchten der Landschaft, nachdem die Sonne schon ging und nun ein klarer Abendhimmel an Stelle des Sonnenlichtes einen reich zerstreuten Widerschein sendet, der milde Farben aufleuchten macht, die für die Sonnenstrahlen zu zart waren. Auch mögen die Dinge der Landschaft selbst noch in der weichen Helle des letzten Tages empfangenes Licht oder doch Wirkungen ausstrahlen, die wir als Licht und Farbe empfinden. Dafür erträgt man gerne die Qual von zwölf hellen Sonnenstunden. Und das ist dann das Allerschönste: an den Orten, wo man länger verweilt, unter der Nacht werkmüde, beladen mit dem Malgeräte oder mit Hammer und Steinen unter der Schar der Landleute heimkehren, die mit Feldgeräten bepackt, und der Ziegen, deren Euter voll sind.

Am Fuße des Kronoshügels bleicht ein Pferdegebein. Ein Mann ißt daneben aus einem Topfe, auf einem umgekehrten korinthischen

Säulenkopfe sitzend. In einer Asfodelos- und Akanthuswiese steht ein überlebensgroßes verstümmeltes Marmorbild, vom Gürtel an aus dem Erdreiche ragend. Ein Bauer hält mir mit Steinwürfen die wolfswilden Hunde vom Leibe, Hirtenhunde, denn er bezeichnet sie mir einfach als Filakes, Wächter. Selbst den Herakles fiel ein Schäferhund an, als er gen Sparta kam, und schon Homer spricht von „Hunden wie Wölfe zu schauen, die nachts die Herde umwandern". Der Sauhirt Eumaios „rief und drohte den Hunden und warf sie mit Steinen und trieb sie weit im Bogen zurück". Liebst du Wein, fragt der Bauer, so komm herein. Er setzt mir vor roten Wein, frischen gesalzenen Salat und Nüsse. Wir sprechen über die Familie, die Sorgen, welche Kinder und Schafe machen, und er fragt mich, ob ich auch ein so schönes Vaterland habe. Da ich es bejahe, läßt er es leben. Er stellt mir seine Töchter vor, schöne schwarzhaarige schüchterne Griechenmädchen. Ich darf sie nicht lange ansehen, es ist wohl nicht erlaubt und überhaupt nicht gut. Sie tragen modische Kleider, billigen europäischen Kram, wahrscheinlich in deutschen Fabriken gemacht. Diese schönen Mädchen müssen ihn kaufen und tragen, damit das deutsche Volk reich werde und ich als Sohn dieses Volkes wie ein Lord durch diese armen Länder reisen kann. —

Heute ist der griechische 1. Mai, der 14. unserer Rechnung. Schüler zogen am Morgen singend ein, die Knaben trugen gelbe und blaue Blumenkränze um Kopf, Schulter und Leib. Die Hirten, die sonst in einsamen Bergen bei ihren Herden die eintönige Flöte blasen, tun es den ganzen Tag im kleinen Dorfe des Kladeostales, und unermüdlich paukt eine große Trommel. Aus dem heiligen Haine tönt tausendstimmiger Gesang des Schulfestes herauf. Ich steige fernab in einem einsamen abenteuerlichen Tälchen mit hohen Wänden des weichen gehärteten Stoffes umher, Reben stehen auf der kleinen Sohle, Schachtelhalme in der Wasserader. Ich kann mir lebhaft einbilden, ich bin rechtzeitig auf die Welt gekommen und das vielstimmige Singen und Schreien hinter dem Berge kommt von einer Schar, die den Sieger im Laufe, Angehörigen der Vaterstadt, mit wildem Jubel begrüßt. Unsere Landschaft trug einmal den schönen Namen „Tal des Widerhalls", und ich möchte nicht, daß diese tönende sinnliche Bezeichnung vergessen würde.

Das ist doch seltsam: Die olympischen Festspiele fanden im Sommer statt, wenn Griechenland in Schlaf versinkt und insbesondere unser Tal heiß und stickig ist. Ich fand das bisher nicht zureichend erklärt.

Eines Tages um Mittag entlud sich ein Gewitter. Es war nicht eben schwer, aber als ich eine Stunde, nachdem es abgezogen, an den Kladeos hinabkam, über den man springend sonst wohl trockenen Fußes hinüberkam, war er so angeschwollen, daß ich nicht gewagt hätte, ihn auf einem Pferde zu durchwaten. Im Winter soll der Bach nach heftigen Regen über drei Meter stark werden. Sein Tal ist etwa

zehn Meter tief und hat meist senkrechte Wände. Um mir eine Vorstellung von der Gewalt der Regen und der ausräumenden Kraft der Wasser in diesem Lande zu machen, maß ich eine kleine im allgemeinen Mergel dieser Gegend liegende Trockenschlucht aus, die in den Kladeos fällt. Sie war zweihundert Meter lang, anfangs nicht breiter und tiefer als ein Straßengraben, der sie auch war, gegen das Ende drei Meter breit und zehn Meter tief. Auf zwanzig Meter ein Meter Gefälle und zwar eines Aushilfswässerchens! Ich beschäftige mich eifrig mit der Frage, ob es möglich ist, das jährliche Mittel der Abtragung der Erde im Flußganzen des Kladeos zu finden. Der Kladeos hat mit seinem Mündungsdelta die olympische Stätte verschüttet, wir kennen die alte Bodenhöhe. Kann man die Masse des im Mündungsdelta aufgeschütteten Stoffes messen, sie auf den Flächeninhalt des Flußgebietes hinaufteilen und so zum wenigsten ein Mindestmaß für die Abtragung dieses Erdraumes finden? (So einfach freilich, wie ich es hier nur andeuten kann, ist das Messen nicht, ich muß aber alle die besonderen Schwierigkeiten übergehen.) Wir wissen alle, daß Gebirge und Länder, wenn sie sich nicht heben, niedriger werden, ins Meer sozusagen hinausgeschwemmt werden. Die Alpen sind nur der Stumpf eines einst viel mächtigeren Gebirges, Ardennen, Harz, Riesengebirge sind nur Spuren und Andeutungen einer verschwundenen mitteldeutschen, außerordentlich hohen Alpenreihe. Wir wissen heute, daß die Abtragung zwar die langsamste, aber die gewaltigste der die Erde umbildenden Kräfte ist, nachdem man sie etwa um oder mit Goethe für die geringste gehalten. Wir wissen das alles, aber das Maß! Die Zahl! Es liegt eine unendliche Süßigkeit, eine reine Seligkeit in dem Besitze einer Zahl, in dem Wissen, daß sie wahr ist! Dort an der klassischen Stätte des Altertums bemühe ich mich denn tagelang hauptsächlich um diese „ewig klassischen Höhen des Erdaltertums".

Ich bin im schlammigen heutigen Delta des in sein altes Delta tief eingeschnittenen Kladeos. Der Alpheios vor mir floß früher ganz am anderen Ufer seines breiten Tales. Jetzt ist er nahe, er hat den alten Mündungsfächer des Kladeos durch- und abgeschnitten, sodaß eine acht Meter hohe Wand die Kladeosanschüttung begrenzt, deren Oberfläche glatt am Alpheios ablaufen müßte. Wenn man die Neigungslinie des noch bestehenden Teiles verlängert, trifft sie schräge sinkend genau den anderen Talfuß, wo der Alpheios floß. Ich darf nicht lange weilen, denn die Hufe meines Pferdes sinken allmählich im Schlamme ein. Ich reite alpheiosaufwärts, ostwärts. Es ist Abend, der Schatten vor mir malt einen Kentauren. Hohe Disteln blühen blaurot und die Knospen des Flußstrauches Oleander beginnen aufzubrechen. Die Deltastufe des Kladeos sinkt tiefer ein, eine Kiesbank liegt in ihr, wenig über dem Alpheios. Es wird der östlichste Deltaarm des Kladeos gewesen sein von denen, die von 500 n. Chr. ab die Stätte verschütteten. Ich komme in das Gebiet der alten Stadt Pisa des furchtbaren Schwieger-

Bild 31

vaters Oinomaos, es ist unter Hafer und Gerste begraben. Schon Pausanias fand hier nur Rebenfelder. In einer Rinne liegt ein Quaderblock. Links am Hügel steht ein halbverbrannter Kiefernwald. — Ein ohrenbetäubendes Geläut! Viele hundert Schafe und Ziegen trotten von Olympia unter einer Staubwolke heran. Hirten ziehen aus ihrem Winterlager in der elischen Ebene, wo die Weideplätze schon anfangen zu vertrocknen, in die arkadischen Berge hinauf. Säugende Weiber, bunte Decken, dumpfklingende Kessel sind auf Pferde gepackt und zwei Knäblein hintereinander auf einen Esel geschnallt; von ihren Händen und Füßen sind Stricke unter dem Bauche des Tieres durchgezogen, sie lassen vergnügt ihr Eselein laufen. Auf einem breiten Holzsattel ist ein Stall gackernder Hühner festgebunden. Junge Bürschlein tragen wegmüde Lämmer auf den Schultern. Staub und Lärm des Hirtenzuges verging. — Mein Tier ist müde und rührt sich nicht. Aus allen Feldern traben die Bauern auf Pferden, Eseln, Maultieren heim. Das Reiten ist in diesem Land ein gemeines Vergnügen. Ferne verglühen die arkadischen Kalkzinnen, die Nomaden beziehen drüben ein Lager und bald flackern ihre Feuer auf. Ein Reiter auf einem roten Sattel durchschwimmt auf seinem Pferde den Alpheios. Ich genieße den Abend und spüre hin und wieder ein Zittern im Pferde, wenn es eine Hautstelle erschüttert, um eine Fliege zu verscheuchen.

Die Weltgeschichte hat eine andere Vernunft als die Menschen. Kladeos, der die heilige Stätte verschüttete, nachdem Erdbeben die Tempel umgeworfen hatten, ist ihr Erhalter geworden. Unter Kies und Schlamm hütete er das erhabene Gelände und bewahrte es vor dem Schicksale der meisten untergegangenen Bauplätze, in den Jahrhunderten der mittelalterlichen Barbarei als bequemer Steinbruch zu dienen. An den drei bis fünf Meter hohen Wänden des Grabungsfeldes kann man flache Mulden aus Kies finden, die alten Betten des Baches, die bald nebeneinanderliegen, wenn der Kladeos sich seitwärts verlegte, bald übereinander, wenn er sich mit seinen eigenen Anschüttungen hob. Die beiderseits die Kiesmulde verlängernden Sandstreifen sind Zeichen des jeweiligen Hochwassers.

Bild 32 Den Kladeos näher kennen zu lernen, machen wir einen Ritt seine Rinne hinauf. Die Lehm- und Kieswände sind meist senkrecht, zehn Meter hoch, oben am Rande stehen gegen den blauen Himmel verwunderte Landleute, die Weiber haben rote Strümpfe. Die Wärme brütet in der Bachgasse. Nur vorsichtig und widerwillig gehen die Pferde auf dem glitschigen Grunde, auf einer Kiesbank legt der Braune sich nieder, versucht sich zu wälzen und den Reiter abzustreifen. Die hohe Wand der Talstufe verschwindet erst, wo die gelben Mergelwände der Berge herantreten. Wir beobachten wieder Zuflußrinnen wie die gemessene, zehn und zwanzig Meter tief, ein Meter breit und mit lotrechten Wänden, Schächte mehr als Bäche. Im Vorbeireiten

blicken wir flüchtig in eine Hütte mit Lehmwänden, in der eine schöne Frau vor einem Webstuhle sitzt und lässig an einem bunten Teppich wirkt, der aus der Nacht der Kammer leuchtet. Wir lassen ein Lager aus Strohzelten und schwarzen offenen Feuerstellen zur Linken, in dem Leute aus Arkadien noch überwintern und die Zeit mit Holzfällen füllen. Enge wird das Tal und rein abenteuerlich die Landschaft. Es schneidet hoch oben ab gegen den Steilabfall der aus dem Olonos auf das elische Land herausgeschobenen Gemengfelsstufe, deren Lage in der Landschaft wir von Samikon kennen. Ich suche den hohen Rand der Landschaft ab, um zu sehen, ob nicht der Kopf eines Kentauren herüberlugt, denen der Glaube der Alten die breiten und einsamen Flächen als Tummelplatz anwies. Von dort oben treppen sich die von unserem Tale durchschnittenen Stufen der Landschaft ab, doch so, daß die Trittflächen dieser Riesentreppe zum Teil nach innen einsinken und die Stoßplatten hervorragen. In Olympia selbst wird man diesen Bau der oberen Kladeoslandschaft nicht gewahr, wenn nicht dadurch, daß die fernen gelben Höhenzüge — die Stoßkanten unserer elischen Treppe — auffällig kräftig sich zeigen. Dieser Teil der Landschaft erscheint noch jung, mit werdenden Formen, während abwärts bei Olympia die Landschaft mit breiten Flußtälern und den abgerundeten Hügeln etwas Fertiges, Reifes, Gesättigtes hat. Doch bleibt auch ihr ein gewisses Zeichen des Jungen — sie kann ja, obgleich sie im Formensinne einmal alt gleich flau und verschlissen sein wird, mit ihrem gebrechlichen Mergelleibe nicht im Zeitsinne alt werden — ein Zeichen eines Ewigjungen, wie es die seligen Götter tragen. Bild 33

Immer noch ansteigend sind wir in völligem, fast nordischem Bergwalde. Doch jetzt tut sich das Bild einer goldgrünen Waldwiese auf, von blauen Agaven und einigen Kakteen umstanden. Es sind hier die einzigen in Messenien und Lakonien so häufigen Kakteen. Aus luftgetrockneten Ziegeln ist eine Hütte da erbaut, ein verwitterter freundlicher Greis spricht einen Willkomm und seine Enkelin, ein junges Weib, reicht Rosen und Lilien. Sie ist so schön, daß sie mir weh tut. Diese einfachen Bauern empfinden etwas von der Schöne ihrer Waldgegend, von dem warmen Gefühle, das wir unter „Landschaft" meinen, an immer neue Punkte mit lockenden Durchblicken werden wir geführt und können uns kaum entringen, als die Nacht droht. Aber der Pferdeknecht, des Bauern Sohn, beredet uns wider seinen Nutzen, noch seitwärts zu steigen, läuft schweißtriefend voran, während wir die Pferde traben lassen, und zeigt uns stolz zwei einsame, in einem Weinberge liegende Säulen, die vielleicht von einer Kapelle der Bergnymphen herrühren. Wir springen durch den Weinberg auf den Köpfen der Erdhaufen hin, die zwischen den Stöcken liegen. Obgleich es vor wenig Tagen heftig regnete, sind die Haufen schon so hart an der Sonne geworden, daß der Sprung eines gesunden Men-

schen sie kaum einzudrücken vermag. Das schnelle Austrocknen und Erhärten der an sich weichen, unter Wasser bildsamen Mergel erzeugt die kühnen, etwas spielerischen Formen dieser jungen Terziärlandschaften, der Küstengasse von Patras, der elischen, der Sonntagslandschaft nach dem arkadischen Ritte am Tholosflüßchen. Die Nacht kommt und wir reiten nach Stunden in unser dunkles Dorf ein, während uns Dutzende von Glühkäfern voranfliegen, als wollten sie mit ihrem blausilbernen Licht den Weg erhellen. Eines, es ist wohl ein Weibchen, bleibt furchtlos am Sattelknopfe vor der Dame sitzen, von den glühenden Männern umtanzt, und macht leuchtend den ganzen Abendritt mit.

Im Altertume genoß die Landschaft Elis ein einzigartiges Vorrecht unter allen griechischen Landschaften. Sie wurde als Tempelland des olympischen Zeus, als „Levitenland" angesehen und für heilig gehalten. Die „treuga dei" waltete in ihr — und scheint noch immer in ihr zu walten. Der Gottesfriede ist noch jetzt die Seele dieser ungewöhnlich stillen und abseitigen griechischen Landschaft. Die Eleer brauchten sich nicht wie die übrigen Griechen hinter Städtemauern zu verschanzen, der Wall heiliger Landschaftsverträge schützte sie genügend. Feld, Garten und Heiligtum — das Alpheiostal zeigte gleich einer Prozessionsstraße eines neben dem anderen — war das Land, der Ruhm des Landlebens war nirgend so groß wie hier, Polybios erzählt von landsitzenden wohlhabenden Familien, von denen Menschenalter hindurch kein Mitglied eine Stadt gesehen.. Der von seinen Kriegszügen in Asien müde und aus Athen verbannte Xenophon fand hier ein in Hügel, Wald und Wasser gelegenes Landgut, auf dem er den Lebensabend verbrachte. Noch im Mittelalter trafen die fränkischen Ritter hier offene Orte und gepflegte Felder an und die Venezianer nannten später Elis die Milchkuh von Morea. Die elische Landschaft, glaubt man zu fühlen, blickt nicht hinaus aufs Meer und in die Welt, sondern schaut in sich hinein — die Alten sprachen auch von einem „hohlen" Elis — so waren die Eleer selbstzufriedene Landleute, die nicht auf See gingen, Kolonien gründeten und auswanderten, ja selbst den ihren Hafen Kyllene am Vorgebirge Chlemutzi berührenden Handel ließen sie von den Ägineten über ihr Land hinweg nach Arkadien hinauf betreiben. Kyllene war ja auch mit dem arkadischen Berge Kyllene jetzt Ziria nach Curtius „durch Namen und Kultus verbunden". Pausanias erzählt die Sage, daß der schlaue Führer der ins Land fallenden Dorier, der sich Elis als Führerlohn ausbedungen, die Eindringlinge aus der Gegend von Patras nach Arkadien hinaufgeführt habe; denn er befürchtete „wenn sie sähen, daß das elische Land fruchtbar und durchaus angebaut sei, würden sie es ihm nicht geben wollen". — All diese in Büchern überlieferten Nachrichten sind so landschaftsecht und sinnbildlich, daß sie noch an den Hügeln zu hängen und aus den Bäumen zu wachsen scheinen.

Schließlich fragen auch die olympischen Dörfler mit einem deutlichen Lächeln, wie lange wir denn noch bleiben wollten. Als ich dem Wirte die Rechnung bezahlte und ihm sagte, daß er sich um zehn Drachmen zu seinem Schaden geirrt, starrte er mich stumm an wie einen vollkommenen Narren. Wir reisen vor Tage ab. Alles Abschied-von-einer-Stätte-Nehmen hat etwas Halbes, Unbefriedigendes, oft Gemeines an sich. Am besten dreht man sich still um und geht.

Wir reisen wieder mit der Küstenbahn. Am Nachmittage sind wir bereits im oberen Messenien und fahren nun nordwärts mit der peloponnesischen Inlandbahn. In langen Schleifen windet sich die kunstvolle Strecke die sechshundert Meter den arkadischen Paß hinauf, in Nebentäler des Paßflüßchens hinein und wieder hinaus, aber immer hinauf, langsam, als könnte der Reisende sich nicht von Messenien trennen. Immer wieder erscheint, anders gesehen, der obere messenische Hof und Ithome. Doch ist es mit den Bergen wie mit den Menschen, nicht von allen Seiten gesehen nehmen sie sich gut aus. Das Tal hat roten Boden des in die obere Randmauer des messenischen Hofes eingelagerten und ziemlich weit nordwärts greifenden Flyschstückes, auf dem wir den Paß hinter Derwuni in den Panbergen überschritten. Es ist dicht begrünt, unten mit Süd-, oben mit Nordfrüchten, auch sehr vielen Platanen und Eichen. Vor vier Wochen, als wir hier reisten, stand die Judaslinde, voller Blüten und ohne Blätter, allenthalben in ihrer zarten Rosapracht. Sie färbte wörtlich das ganze Tal, das licht rot unter einem launischen Aprilhimmel von schwarzblauen Wolken lag. Damals war es ein Zaubertal, heute unterscheidet es sich nicht viel von anderen ähnlicher Lage und Bodenart. Damals fuhren wir aber auch durch es nach Messenien, jetzt aus Messenien, das Ziel färbt immer auf den Weg ab. Die Reise durch Griechenland verlief nicht ganz so einfach wie ich sie schildere, ich habe es ja nicht mit einer eigentlichen Reisebeschreibung zu tun, die von Griechenland nicht mehr gegeben zu werden braucht. Um die Landschaften zu erkennen, den Standort und das Maß, auch die richtige Beleuchtung für das Schildern zu haben, sind Erkundungsfahrten nötig und wir haben manche Strecke mehre, auch viele Male durchreist. Wieviele Wege muß man schon, zum Malen und Bildern, zweimal machen, das erstemal um zu sehen, ob, wo und zu welcher Stunde es etwas zu bildern und zu malen gibt! Eine bestimmte Landschaft wird uns, wenigstens den Glücklichen, deren Heimat das Land ist, deren weiches Kinderherz zuerst Eindrücke von lebendigen Pflanzen und Tieren und von sonnenhellen Weiten und Seiten statt von künstlichen Menschenwerken, toten Hausmauern und engen Höfen erhielt, sozusagen angeboren wie die Eltern; um andere aber, besonders um fremde auf Reisen, muß man oft dringend werben. Sie bleiben lange taub für unser Gefühl

wie ein Mensch, der von unserer Liebe nichts wissen will. Einen Menschen zur Liebe zu zwingen erfordert vor allem Zeit. Darum genügen in den Landschaften kurze oder einmalige Besuche meistens nicht. — Mit der Nacht kommen wir nach Tripolis ins geschlossene Arkadien.

Drei große Pässe führen in dieses Land, der westliche von Messenien-Megalopolis, der südliche von Sparta, der östliche von Argos her. Über die beiden ersten kamen wir schon, über den dritten reisten wir ein andresmal. Wir bogen mit der Bahn aus der Ebene von Argos ins Gebirge und verloren das Meer aus dem Gesichte. Wir benutzten das Tal des Bergflusses, der sich am weitesten ins argolisch-arkadische Gebirge zurückgeschnitten hat. Rings umher war alles heller Plattenkalk. Die Flußrinne des Baches verschwand unter dichtem Laube der Platanensträucher, in denen Nachtigallen schlugen. Sie übertönten alles Laute im hallenden Tale, Rufe der Hirten, Bellen der Hunde, Rauschen des Baches, Puffen und Poltern der Bahn. Eine in das Gebirge eingesenkte Schüssel, ein Hochfeld, nahm uns auf. Kaum dreihundert Meter gestiegen waren wir schon in einer kleinen arkadischen Landschaft. Der Boden war flach angeschüttet, Ölhaine, Nuß- und Birnbäume waren in ihr. Wie Möbel, so bedeutend standen die Fruchtbäume im Raume, der Bodenteppich war Getreide. Das Kämmerchen heißt Achladokampos, Birnenfeld. Griechische Birnen und Äpfel sind fade und können einem Nordmanne großes Heimweh erwecken. Die Landschaft erinnert an die von Frankovrysis, sie hat auch wie jene eine kleine altgriechische Festung. Diese heißt Hysiä, doch tritt ihre Akropolis nicht wie die von Asea im Landschaftsbilde hervor. Dafür aber wird die Landschaft beherrscht von einem der schönsten Berge Griechenlands, dem Hagios-Elias-Berge des Parthenion-gebirges. Er bedroht fast das schüchterne Kämmerchen. Ein vollkommener Kegel, trägt er kurz unter der Spitze einen rundherum herausstarrenden Felskranz wie eine Zinnenkrone. Ich muß plötzlich an den Hohenzollern in Schwaben denken mit der zinnenstarrenden Stammburg des Kaiserhauses. Der Berg ist für die Landschaft zu groß, es liegt in ihrem Wesen, daß man eilig aus ihr fortstrebt. Wie Frankovrysis ist der Raum durch einen Fluß ans Meer geschlossen und gehört also zum offenen Arkadien. Daher beginnt auch die Paßsteigung erst, nachdem man die Landschaft verlassen. Noch fünfhundert Meter muß man auf dem Abfalle des Eliasberges aus dunkelm Blockkalke aufwärts. Dieser argolische Paß ist der höchste der drei Pässe.

Die mittelarkadische Ebene ist ein großer langgestreckter Saal, etwa neun Marschstunden lang und im Mittel zwei breit. Die linke Wand für den nach Norden Sehenden ist der mächtige Mänalos, die rechte das argolische Grenzgebirge. Mehre Verengungen wie säulenartige Einbauten gliedern den Saal. Dadurch entstehen Einzelräume, die durch die Lage alter Städte, Tegea, Mantinea, Orchomenos gekenn-

zeichnet sind. Der große Saal hat aber auch Nebenkammern, die nur durch eine Enge mit dem Hauptraume verbunden sind. Im großen Ganzen bestehen die Randwälle aus dem schweren Block-, die eingezogenen Teilungswände aus dem gefügigeren Plattenkalke; auch beim Häuserbau werden tragende Baustücke aus groben, trennende aus leichten Stoffen gemacht.

Kommt man über einen der drei beschriebenen Pässe in die Ebene Bild
von Tripolis, so ist der erste Eindruck dieser innerarkadischen Land- 34
schaft der einer einfachen Großartigkeit.

Wir machen uns zunächst in einer Nebenkammer heimisch. Von der lakonischen Wasserscheide kommt der Winterfluß Sarandapotamos,
Vierzigfluß, herunter. Bei dem Dorfe, das Steno „die Enge" heißt, wendet Bild
er sich wie durch eine Tür aus dem Saale fort in die östliche Neben- 35
kammer. Das Dorf hat rote Dächer und erstreckt sich wagerecht an einem nackten Berge dunklen Kalkes hin, den sieben weiße verstreute Kirchlein reizend zieren. Die Landschaft ostwärts besteht nun fast einzig aus den zwei: glatte Ebene, steile Steinberge. Die Ebene ist reiches Fruchtland, die Berge sind Felswüste. In der olympischen, meernahen und tiefen Landschaft wollte der Sommer schon beginnen, hier sind jetzt im Mai einige Felder mit junger grüner Saat bedeckt, die meisten sind bestellt, aber noch unbegrünt. Man unterscheidet durch die Landschaft weithin im Braun dieser Ackererde das Dunkelbraun frischgeeggter, fein zerkrümelter Felder und das Hellbraun, oft glänzende Grau der Felder, die von einem starken Regengusse oder Wasserstrome müssen getroffen worden sein. Der Boden leuchtet glimmrig, es rührt wohl von einer Überschwemmung des Sarandapotamos her, der einen schmalen Streifen Glimmerschiefer im Gebiete der südlichen Saalmauer durchfließt und die feinen Teilchen hier absetzte. Wir schauen nach dem Flusse aus, denn seine Mündungen sind das Ziel unserer Wanderung. Man kann ihn mit dem Auge durch die unbedeckte Ebene wie auf einer Karte verfolgen, lichtgrüner Gassenwald von Weiden begleitet ihn und sonst ist auf der Ebene kaum ein Baum zu sehen. Auch nichts, worauf man das Auge zum Messen der Entfernung einstellen könnte. Wo wir dem Flußlaufe einmal näher kommen, liegt eine lehmige feuchtgewesene Fläche, die unter der Sonne in zahllose, fast regelmäßige Risse zersprungen ist. Auf den Bergrand zumarschierend merken wir auf lange Zeit kaum, daß wir näher kommen. Der große Berg vor uns — die Rückseite des Hagios-Elias — scheint kahl, nur mit dürftigem Grün gefleckt. Das Auge dürstet nach Farben. Da sind vier junge Weiber im Felde. Sie tragen eine hellrosa, verwegen leuchtende Bluse, weiße oder gelbe Kopftücher und blaue oder tieforangefarbene Schürzen. Die eine pflügt mit zwei Schimmeln und braucht Stimme und Peitsche, die anderen zerschlagen mit Holzhämmern die groben Schollen hinter dem Pfluge. In der Nähe erscheinen noch blaue Schatten in den Falten

der gelben Kopftücher und die nackten rötlichen Bronzebeine. Die Mädchen sind stämmig und derb, fleißig und frisch, ihr Lachen klingt gesund und ihre Augen sind sinnlich, ihr Gruß ist wacker, ohne dreist, ihre Auskunft kurz, ohne unklar zu sein — Arkadien! Eine Weile verlor ich sie, ihnen nahe, ganz aus dem Gesichte, der Sonnenglast hatte Mädchen und Pferde weggetrunken. Man kneift die Augen, daß die Backenmuskeln wehtun.

Am Fuße des Berges sehe ich jetzt einige Bäume. Und wie ich ihr Bild den Berg hinauftrage, treten manche der grünen für Kraut gehaltenen Flecke als Bäume heraus und der Berg wächst ins Ungeheure. Gewaltig ist dieses unvermittelte Aufeinanderstoßen von Fruchtebene und Steilfels, dazu weit umher dieselben nackten, unten dunkelgrauen, oben ins rötliche spielenden Kalkberge. Zwar ist die Kammer geräumig und so gleißend hell, daß man die Sonne verflucht, doch spricht einer von uns von Furcht.

Wie unterscheidet sich die Landschaft dieses geschlossenen vom offenen Arkadien! Durch den Flußanschluß an das Meer und das Schuttausräumen in es ist die Ebene von Megalopolis zertalt, unsere Ebene hat keinen Abfluß nach der See. Die winterlichen Regenwasser lassen allen ihren Bergschutt im Lande selbst, höhen den Boden im ganzen auf bis weit über die roten Niederschläge des Binnensees hinauf, der auch hier wie in dem lakonischen und megalopolitischen Becken gestanden hat, sie schütten insbesondere ihre eigenen Betten an, die nun als flache und breite Rillen über die Tafel streichen. Daher also steigen die Berge unvermittelt ohne Vorhügel aus der Ebene auf.

Ich war sehr gespannt, eine solche abflußlose Binnenebene kennen zu lernen. Wenn man abflußlose Binnenebene liest, fallen einem Schilderungen von Reisenden aus dem inneren Asien ein. Dort machte man zuerst weitausschauend den formenerklärenden Unterschied zwischen den platten ausgeschütteten Randländern (der Gangesebene Indiens, der Hoanghoebene Chinas), den sogenannten Übergangsländern (welche durch die großen, aus Tausenden von Metern fallenden Ströme Indus, Brahmaputra, Jangtse zu den fürchterlichen Schluchtengegenden des Himalaja, der chinesischen Randgebirge zerschnitten werden), und den weichen, mit dem Schutte von hunderttausend Jahren ausgefüllten Hochländern von Tibet und Ostturkestan. Diese Binnenländer sind ohne jeden Abfluß, das Wasser bleibt in Sümpfen oder Seen stehen, verdampft, wird zu Salz, durchweicht die Berge und verschlammt den Boden. Der Schutt liegt dort als Sand oder als gewaltiges Gekriech tückischer Schlammpolster, in denen die Karawanen versinken. Ich glaubte nun in Arkadien ein kleines griechisches Tibet zu finden, es war aber nicht ganz so. Denn das geschlossene Arkadien ist nicht gänzlich verschlossen, die Ebenen haben Abfluß. Schutt und Schlamm wird zwar in ihnen zurückbehalten und die Länder höhen wie dort sich an, aber die Wasser finden sich unterirdisch in den Kalk-

gebirgen durch nach dem Meere. Es ist, als ob das Meer sich durch die schwarzen verworrenen Kanäle in den Gebirgen in das Innere dieser Länder hereinstähle. Aber — das ist für uns das wichtigste — wenn es auch die Wasser hier oben beherrscht, die Formen der Landschaft bestimmt es nicht. Die Berge sind riesige Filter; die Helfer des Meeres, die Flüsse, verbrauchen all ihre Kraft in den unheimlichen Röhren der Randgebirge.

Es gibt hier nur dann Schlammgekriech und Sümpfe, wenn die die Katavotren, wie man die Flußmündungen ins Unterirdische nennt, verstopft sind. So liegt im Süden des Saales der große Takasumpf. Bild 21
Es kommt nicht zum Salzausblühen, aber auch nicht zu tiefen Flußtälern, mit denen das Meer, wie ein Eroberer ein fremdes Gebiet mit Heerstraßen, die Binnenländer zu überziehen pflegt.

Mittlerweile ragt vor uns unten am Berge fast wie ein künstliches Tor ein Bogen im Kalksteine auf. Nachtschwarz ist das Loch. Es geht schräg in die Tiefe hinab, Hügel von feinem bildsamen Thone füllen es fast bis zur Decke. Meine Freunde, die Bildhauer in Deutschland und Italien, sollten sich nahe dieser Katavotra eine Werkstatt bauen. Auf mein Gefühl, ich gestehe es, wirken unterirdische Flußmündungen entsetzlich. Ist es der Gegensatz zwischen der gewohnten oberirdischen Mündung eines Wassers, das flach und breit, endlich beruhigt wie eine Symphonie oder ein dramatisches Gedicht, in die Fläche des Meeres streicht, und den finstern, von Bergen überlasteten Löchern, in welche die Wasser donnernd hinabstürzen? Als Knaben schon verfolgten mich wie Wahnvorstellungen die Schilderungen der Fingallshöhle in Schottland und jetzt nachts, in besonders schrecklichen Träumen ist es mir, ich schiffte unaufhaltsam in einen solchen Schlund hinab und strengte mich in der grauenhaften Finsternis an, den Berg über mir von dannen zu stemmen. Ich bin nur einmal in ein Bergwerk eingefahren, ich zweifle, ob ich es wieder tue, alle Vorstellungen von Unterwelt und Hölle haben etwas Peinigendes und Unausstehliches und ich verstehe des entthronten Marokkaners Mulei Hafid Abneigung gegen das Tunneldurchfahren.

Doch gehe ich in das Loch soweit als möglich hinein. Es ist kühl. Der Fluß ist bereits trocken, kein Wasser fließt hinab und es ist totenstille. Ich stehe eine Weile im Thone und fühle, wie ich langsam langsam einsinke. Die Unterwelt zieht mich an sich. Ich stürze zurück in die weiße sprühende gleißende Sonne und bitte ihr ab, sie vorher verflucht zu haben.

Nahebei ist eine andere Katavotra. Sie liegt tiefer als die Ebene und wird daher im Winter die größte Masse des Flußwassers aufnehmen. Dieser vorgeschobene Meermund saugt dann so kräftig, daß sich der Sarandapotamos vor ihr rückwärts sogar etwas in die Fläche eingeschnitten hat. Sie ist künstlich überbaut, ein doppeltes Gitter von armdicken Eisenstäben soll sie vor Verstopfen durch Steine

und Baumstämme, die Gegend vor Versumpfen schützen. Baumstrünke und Massen Reisig liegen vor dem Gitter und manche Eisenstäbe sind krumm gebogen. Braune Knaben klettern wie Affen an den Stangen her, Sträucher weißblühender Heckenröschen hängen über dem Schlunde und mildern das Furchtbare dieses Landschaftseindruckes. Eine dritte Katavotra ist wenige Meter entfernt, sie ist nur ein schmaler Schlitz und sieht feindlich und tückisch aus.

Wir eilen zurück — soviel es der steife Westwind gestattet, der schon seit zehn Uhr morgens weht. Die eine Windwelle ist so heiß, daß sie einem den Atem verschlägt, die andere ist kühl. Staubwolken erregt der Sturm in den kahlen verwitternden Gebirgen und trocknet die Kehle aus. Und wieder fluche ich Undankbarer dieser Sonne, die vom klaren Himmel auf die helle Landschaft wie in einen Spiegel scheint! Das Dorf Varsova liegt weit und wagerecht an einem Kalkhügelhange. Die Häuser sind rostrot, die Türme flügelloser Windmühlen bekrönen wie alte Mauertürme eines mitteldeutschen Städtchens den oberen Hügelrand. Ich meine niemals ein so frisches und beseligendes Grün empfunden zu haben wie das seiner Maulbeerbäume im ewigen trockenen Braungrau der Ebene und Blaugrau der Berge. Jetzt verschwindet es in einer Wolke von Staub, jetzt in einer Flutwelle Sonnenscheins. So tanzt es vor uns auf und nieder.

Wir kehren bei milderer Sonne aus der Nebenkammer in den Hauptsaal zurück und wenden uns südwärts. Gegen fünf Uhr legt sich der böse Wind. Die Schatten werden länger und die Berge, hinter denen die Sonne steht, beginnen sich in blauen Dunst zu hüllen. Ihnen gegenüber fangen die von der Abendsonne beschienenen Ostberge an, sich zu röten und zu flammen. Weit im Norden, am Schlusse des langen Durchblickes, schiebt sich der Ziriaberg, in der Nähe des korinthischen Busens stehend, quer als Mauer ein; ein wenig Schnee liegt auf den höchsten Graten und das schöne Gebirge setzt sich in der Versammlung der Nordberge durch, so fest und doch bescheiden wie es der Schönheit eigen ist. Kräftiger tritt ihm gegenüber der über die Südberge wegschauende Taygetus auf, dessen weiße Gipfel wir grüßen. In der Ebene von Tripolis, die zwischen sechshundert und siebenhundert Metern liegt, sind wir in einem oberen Stockwerke des großen Hauses Peloponnes, von wo wir das ganze Gebäude in der Längsachse übersehen können. In den nahen grauen Südbergen glänzt eine schmale Stelle rötlich, es wird der Streifen Glimmerschiefer im Oberlaufe des Vierzigflusses sein; Glimmerschieferstückchen sehen wir überall um uns glänzen, während wir im trockenen Flußbette aufwärts wandern. Neben dem Rot fällt ein Fleck Weiß auf, es ist ein dünner Streifen Marmor, der sich bei Doljana vom Parnon vereinzelt in diesem ganz marmorlosen Lande findet. Von dort holte man im Altertum den Baustoff für den Tempel in Tegea, den der Bildhauerbaumeister Sko-

pas, der liebste unter den großen griechischen Künstlern, der Michelangelo der Alten, Athenen erbaute. Wir suchen die Stätte von Tegea. Weißer Kies und Sand erfüllen das flache Bett des Flusses, das von einwärts wachsenden hellgrünen Weiden in eine schöne Baumgasse umgewandelt ist. Die Weiden blühen, weiße Wolle fliegt umher. Weiße Wolle erfüllt die Fußstapfen, welche Wanderer nach dem letzten Regen im Ackerboden zurückließen, wie verwehter Frühschnee im Norden es tut. Der Fluß ist von Dämmen eingefaßt, die er sich gebaut, indem der Mensch hier und da nachhalf. Auf ihnen entdecke ich die erste Kornblume in Griechenland. Wir sehen viele Brunnen, es sind runde, Bild
ein Meter hohe platte Formen, welche die Zisternen überwölben, oben 35
ist ein Loch eingeschnitten; das kühle Grundwasser steht fast in Bodenhöhe und soll auch den Sommer über so bleiben. Karawanen von Eseln und Pferden, mit Holzfäßchen beladen, von bunten Weibern geführt, kommen aus den Dörfern am Bergfuße und ein fröhliches Treiben am Brunnen entspinnt sich. Die Tröge, aus denen die Pferde saufen, Trittstufen und die durch die Taue gerillten Steine der Einfassung sind schöne Marmorquadern, das alte Tegea kündet sich an. Wir kommen durch Dörfer, von Maulbeerbäumen überschattet und durchgrünt. Bei den alten Dichtern schon heißt Tegea „das Schattige.“ Ölbäume gibt es hier oben nicht mehr. Auf einem Kirchplatze um eine hier noch blühende Judaslinde wird der Landreigen getanzt: alles hält sich zu einer langen Reihe bei den Händen gefaßt, die Geschlechter sind getrennt, die Männer führen, die Weiber folgen, der Tanz ist eine leichte Figur, die aus einigen vorwärts und einem rückwärts gemachten Schritte besteht. Im allgemeinen sind die Männer mehr bei der Sache und tanzen besser, die Mädchen sind scheu, sind bunt in gelben, rosa und blauen Landesfarben, und überhaupt, es sind Mädchen! Auf dem Platze, wo der Grundriß des skopasischen Tempels aufgedeckt ist, wachsen zwischen einigen edlen Marmorblöcken Gräser; die Sonne steht tief und hinter ihnen und die langen Schutzhaare glitzern golden. Die Franzosen gruben den Tempel aus. Das Graben ist in Griechenland ein edles allvölkisches Unternehmen, man wünscht es oft auf den Blocksberg und kann es nicht entbehren. Von Tegea selbst ist nichts zu sehen, einige Dörfer teilen sich in seine Stätte. Einiges von dem Wenigen an Urwerken, die wir vom großen Skopas haben, ist im kleinen Museum des größten Dorfes vereinigt — manche Stadt Europas könnte dieses Dorf beneiden. Eine Weihe strahlt von dem kleinen Gebäude über das Land hin und man fühlt sich in der kleinen Halle als dem edelsten Gehäuse der Landschaft von Liebe erregt. Die Nacht fällt herab, die Berge werden blau und schwarz und dieser Tag hat ein Ende. —

Die westliche Nebenkammer wird gebildet, indem sich ein Riegel dunkeln Kalkes vom Westgebirge abgliedert und eine kleine Ebene vereinzelt, in der in alter Zeit die Stadt Pallantion lag, eine von den

„Dreistädten", die heute in „Tripolis" zusammengefaßt gedacht werden. Wie die Lage ist die Geschichte der Stadt vereinzelt und man hört bei den alten Schriftstellern selten etwas von ihr. Den Zugang von der großen Ebene aus, den der Kalkriegel offen läßt, schließt der Takasumpf; jetzt vor der heranrückenden warmen Jahreszeit beginnt dieser zu schwinden. Auch in der großen Ebene ragen einige Kalkklötze aus dem Boden. Auf einem liegt das Dorf Vuno „Berg", auf dem anderen Hagios Sostis, es war die Akropolis der Stadt Tegea. Diese kleinen Höhen wirken wie letzte Anstrengungen des durch das Auffüllen der Landschaft fast erstickten Grundgebirges, an Luft und Sonne zu kommen.

An diesen Felshöhen haftet eine schöne Landschaftssage der Alten. Der nebelhafte König Tegeates hatte zwei Söhne, Skephros (den Schroffen) und Leimon (den Sumpf). Als Apollon (der Lichtgott) ins Land kam und zuerst bei Skephros (auf der Felsschroffe) einkehrte, tötete Leimon aus Eifersucht den Bruder (es gab eine Überschwemmung im Lande durch Verstopfung der Takakatavotra). Artemis aber (die arkadische Kulturgöttin) tötete den Leimon (die Niederung wurde durch Entwässern und Anbauen unschädlich und fruchtbar gemacht). Alle Jahre wurde die Sage bei einem Feste von den Priestern bildlich dargestellt.

Bild 27 Dann gilt es, den linken Westbergen, dem vielköpfigen wuchtigen Mänalos, auch in den Rücken zu sehen. Das Partheniongebirge zur Rechten mit dem Hagios-Elias kennen wir schon von hinten her und die Rückseite des nördlich weiterstreichenden Artemisiongebirges wird uns in Argos erscheinen. Es geht also bergan und man genießt wieder einmal das im wenig entwickelten Lande seltene Vergnügen einer Straße, wo zwei Menschen nebeneinandergehen können. Ratzel schreibt und begründet einmal, daß es uns in der Landschaft angenehmer ist, auf dem schmalen statt auf dem breiten Wege zu wandern. Doch gilt das eigentlich nur vom einsamen Wanderer. In Gesellschaft hat man schon an dem oder den Nebenmenschen jene eigentümliche Stütze, jenes notwendige Führen, ohne das ein einzelner Mann auf einer breiten Straße immer ein wenig hin und her wanken wird. (Beobachtet daraufhin einmal die Fußspuren auf staubigen Landstraßen!) Der Weg muß den Wanderer sozusagen durch die Landschaft ziehen. Der Gänsemarsch auf Pfaden zu zweien oder mehren aber ermüdet und es kann einen schließlich toll machen, immerzu die sich hebenden Hacken des Vordermannes zu sehen. Daher ist der Führerplatz in einem wandernden Paare sehr begehrt und reizend ist es zu beobachten, mit welchen zufälligen Drehungen und Schritten bei Antritt des Marsches der selbstsüchtige Adam unauffällig wie ungewollt an die Spitze gelangt.

Der Kalk ist schwarz, in den handgroßen, mit der roten Erde gefüllten Löchern in und zwischen den Steinen wächst niedrige Wolfsmilch. Der Kalk ist hier so klobig und dunkel, in seinem Wesen so

rein, daß der Hauptforscher der Geologie des Peloponneses, Philippson, den dunkeln Blockkalk durch das ganze Land Tripolis- oder Tripolitzakalk nennt. Der Boden für den Garten einer weißen Einsiedelei oder eines Klösterchens mit einigen Bäumen ist der Felswüste abgewonnen. Zahllos sind Klöster und Kapellen in Griechenland. Das ist noch ein Stück Mittelalter ebenso wie die Zunftgassen mit den getrennten Handwerken in den inneren Städten, wie die Demokratie der Männer. Hier gibt es keine Aufklärung trotz aller Volksherrschaft und politischen Leidenschaft. Es ist heilsam und lehrreich für uns vorgeschrittene Abendländer, um wenige Längengrade ostwärts reisend durch die Zeiten um einige Jahrhunderte rückwärts zu gehen.

Wo es vor uns von den Bergen raucht, schlingt die Landstraße sich hin. Es ist weit. Der steife Wind weht wieder seit Vormittag. Es ermüdet, gegen die Sonne zu wandern, doch haben alle Pflanzen, die Stecheichen in den Makien, einen goldigen lichtdurchfluteten Saum. Eine läutende Herde von tausend Schafen und Ziegen wird quer über die Schleifen des Weges zuberg getrieben. Mit schönen Sprüngen, von den kräftigen Hinterbeinen abgeschossen, nehmen die blauen Geißen jede Kluft und klettern leicht an uns unersteiglichen Blöcken empor. Den Schluß der Herde bilden die Geißlein, die kläglich nach den Müttern jammern, und zwei Ziegen, von denen die eine ein steifes Knie, die andere einen gebrochenen Fuß hat. Auch Geißen sind allzukühne Sprünge verboten. Die Herde verschwindet und verhallt, doch müssen wir an gewissen geschützten Stellen der Schleifen durch zurückgebliebenen Staub und scharfen Geruch. Die Landschaft hinter uns, die wir in Ruhepausen vom leidigen Winde abgekehrt genießen, ist so großartig wie ich wenige sah. Schönere sah ich, aber an Klarem und Großzügigem der Formen wüßte ich diese mittelarkadische nordsüdliche Binnenlandschaft nur mit dem mittleren Niltale zu vergleichen, wo auch jeden Abend der Steilabfall der östlichen Wüste so rot glüht wie drüben der Kalkzug des Artemisiongebirges. Mehr und mehr verengt sich das Bild hinter uns — aber ich will es lieber beim Abstiege sehen, denn wir lieben es mehr, aus dem Dunkeln ins Helle, aus dem Engen ins Weite zu streben. Der Weg benutzt mit Sorgfalt einige Fetzchen Flyschschiefer, die im allgemeinen Kalkgebirge eingebettet sind. Der Schleifen werden bei einer Wegbiegung immer neue und der Wind bleibt der alte. Die Nadel des Höhenmessers rückt nur langsam voran und stumm schreiten wir weiter, uns nach dem Passe wie nach einem Glücke sehnend. Wir merken, daß die Erdkunde eine Weisheit und Leidenschaft der Beine ist. Aber ich empfinde voll die Süßigkeit des Wanderns, das ich mir mit der Landschaft von freundlichen Schäfern am Wege und entgegenkommenden Führern von Holzkarawanen geradezu erkämpfen muß, denn sie glauben, wir sind verirrt und versichern hoch und heilig, daß es da in den Bergen keine Altertümer gibt. Wenn ich den Weg Stück für Stück unter meinen Füßen hinter

mich lege, fühle ich, wie eine kleine Welt, die ich bin, sich gegen eine andere Welt, die „Welt", bewegt. Zwar bewegt sich auch diese Welt da unten sekundenkilometergeschwind, aber nach Gesetzen, ich nach Willkür, meine Brüder die Tiere bewegen sich auch, aber mit gesenktem Kopfe und immer auf den Fraß bedacht, und meine Schwestern die Pflanzen stehen still und leben doch ein schönes Leben; ich versuche mich in das Empfinden einzufühlen, festgewurzelt an einem Orte zu leben; ein Lahmer könnte mich lehren. Weiber sammeln in den roten Feldern Körbe voll Steine und schütten sie auf die Straße; so trotzt man der Felswüste Äcker ab. Bis hoch hin ziehen sich die grünen Getreidestreifen. Ungewöhnlich tief ist das Grün neben dem Graublau und Schwarz des Kalkes. Lehrgemäß zwar müßte grün stärker sein neben rot, aber beim Sehen arbeitet nicht nur das Auge, auch die Seele, und der Gegensatz zwischen Wüste und Acker, zwischen Tod und Leben wird die reine Sehwirkung verstärken. Kleine Herden von Rindvieh sehen wir in der Makia, das dürftige Kraut suchend, es sind nur männliche Tiere, Stiere und Ochsen. Die Nadel hält an bei etwa neunhundert Metern und der Paß ist da. Das Wort Paß ist eins von denen, die immer etwas Seliges enthalten. Wein, Liebe, Lied, Bad, Paß, Garten, ein Zauberkreis von Worten! Flysch aus Sandstein und Schiefer tritt auf und sogleich ein Brunnen, der aber ungastlich verschlossen ist. Wir wollten nicht trinken, aber das Grundwasser messen, denn wissen, wo dieses liegt, erklärt manches im Landschaftsbilde. Nach ihm forsche ich immer zuerst wie ein Arzt immer sogleich nach dem Pulse fühlt. Ich bin deshalb ärgerlicher, als hätte mir jemand einen Trunk Wasser verweigert. Ein silberner Bach rinnt in den Landschaftsfalten, Bäume wachsen da, unter denen aus der
Bild Ferne hohe Silberpappeln zu erkennen sind, und in der Flyschoase
36 liegt das Dorf Sylimna. Dunkel, kalt und nackt regen sich die Kalkberge umher, aber was wollen sie ausrichten gegen die Allgewalt wasserführenden Schiefers! Auch die Oase ist noch pflanzenarm, aber für diese Höhe ist es noch früh im Jahre. Hoch in der Ferne, ein Bild abgeklärter Schönheit, schaut der weiße Taygetus herüber. Wir fühlen uns von ihm liebevoll verfolgt.

Das Ziel der Wanderung aber liegt rechts. Wir schauen in ein langes, nach Norden hin sich verengendes und erhöhendes Tal. Die innerarkadische Gebirgsmasse ist eine Doppelkette, die rechte ist der Mänalos, die linke möchte ich nach dem sie durchbrechenden Flusse das Helissongebirge nennen. Die Kalkketten sind, der Mänalos kuppig, das Helissongebirge mauergleich gebaut. Im Vordergrunde aber breiten sich weich fast fleischig bewegte, leichtbegrünte Flyschhöhen hin. Einzelne Bäume stehen darauf. Neben dem Flusse ist eine kleine aufgeschwemmte Ebene; ihre rechteckigen Stücke Braun und Grün, bestellte und grünende Äcker, werden wie Tuchstücke durch den Silberfaden des Flusses zusammengenäht. Das zarte Grün und die bläulichen

Schatten in den Flyschfalten stärken die milde Stimmung der Abendlandschaft.

Den Unterlauf des Helisson kennen wir aus Megalopolis, die westliche Seite der Helissonkette mit dem Flußdurchbruche sahen wir dort, die östliche des Mänalos werden wir noch tagereisenweit verfolgen. Wir sind im großen Hause Peloponnes sozusagen über eine Dienertreppe gestiegen und haben in einen langen inneren Gang geschaut, wie er heimlich in Palästen an den Hauptgemächern vorbeiläuft. Dieser Gang liegt etwas höher als der Saal. Trotzdem die kleine Helissonlandschaft so hoch, abseitig und versteckt liegt, ist sie, durch Helisson-Alpheios ans Meer geschlossen, in bestimmtem Sinne offener als die große tripolitanische Saalebene.

Eine Hütte steht auf dem Passe, unter einer Strohlaube erhält man Wein. Die Hausmauern sind angemalt mit Bildnissen und Taten von Volkshelden des Befreiungskrieges der Väter, von dem das Volk spricht, als wäre er vor kurzem beschlossen. Die drei Trikorfagipfel über dem Passe leuchten im Ruhmesglanze. Vom eigenen unglücklichen Kriege gegen die Türken im Jahre 1896 spricht man nicht, aber der Türke ist das dritte Wort. Am Ende einer solchen dichten Kette feindseliger Worte erscheint gewöhnlich ein neuer Krieg.

Es ist ärgerlich, zweimal denselben Weg durch eine Landschaft zu gehen. Aber schließlich ist eine Landschaft nur nachts etwas Festes, am Tage flutet sie. Das Licht verändert sie beständig. Die Landschaft ist hochrot, von Stein und Abendschein. Das Artemisiongebirge vor unseren Augen hat „Alpenglühen", jene durchaus nicht auf die Alpen beschränkte, nur in den Alpen zuerst gesehene und besonders schön zu sehende wunderbare Lichterscheinung des Osthimmels oder der Ostseiten von Landschaften. Die letzten noch unmittelbaren Strahlen der untergehenden Sonne malen es. Unter dem feuerroten Farbenzauber folgt der dunkel- bis himmelblaue Schatten der Erde unaufhaltsam nach. Der Alpenschnee macht das Rot am klarsten erscheinen, mag sein, daß der weiße Plattenkalk des Gebirges hier die Rolle des Schnees spielt. Dieses Abendrot des Osthimmels, wie man das Alpenglühen nennen kann, beobachtete ich sehr schön am Epomeo auf der Insel Ischia, wo statt Schnees und Kalkes die weißen Bimssteintuffe herausragen. Auch in freier Luft erscheint es oft, ohne an Bergen hinaufgeschoben zu werden, wie jetzt vor uns, nachdem die Berge in den Schatten kamen; der untere Rand des allmählich verblassenden roten Streifens ist ganz schwach gekrümmt, die Rundung der Erde malt sich gegen den Himmel und wir wachsen dies sehend plötzlich gewaltig in unserem Gefühle, da die Erde doch nicht so riesengroß ist, daß sie nicht gelegentlich ihre Kugelgestalt in ihren eigenen Landschaften verraten müßte. —

Viel Verdruß mit gleichgültigen unzuverlässigen Menschen klebt uns wie schmutziger Staub an, als wir aus den hämmernden und feil-

schenden Bazargassen von Tripolis nach Norden hinausstreben. Das ärgerlichste war, daß ich mich nicht über eine bestimmte Person wegen einer bestimmten Tat ärgern konnte; der Zorn ist der lösende Blitz lastender Ärgerschwüle. Es dauert lange, ehe das Bad großer Landschaft und Natur uns von der Menschen kleinem und bösem Getriebe gereinigt hat.

Wir fahren im Wagen auf guter Straße nordwärts. Der Kutscher hat einen blonden Bart und so schöne blaue Augen, daß ich ihn öfter als nötig anrede, nur um seine Augen zu sehen. Er erinnert mich daran, daß gerade in Arkadien im Mittelalter besonders viel Slawen eingewandert sind. Taubentürme aus luftgetrockneten Ziegeln, wo die vertrauten Vögel in Scharen nisten, ragen wie in Ägypten zahlreich aus Gärten und Feldern hervor. Der arkadische Saal verengt sich, auch dreht sich die Achse des Raumes ein wenig nach Nordwesten. Wir biegen um eine Ecke und sind in der zweiten Abteilung des Saales, der Ebene von Mantinea. An der engen Stelle soll Epaminondas nach seinem Siege gestorben sein. Wir sind unterrichtet, daß hier in der jetzt fast baumlosen Ebene im Altertume ein Eichenwald gestanden hat, der von seinem Wipfelfluten den schönen Namen pelagos „Meer“ erhielt. Solche Nachrichten über Landschaften sind Bausteine zu einem Versuche, die Landschaften der Alten im Geiste wiederherzustellen. Hätten wir ihrer mehr!

Die einförmigen Getreidefelder liegen nun hinter uns, wir sind in formvolleren edleren Weingärten. Festlich wirkt der Anblick der Rebe in einer schönen Landschaft. Kein Dorf liegt da, nur Vignen. Ein dichtes Rund von Zypressen läßt mich eine Kapelle vermuten, es ist aber nur ein Brunnen im tiefen Schatten da. Auch die Brunnen sind Heiligtümer. Die Straßengräben sind von weithin duftenden Sträuchern weißer Heckenrosen überwachsen. Der Wein bleibt dahinten, ein Flüßchen, durch einige Weiden in der Ferne schon angekündigt, kreuzt den Weg und aus dem Felde ragen kaum ein Meter
Bild hoch die blauen Mauerstümpfe der Stadt Mantinea auf. Das Flüßchen
37 Ofis benutzt den Stadtgraben, der sich durch eine ganz flache Mulde im Acker verrät. Indischer Hanf, dessen Körner hier glücklicherweise nicht, sondern als Haschisch im arabischen und indischen Morgenlande geraucht werden, wächst im Stadtgraben und ein einziges Hanf-
Bild feld ist das alte Stadtgebiet. Dort steht die kleine grüne Pflanze
38 in braunschwarzer Erde zwischen unzähligen Thonscherben und Steinen. Ganze Haufen von Feldsteinen sind zusammengeworfen. Ein kleines Halbrund ist das Theater, Hanf wächst in der Orchestra und auf den Sitzen. Roter Mohn mischt sich dem Grün der Pflanzen und dem Blau der Kalkquadern bei zu einem kräftigen Farbenzusammenklange. Diese Saalabteilung ist kleiner als die erste, weniger großartig, mehr gefällig. Die Wände sind auch hier durch Nebengelasse gegliedert. Der Westwind bläst wieder mit gelindem warmen Sturme.

Die Kammer von Mantinea ist lieblicher als die von Tripolis, und „lieblich" heißt Mantinea schon bei Homer. Wir sehen hier einmal eine griechische Stadt ohne Akropolis. Die älteste Stadt lag aber auf einem Hügel am Randgebirge, der auf Befehl eines sonderbaren Orakelspruches verlassen wurde.

Die zweite Abteilung liegt ein wenig tiefer als die erste, gegen die dritte ist sie durch einen kräftigen Riegel abgeschlossen, daher fließt in ihr das Wasser zu einem Sumpfe zusammen. Der Weg weicht ihm aus und benutzt Zwischenräume zwischen dem Gebirge und zwei vorgeschobenen Kalkinseln. Wie man nie im Festraume wohnt, so liegen hier die Dörfer am Eingange der höheren trockneren Seitengemächer. Und wie man dort alles hinderliche Gerät abstellt und die Gelasse leicht wüst aussehen, so hier. Die Berge sind nackt oder makienbewachsen, Winterwasser ziehen ihre Trockenbetten weit herab, blaue Kiese liegen zwischen roten Ufern, weite graue Schuttdelten schieben sich aus den Bergöffnungen hinaus. Viele Pferde und Maultiere sehen wir weiden. Auf einem Berge zähle ich in weiten Abständen sechs Bäume; merkwürdig, wenn man die Bäume auf einem Berge mit einem Blicke zählen kann! Die Landschaft ist dürftiger, als wenn überhaupt keine Bäume da wären. Die Massen des Mänalos sind gut zertalt, breit gelöst und reich und reif geformt. Besonders ein Berg gefällt, sein oberes Drittel ist kahl und weiß, das mittlere ist mit dichtem tiefgrünem Tannenwalde bedeckt, das untere mit Makien und Trockenkräutern gescheckt. Ein einzelner großer Stern erscheint über ihm; es ist noch zu hell am Himmel, als daß ich sein Sternbild sehen und ihn benennen könnte. Es ist mit den Sternen wie mit den Menschen, auch die größten erklären sich nur aus ihrem Volke. Ein Fetzchen Flysch liegt im Winkel der Landschaft in den Riegel eingefügt, dort ist der Übergang und das große Dorf mit Fensterscheiben Levidi. Noch glühen die oberen Zinnen des nackten argolischen Grenzgebirges geheimnisvoll, während uns unten schon Dämmerung umgibt.

Im Kani von Levidi war wieder helles Verwundern über eine reisende Frau. Das Weib fühlt sich hier halb morgenländisch. Man frug, ob sie denn keine Kinder hätte. Mit einer den Griechen natürlichen Dreistigkeit frug das jeder unserer Pferdeknechte, mancher Kutscher und Matrose. Die junge Wirtin im Kani ging uns mit herrischen Worten und tiefer männlicher Stimme an. Ich mußte die gute Einfalt zur Türe hinausweisen. Als sie draußen auf der Treppe war, hörte ich sie weinen. Sie war kinderlos. —

Es ist ein eigenartiges Erlebnis, bei Dunkelheit in ein Dorf zu Bild
kommen und sich am Morgen, wenn man vors Haus tritt, in einer 39
völlig neuen Landschaft zu finden. Levidi liegt auf der etwa zweihundert Meter hohen Mauer, die den binnenarkadischen Saal querteilt. Die Quermauer ist so niedrig im Vergleich zu den Gebirgswänden, daß

die nächsten Kammern baulich noch zum Saale gehören. Aber sie haben ein anderes Gesicht. Die Fahrstraße ist hier zu Ende; nachdem die Karawane im Beisein und mit Hilfe des halben Dorfes endlich marschfertig ist, reiten wir den Riegel abwärts. Zahlreiche geputzte Reiter und Reiterinnen begegnen uns, die zur Hochzeit nach Levidi eilen; sie wurde gestern abend mit Gesang der lichtertragenden umherziehenden Mädchen eingeleitet. Der Wind weht wiederum, doch mäßiger, immer bei sonnigem Himmel, die Berge zur rechten und linken Hand heben sich nordwärts heraus, die Ebene fällt im Gegenteile von Tripolis her, sodaß die Gebirge doppelt gesteigert wachsen. Armenia rechts oben ist eine geschlossene, scharf abgeschnittene Wand. Die eine Hälfte der Gipfellinie ist fast gerade, die andere stark, doch regelmäßig bewegt, es ist fast musikalisch. Links steigt der würdige Mänalos wieder herrlich zur Höhe. Vor uns schließt ein neuer Querriegel die Ebene, aus dem der Burgberg der alten Stadt Orchomenos bedeutend hervorragt. Getreide, Haschisch und ein wenig Wein decken den Boden der Landschaft. Haschisch ist für Arkadien was die Korinthe für Elis ist. Brücken überwölben die den Weg kreuzenden flachen, jetzt trockenen Bäche. Aber der Pfad geht an den Brücken vorbei, denn die Straße blieb unausgebaut liegen. Gar merkwürdig schauen einen Brücken an, denen man vorbeigeht. Zwischen den Äckern liegen einige Steinfelder, die Gipfel des erstickten bergigen Grundes der Landschaft. Diese ist ähnlich der, welche man auf der italischen Querlandbahn nach dem Verlassen des Aniotales hinter Arsoli erreicht, dort wo die inneritalischen Hochflächen beginnen. Dort wie hier ein weiter Kessel mit steilen Randmauern und platten Böden, die sich nur für das geübte Auge aus den flachen Schuttfächern der Winterwasser am Bergfuße zusammenschließen. Auch dort schaut hier und da der verschüttete Kalkgrund heraus. Auch dort ist die Landschaft herber als in den tiefer gelegenen Teilen Italiens und der Bergkalk ist zum Teil der gleiche Kreidekalk, im Ganzen aber ist diese griechische Landschaft großartiger. Die italische Kammerlandschaft ist augenblicklich dabei, von zwei Flüssen angeschnitten die Beute des stärkeren, ein breites Flußtal zu werden; wer sie aber noch als Kammer sehen will, braucht sich nicht zu beeilen, der Kampf der Nebenbuhler wird noch einige zehntausend Jahre dauern.

Diese arkadische Kammer ist so lang wie breit und man fühlt sich in ihr weniger behaglich als in der von Mantinea; ein Quadrat ist ja auch dem Auge weniger angenehm als ein Rechteck.

Der Anstieg zum Burgberge der Orchomenier beginnt. Im Hirtendorfe Kalpaki fallen uns Hunde an groß wie Bernhardiner und weiß wie Eisbären. Im Schatten einer Mauer steht ein erbärmlicher Esel, dessen Haut durch Sättel und Holzlasten schon bei lebendigem Leibe gegerbt ist. Der Berg der Orchomenier blüht. Wir kreuzen blaue Kalksteinmauern, deren untere den jüngeren, deren obere den älteren

Zeiten der Stadt entsprechen. Schöne hohe blühende Stecheichen überwachsen sie in lichter Makia. Roter Mohn und die gelbe, Asfaka genannte Wucherblume sind durch das Grün der Gerstenfelder gesät, die sich bis zum Gipfel in Stufen hinaufziehen. Maßliebchen füllen die Fläche der Höhe und es ist wieder die schöne Landschaft der Akropolen. Bei aller räumlichen Enge, im Vergleich zu dem was man sonst an Weite in hohen Gebirgslandschaften gewöhnt ist, wirkt diese arkadische Landschaft gewaltig. Auch die griechische Kunst ist dadurch ausgezeichnet, daß sie mit verhältnismäßig kleinsten Mitteln größte Wirkungen erreichte. Bild 40

Auf dem Hügel der Orchomenier gerät man in eine urtümliche frühweltliche heldische Stimmung. Im Altertume waren die Orchomenier wegen ihres selbständigen aristokratischen Geistes bekannt, der sich nur widerwillig und vorsichtig dem in den hohen Kulturzeiten über Griechenland ziehenden demokratischen Sturme öffnete. Die Kammerebenen waren im Altertume sorgfältig gedämmt und kanalisiert. Alte Überlieferungen reichen in die vor der Kulturarbeit liegenden Zeiten hinauf und erzählen, daß einst eine große Überschwemmung ganz Arkadien (durch Verstopfen der Katavotren) heimgesucht habe; die Menschen siedelten sich auf den Höhen an, während manche von ihnen auswanderten. Mit diesen reiste auch Äneas ab, der nach Trojas Falle eine Zeitlang hier lebte und seinen Vater begrub.

Wir machen wieder die Beobachtung und werden sie noch oft machen, daß das griechische Land wie von einem bewußten Baumeister künstlerisch angelegt wurde. Auf das Einsinken der Ebene und Steigen der Gebirge, wodurch diese eindrucksvollste arkadische Landschaft so künstlerisch einfach entsteht, wurde schon hingewiesen. Aber nicht nur nach Norden, sondern auch nach innen sinkt die arkadische Schüssel ein, sodaß sich die Gebirge ringsum, besonders das Ostgebirge gleich einem Tellerrande herausheben. Für diese Binnenlandschaft freilich bedeutet dieser Bauzug nichts, aber ich bilde im Geiste schon an der Landschaft von Argos, auf welche dieser Baugedanke großen bildenden Einfluß haben muß. Es ist ein großartiges Gefühl, sich nordwärts in der dem fleischlichen Auge nun nicht mehr übersichtlichen verwirrenden Gebirgswelt Hocharkadiens körperlich zu verlieren und doch mit Kopf und Herz geistig und künstlerisch den Überblick über die herrliche Wildnis zu behalten. Wir steigen heiter einem kräftig bewegten Höhenpunkte in dieser Symphonie landschaftlicher Sätze entgegen.

Am Fuße des Burghügels rauscht eine Quelle, die sich schon aus der Ferne durch weiße Pappeln am Rinnsale ankündigte. Starke Quellen brechen überall am Bergfuße der östlichen Wand hervor, auf dem der Weg nun zieht, und wenden sich eilig in das Becken hinein, die Mitte versumpfend. Dunkelgrün zieht sich der Sumpf sichtbar durch den braunen Boden der Landschaft. Die Quellen sind jetzt so

reich, daß kleine Sümpfe schon um ihren Mund herum liegen. Gänse patschen darin herum und mächtige Schweine suhlen sich mit Behagen. Wo der Boden trocken ist, steht Haschisch und Getreide. Die größte Quelle hat einen Hain aus Weiden und Silberpappeln hervorgezaubert, das Sonnenlicht blitzt auf den im Winde rauschenden Blättern und in den Wellen der schnell laufenden Bäche. Enten durchschnattern die Oberfläche des Wassers mit ihrem feinnervigen Schnabel nach kleinen Lebewesen und eine große Schar Kröten quakt behaglich im Sumpfe. Schafe stehen, da der Hain naß ist, in der Sonne rudelweise so zusammen, daß die Köpfe unter den Leib oder wenigstens in den Körperschatten des Nachbarn gebracht sind. Über all dem schraubt sich in der Luft ruhig ein Adler empor.

Bild 42

Dann klingen wieder die Glocken der Maultiere und die anfeuernden Rufe der Treiber. Hüh! ist der stärkste, und man muß lernen, daraufhin nicht die Tiere anhalten zu wollen. Welch eine heitere, doch nüchterne klare Stimmung strömt auf mich aus dieser sonnenhellen windkühlen arkadischen Berglandschaft! Die Karawane wird durch Landbewohner vergrößert, die auf Pferden, Eseln und Mäulern unsere Straße reiten. Die verstärkte Karawane ist ein fließendes Ganzes, bald biegen Reiter seitlich zu Dörfern ab, bald schließen andere sich an. So streben wir, untereinander Fremde, eilig und stumm, doch jeder heiter und sich sein Lieblingsliedchen summend zuberg. Die Glocken läuten, die Treiber rufen. Nur ein Pferd ist jetzt in der Karawane, das ich, von dem und jenem Sehenswerten am Pfade aufgehalten, am Ende des Zuges reite. Aber es scheint zu glauben, daß es sich für ein Pferd nicht schicke, hinter Eseln und Mäulern zu traben. Es fühlt sich als das erlauchte Tier der Schar, denn ihm ist es doch möglich, mit der ersten besten Eselin die Mäuler zu erzeugen. Die Esel sind schnell überholt, mit den Maultieren aber hat das Pferd einen schweren Kampf. Es schlägt ein Seitenpfädchen ein, das Maultier zu umgehen; das aber merkt den Streich und fällt in Trab. Jetzt sucht das Pferd das Maultier an die Felswand zu drücken, was die dem Kampfe fröhlich zusehenden Reiter nur deshalb verhindern, weil das aufgebundene Reisegepäck leiden könnte. Endlich gelingt es dem Pferde, an die Spitze zu kommen. Einmal Führer fällt es in einen gemächlichen Schritt. Obgleich der Sieg nicht mit ganz anständigen Mitteln errungen wurde, so gönne ich ihn meinem Pferde, denn es hat schließlich die edlere Art bewiesen. Ein schönes üppiges Kraut stand nämlich am Wege, das Pferd eilte daran vorüber, bei dem Maultiere aber siegte der Magen über den Ehrgeiz, es bückte den Kopf, die Pflanze schnell abzureißen, und war besiegt. Und dann ist es auch für den Reiter am angenehmsten, die Spitze zu haben. So geht es mit kämpfenden Tieren einen breiten roten Schuttkegel in einem Seitentale gegen den Paß hinan. Sobald der starke Anstieg beginnt, wird das Pferd unsicher. Vor jeder Stufe paust es und schnuppert, als ob es die Schwie-

rigkeit riechen könnte. Sein Tritt ist nicht fest und die Kraftanstrengung groß. Das Maultier aber eilt spielend hinweg und — das Pferd erkennt die Überlegenheit des Maultieres im Berggelände an, nur bemüht, Nase hinter Schwanz die steile Höhe hinaufzukommen. Eine Kirche der Dreieinigkeit hängt oben an einem nackten Felsen, von einigen Bäumen umstanden; eine kleine Quelle soll dort entspringen. Drüben, aus einer großen roten Kluft des grauen Berges schimmert ein weißes Haus der Jungfrau herab. Auf einer anderen Bergspitze thront ein Kapellchen und ich glaube, daß es keinen ein wenig bedeutenden Rundblick in Griechenland ohne eines der Heiligenhäuschen gibt. Wenn man Pausanias von den allenthalben liegenden Bergheiligtümern reden hört, denkt man sich, daß es im Altertume nicht weniger die Landschaft belebender Kapellen gegeben hat, die auch ähnlich im Bau gewesen sind, denn gewiß waren nur die wenigsten Säulentempelchen. Nur sind die Nymphen, Pan, Dionysos durch die Jungfrau, Elias, Athanasios, Georgios abgelöst. Wenn es liebenswürdige Gestalten sind wie die Jungfrau, der wackere Drachentöter Georg, der kühne Luftfahrer Elias, versöhnt man sich mit ihnen. Ich fand, daß die Heiligenhäuschen in den Ebenen, besonders in der lakonischen, lebhaft blau und rosa, in den Bergländern meist grau und weiß sind.

Der Paß ist bei etwa elfhundert Metern, fünfhundert Metern über der letzten arkadischen Ebene erstiegen. Ein Aufundnieder von kleinen Tälern zieht über seine Fläche. Hier ist eine unentwickelte Landschaft dabei, sich zu bilden. Über eine Bodenwelle weg sehe ich ein Dutzend großer Ohren gewaltig gegen den blauen Himmel aufgerichtet und es ist mir, als ob Pan sich in Gestalten seiner Tiere geworfen hätte und unseren Schritten lauschte. Jetzt aber biegt eine Herde freiweidender Maultiere trabend über die Felslinie herauf. Bild 27

Ein Paß ist eigentlich ein Nichts, ein Fehlen im Gebirge, die niedrigste und für den Menschenfuß bequemste Lücke in den Talmauern. Die Berge werden den Paß verachten, aber wir lieben ihn, denn er steht uns von den Teilen des Gebirges sozusagen menschlich am nächsten.

Wir verlassen nun das innerste Arkadien. Plötzlich ist es mir, als ob ich durch die oberrheinische Tiefebene dahinreite. An Mitteleuropa und Deutschland gemahnt sowieso dies Arkadien mit seinen laubabwerfenden Bäumen, das Land, in dem Zypressen selten sind und die Südfrüchte fehlen, in dem Wolken an den Gebirgen hangen und im Winter der Schnee oft wochenlang liegen bleibt. Gefälliger ist sogar die oberrheinische Tiefebene, in der Elsaß und Baden ihre schönsten Städte und Denkmäler bewahren, deren Randwälle Wasgau und Schwarzwald meist aus weichem fruchtbarem Urgebirge bestehen statt aus griechischem totstarrendem Kalke. Ganz zu schweigen von den malerischen Reizen der Burgen und Dome, denen es hier nichts zu vergleichen gibt, und dem reichen, immer lebendigen Strome, dessen kleine Brüder hier verdursten oder versumpfen. Beide Land-

gassen sind nordsüdlich gerichtet, dabei östlich schwach gebaucht, haben also den gleichen Sonnenstand und ähnliche Bilder von Morgen- und Abendhimmeln. Beide sind ein grabenartiger Einbruch, dort liegen die granitischen Stücke der Brücke, die einst Schwarzwald und Wasgau zu einem Berglande verband, zerbrochen tief im Grunde, hier wird der helle am und im Boden liegende, die Riegel bildende Plattenkalk, der nach der Bauordnung und Geschichte des Landes über dem Blockkalke liegen sollte, von diesem in der mittelarkadischen Masse überragt. Beide Erdräume sind dicht bevölkert. Nur ist hier alles griechisch klein.

Während ich so dahinreite, steht plötzlich ein Mann vor mir, halb Tropenreisender halb feldmarschmäßig bepackter deutscher Soldat. Er bietet mir einen deutschen guten Tag. Er ist ein Weltreisender zufuß, läuft seit zwölf Jahren allein durch die Erdteile und muß noch 20000 Kilometer wandern, ehe die gesetzten 150 000 Kilometer voll sind. Es ist mehr als dreimal um den Erdgurt und fast halbwegs zum Monde! Er war in Asien, Afrika, Amerika. Er schläft in seinem Zelte, das er mit sich trägt. Er weiß Abenteuer! Ich prüfe ihn, er beschreibt mir manche entfernte Gebiete, wie nur ein Augenzeuge es kann. Ich bewundere seine Ausdauer und seinen Stumpfsinn. —

Das Bild, das sich nordwärts vom Passe aus enthüllt, erinnert an den Blick auf den Walchensee vom Kesselpasse aus. Hier wie dort liegt der Paß im Kalke, hier wie dort eröffnet sich der Blick auf einen See, nur daß augenblicklich dieser Pheneossee großenteils trocken ist. Hier wie dort umrahmen dunkle tannenbeforstete Berge das Bild, denn der helle Plattenkalk wird hier plötzlich durch dunklen Blockkalk ersetzt; Plattenkalk ist meist scherbig und kahl, Blockkalk ist dem Tannenwalde freundlich. Wir läuten in das Dorf Guioza hinein, in dem eine starke Quelle rauscht; Platanen, Pappeln, Obstbäume stehen um sie und den Bachlauf; ich sehe auch einen Feigenbaum.

Ein hoher hellgrauer Streifen zieht sich unten um den Fuß der dunkeln Berge, die Wassermarke des Seestandes von 1850. Er ist dreißig Meter breit und fast pflanzenleer. Abgesehen davon, daß er wissenschaftlich reizt, bestimmt er auch das Landschaftsbild, aber dieses wird durch das sonderbare, in es geschlungene Band nicht schöner. Das Gefühl verarbeitet das Absonderliche nicht mit dem schönen Ganzen. Auf dem breiten Steindelta des Quell- und zur Winterzeit des Paßbaches klirrten die Eisenschuhe der Tiere; sie hallen dumpf und weich, als wir auf den trockenen Seeboden hinabkommen. Er ist nahezu vollkommen eben, besteht aus Lehm, den ein Netz von Trockenrissen überzieht. Jetzt berühren wir in ihm Felder von Haschisch und Getreide. Es wird dunkel. Die Sonne verschwand hinter den westlichen Bergen, an den östlichen sieht man den Schatten dem Lichte nachkriechen und es über die Berglinie treiben. Jetzt ist die Nacht da. Der Führer verliert den Weg. Er schreitet voraus und ist von Zeit zu Zeit völlig verschwunden. Laut

hallt seine Stimme, Hirten anrufend, durch die Nacht. Eine feine Mondsichel erscheint aus Wolken und spendet ein wenig Licht. Wir reiten an sumpfigen Stellen vorüber und die Gefahr würzt den nächtlichen Ritt. Wir sind an der unteren Grenze der grauen Seemarke. Sobald wir aber versuchen, quer durch den Seegrund den Weg zu nehmen, weicht der Boden dem entsetzt zurückschauernden Tiere unter den Füßen weg. Die Kröten quaken. Eine dicke fettige Masse fließt neben uns im Mondlichte her. Hirtenfeuer leuchten ferne von den Bergen. Schneller beginnt das Wasser zu fließen, wir hören ein dumpfes Rauschen, jetzt Brausen, jetzt Toben, jetzt eilt der Fluß, und stürzt nun mit fürchterlichem Donnern ein großes Loch in die Tiefe der Erde hinab. Das ist die Katavotra, die Herakles soll gereinigt haben als sie verstopft war, die jenseits des Gebirges den Ladon speist. Ort, Sumpf, Katavotra, Nacht — es ist ein gewaltiger landschaftlicher Eindruck, und ich habe mich am nächsten hellen Tage gehütet, an dieselbe Stelle zu kommen. Von einem Hirtenfeuer unfreundlich zurück-, aber auf den richtigen Weg gewiesen tasten wir uns vorwärts, und sind bald wieder verirrt. Der Mond geht unter. Die Sternenkuppel steht leuchtend aber kalt und fern wie ehern über den schwarzen Pfeilern der Berge. Ich suche den Polarstern, der um fünfzehn Grad, soviel niedriger steht als wir südlicher denn die Heimat sind. Wir traben durch Gerstenfelder, die im Nachtwinde leise wogen, die Tiere setzen über finstere Gräben, und wir steuern sozusagen an Bord unserer Pferde auf den Polarstern zu, den Freund der Seefahrer. Müde und mißmutig kamen wir nach Stunden ins Dorf, mißtrauisch verweigerte man die Aufnahme ins Kani. Der Wanderer steht zwar unter dem Schutze des Zeus und ist heilig, wir aber waren nur verdächtig. Wir beteuerten hinauf, daß wir ehrliche Menschen seien, auch bezahlen wollten, und erbettelten uns schließlich das Lager auf dem Fußboden.

Ein schneller Ritt am nächsten Tage bringt mich in einer Stunde Bild
von dem schönen Dorfe Kalyvia in die Mitte des Seegeländes hinab. 43
Es geht vorbei an dem Hügelkegel, auf dem Akropolis und Stadt Pheneos zu suchen sind. Blaue Mauerreste sind in Grün und Gelb der Pflanzen zu sehen. In Rebenfeldern zerschlagen Frauen die Hügel zwischen den Stöcken. Ich reite quer durch Getreide und Haschisch bis an das Flüßchen Olfios, das einige Meter tief zwischen steilen, unten aus Schotter, oben aus Lehm bestehenden Ufern nach dem tiefsten Punkte des Beckens eilt. Bald verschwindet der Schotter, jetzt auch der Lehm, der Fluß gleitet auf der Geländefläche dahin und fließt wenige Meter weiter bereits in einem angehöhten Bette. Eine Gasse von einwärts auf Dämmen wachsenden dunkelgrünen Oleandersträuchern bezeichnet eine Winterrinne. Jetzt beginnt der Sumpf. Pferde weiden hier.

Das Altertum bebaute den größten Teil des Seebodens als fruchtbare Ebene. Im 18. Jahrhundert wurde der Boden vom See wieder besetzt, im Anfange des 19. völlig wieder aufgegeben, 1820 aber wieder

belegt, indem die Katavotra sich verstopfte. 1828 wurde der See eine Meile breit und über hundertfünfzig englische Fuß tief, 1850 sieben Meilen breit und acht Meilen lang gefunden. Die dreißig Meter hohe graue Seemarke stammt aus dieser Zeit, wo vierundzwanzig Quadratkilometer Seefläche in der Landschaft lagen. Die beiden genannten gemessenen Wasserstände wurden 1833 von einem heftigen plötzlichen Abfließen des Sees durch die Katavotra in den Ladon unterbrochen, wodurch der Alpheios schwoll und das Kladeosdelta in Olympia verkürzte. 1877 fand Bötticher einen kleinen, aber langsam und stetig wachsenden See und meint, daß man einer Wiederholung des großen Landschaftschauspiels des plötzlichen Seeentleerens entgegensehen dürfe. Die Erwartung ist so nicht in Erfüllung gegangen, statt dramatisch heftig verändert sich die Landschaft episch gemächlich. 1888 fand Philippson einen klaren tiefgrünen, die Landschaft fast wieder füllenden See, vor einem Jahrzehnte wurden nur drei Quadratkilometer Seefläche gefunden, und ich sah nur einen grauen, in der Landschaft nicht spiegelnden und nicht wirkenden Wasserstreifen, der nach der Aussage eines verständigen und glaubwürdigen Landbewohners jetzt ein Dreißigstel, also etwa einen Quadratkilometer, im Winter fünf Dreißigstel der Bodenfläche bedecken soll. Ich sah also einen dem Altertume angenäherten Zustand. Der Bauer folgt mit dem Pfluge dem See auf dem gesegneten Boden, die Zeiten tiefen Wasserstandes als ein Geschenk betrachtend, bis nicht ein neuer, die Katavotra endgültig verbessernder, den Augiasstall des Sumpfes reinigender Herakles vielleicht in Gestalt eines tatkräftigen griechischen Ministers des Innern erscheint. Die Gestalt des mythischen Helden ist noch im Wesen der Landschaft lebendig. Es ist ein Vergnügen, Zahlen zu nennen und das sichere Wissen um die Wahrheit mit fortzunehmen.

In dieser Gegend knickt die Achse des peloponnesischen Landgebäudes nach Nordwesten um. Wir haben jetzt immer über Pässe zu steigen, aus dem winkligen Gewirre der Landschaften treten schöne Berge heraus zur Augenweide und zum Führen. Ziria, Kyllene der Alten, aus hellem Plattenkalke bestehend, ist ganz nackt, ganz weiß, von Stein und von breiten Flächen Schnees. Ein Streifchen Schnee, nur eine dünne Linie von prickelndem Reiz, liegt auf dem aus dunkelm Blockkalke gebildeten Durduvuna. Ziria — Durduvuna, sagen die schönen Namen in ihrem Klange nicht schon etwas aus von landschaftlich Hell und Dunkel, Leicht und Massig? Fern im Westen schleicht sich der vielbewegte Olonos, Erymanthos der Alten, ins Gebirgsbild.

Haben wir jetzt über Pässe wie über Treppen in dem verbauten Palastteile zu steigen, so hat die Baumeisterin Natur die Anstrengung dadurch erleichtert, daß sie die Treppenstufen gewissermaßen mit einem weichen Teppich bedeckte, das heißt sie in den Glimmerschiefer legte. Ein Streifen dieser im Süden des Landes häufigeren Bodenart findet sich noch im Norden. Beim Beginne dieses in das Pheneosbecken reichen-

den Schiefers liegt Kalyvia, von starken Quellen umrauscht, von Flieder überblüht, im Obsthaine von Birn-, Apfel- und Quittenbäumen. Die Nachtigallen schlagen Tag und Nacht.

Im Glimmerschiefer muß einst das Paradies gelegen haben. Bild 44

Aufsteigend finden wir Zypressen in der Nähe eines im Walde versteckten Klosters. Junge Mönchzöglinge wandern mit uns hinauf, schon in den blauen wallenden Mönchsmantel gekleidet, den schwarzen röhrenartigen Mönchshut auf dem Kopfe, unter dem das in Mönchsart zusammengeflochtene Haar wie ein Rattenschwänzchen heraushängt. Vergebens laden sie uns ins Kloster ein. Wir reiten aufwärts durch den schönsten grünsten windbewegten Laubwald. Auf ihn folgt ein herrlicher Tannenforst, zuerst ein offener parkartiger Busch, in dem Tannen und Kiefern gemischt stehen, jeder Baum bis zu voller Form entfaltet. Wacholder wächst in hohen Sträuchern dazwischen, fast so schön und groß wie in der Lüneburger Haide, die roten Kügelchen leuchten aus dem Dunkelgrün der Nadeln. Ein Adler kreist hoch oben. Von den Tannen sind viele durch Gabeln zu schönen Leierbäumen geworden. Die Kiefern haben rote weibliche Kerzen aufgesteckt und sind mit gelben männlichen Säckchen behangen. Gegen die Sonne gesehen sind die Nadeln das schönste Gespinst blinkender Silberdrähte. Auf den Park folgt der Urwald. Wie sie fielen, so liegen die vermorschten Stämme, und keine Hand rührt sie an. Oft sperren sie den Pfad und man müht sich seitwärts durchs Holz. Stämme und Zweige alter Bäume, deren Nadeln und Rinde verwest sind, liegen wie bleiche Riesenknochen von Urtieren umher. Der letzte Sturm hat Bäume umgestürzt, ihr Grün beginnt fahl zu werden, der Teller der Flachwurzeln steht aufrecht. Grau sind Stamm und Äste vermoost, sie tragen lange graue Haare, die ich zuerst für Schafwolle gehalten, als ich sie nur an den untersten Zweigen sah, aber es sind Flechtenbärte; in dem geheimnisvollen schweigenden Urwalddunkel stehen die würdigsten Baumgreise über und über mit ihnen behängt. Wie ein belichteter Spiegel wirft die steile helle Kalkwand des Ziriaberges drüben die Strahlen in unseren im Abendschatten liegenden dunkeln Wald, auf große Art den Weg erleuchtend, den wir reiten. Als Turm bietet Durduvuna sich von hier dar und überragt mächtig die große Landschaft der Waldwipfel, des Baumdunkels und Tälerschweigens.

Arkadien ist mit einem Siebtel seiner Bodenfläche Wald und die dichtest bewaldete peloponnesische Landschaft. Nach ihr kommen Lakonien mit einem Achtel, Elis mit einem Vierzehntel, Argolis mit einem Sechzehntel und Messenien mit einem Zwanzigstel.

Der Paß dieses Abends lag bei tausendvierhundert Metern. War er bedeutend höher als der gestrige, so war er viel leichter. Der Abstieg in ein langes walddunkles weiches Tal unterschied sich nur dadurch vom Aufstiege, daß er steiler war. Der mächtige Finger des Meeres macht sich geltend. Der Paß ist die Wasserscheide zwischen dem ab-

flußlosen Innern und dem zum Korinthischen Golfe sich entwässernden Randgürtel. Das Ziel der Wasser liegt tief, ihre Sturzlinie ist daher höher, die ausräumende Kraft größer. Die festen turmartigen Häuser
Bild von Zaruchla erinnern an die Zeit, wo sich in diesen Gebirgen die
45 Griechen gegen die Türken zu behaupten vermochten. Im letzten Tagesscheine sehe ich noch Äpfel, Birnen, Kirschen, Kastanien, Platanen, Pappeln, einen Feigenbaum. Es wird finster. Durch stürzende Bäche, zwischen fallenden hallenden Blöcken, über Baumstämme als Brücken finden wir uns schließlich zu dem nackten Boden eines Hausturmes durch, wo wir uns hinstrecken können. In der Nacht bringen dich die Nachtigallen, holde Räuber, hundert Nachtigallen mit Tonströmen der Liebessehnsucht, um den wohlverdienten Schlaf. —

Wenn man Pückler, Prokesch, Byron über ihre Reisen in den ersten Zeiten des neuen griechischen Staates reden hört, hei, wie war damals das Reisen in Griechenland gefährlich und romantisch! Gerade in dieser Gegend schlug sich Pückler mit Räubern herum. Heute fällt das Abenteuerliche ganz weg, an seine Stelle tritt die Erkenntnis der wirklichen Natur und eine tiefinnere Ruhe und Klarheit des Schauens.

Wir verlassen den Teppichstreifen des Glimmerschiefers, um dem großen Berge, dem Chelmos, näherzukommen. In der blitzenden Frische eines Gebirgsmorgens geht es, zunächst noch im Schiefer, im Tale eines brausenden Baches zuberg. Über Obsthaine und Tannenforsten erhebt sich die breite Mauer des edlen Gebirgsstockes, vom Schnee netzförmig überdeckt. Wir kreuzen oft den klaren Bach, dann schlagen wir uns in den Tannenwald. Unser Führer, den wir wegen seines drolligen Äußern nur das Äffchen nennen, verliert den Weg, er murmelt immerzu Gebete, schlägt Kreuzzeichen und ab und zu weht ihm der Morgenwind den Namen eines angerufenen Heiligen vom Munde, Dimitrios, Spiridion, Georgios. Ein einsamer schöner Mann steigt talquer daher, ich dinge ihn als Führer, er muß auch dem Äffchen helfen, uns durch den Urwald zu brechen. Die Männer gehen vor uns her und knackend und krachend öffnet sich uns langsam der Wald.

Bild Eine blühende Waldwiese tut sich auf, ein Quell fließt durch die
46 duftenden Kräuter. Etwas Vollweibliches, Breitgelagertes hat der Berg von hier, von Schneestreifen wie von Spitzenwerk übersponnen. Ein kleiner Paß legt uns ein neues Bild vor: hartmännlich ist der starre, hohe Felsbau, dessen Steile Schneeansammeln nicht gestattet. Ein Bergkopf wie ein Pfosten trennt die beiden gewaltigen Bilder. Der Paß war tausendsechshundert Meter hoch und lag noch im Glimmerschiefer. In weichen Schiefermulden sinken wir abwärts, das eine Bergbild verschwindet, das andere wächst sich zu einer gewaltigen Schlucht aus, die den Berg zerklafft. Daß die Alten dort hinein den Eingang zur Unterwelt verlegten, gibt der Landschaft eine besondere Weihe.
Bild Hier ist der Styx. Hier ging Odysseus hinab zu den Schatten und nach
47 ihm durch ein großes Jahrtausend die unsterbliche Schar der Helden,

Männer und Künstler. Großartig und düster, einsam und kalt ist die Landschaft. Eine unendliche Traurigkeit fällt über mich.

Hoch oben in der Schlucht stürzt von einer Kante her ein dünner weißer Wasserstrich, in der Ferne unhörbar, von den unsichtbaren Schneefeldern der Felsdächer genährt, vor einer hundert Meter hohen schwarzen und roten Wand herab. Schwarzwasser nennen die Gebirgsleute den Fall. Das Wasser verliert sich in Geröll und Schutt, und die Alten glaubten, es nähre den unterirdischen kozytischen Strom. Unten am Fuße des Steinkegels kommt es als brausender Bach heraus. Sein Genuß soll allen lebenden Wesen den Tod bringen. Erschöpft tranken wir davon und fanden es lau und fade.

Ich denke aber der Worte, mit denen Venus in des Apulejus wundervollem Märchen der armen Psyche den Styx schildert, den sie aufsuchen soll: „Du siehst dort auf dem hohen Berge die schroffen Felsenspitzen so kühn emporstreben? Oben auf ihr strömen schwarze Fluten aus der finsteren Quelle und stürzen sich tief in ein verschlossenes Tal hinab, wo sie den stygischen Strom auffrischen und das dumpfe Getöse des Kozytus unterhalten. Der Fels unermeßlich hoch in die Luft ragend und überall schroff und unzugänglich speit das fürchterliche Wasser aus weitgeöffnetem Schlunde hinunter in eine grundlose Felsenkluft, aus der es sich mit Ungestüm ins nahe Tal hinabwälzt. Rechts und links lauern wilde Drachen in Höhlen, sie drohen und zischen, ihre langen Hälse schrecklich emporreckend." (Die alte Phantasie von der Landschaft des Schreckens lebt in Goethes Mignonlied und in Böcklins Felsschlucht wieder auf.)

Apujelus hat also den Ort gesehen. Auch Homer, Hesiod, Herodot und Pausanias haben an dieser Stelle gestanden. Die Beschreibungen des „hoch herabträufelnden Styxwassers", des „vielgenannten uralten Gewässers, das kalt aus der Höhe des unersteiglichen Felsens niederrinnt und durch schroffes Geklüfte hinabfließt", des „spärlichen Wassers" bezeugen es. Selbst der nüchterne Pausanias schwingt sich vor dieser Natur zu einem von Ergriffensein zeugenden Satze auf. Wir aber scheinen Lieblinge der Götter zu sein. Zeus, der wolkenregierende Wettergott, überbaut die Schlucht des Styx mit gewaltigen Wolken, solange wir vor ihr verweilen. Die finstere Stimmung über dieser Landschaft war unerläßlich und an dem sonnenklaren Tage ein reines Göttergeschenk. Die Götter sind also in Wahrheit nicht tot!

Etwas Unheimlich-Heiliges hat diese Landschaft im Altertume gehabt, obgleich sie nicht so einsam war wie heute, sondern einige Städte ihr nahe lagen; eine Zeitlang war sie sozusagen das Rütli, der Mittelpunkt eines arkadischen Eidgenossenbundes.

Wenn ich nach den Gründen der Schönheit dieser Styxlandschaft frage, sind es diese vier: zuerst setzt sich das Gebirge aus drei verschiedenen Gesteinen zusammen, Bergformen und Pflanzendecke bestimmend; der Glimmerschiefer des Fußes trägt Matten und Wald;

der untere Teil des Berges besteht aus dunkelm Blockkalke, den Tannenforst bedeckt; der Einschnitt und wenigstens die eine der Spitzen sind Kuppen von hellem auflagerndem Kalke, der kahl und rötlich ist. Zweitens fallen die Gesteinschichten in den Berg hinein und abwärts, die Schichtstirnen stehen also aufgereckt und scharf gegen den Bergabsturz; fielen sie aus dem Berge heraus auf den Beschauer zu, so würde die Neigung flach und flau sein. Der dritte Grund ist die Lage des Chelmos auf der Grenze zwischen Binnen- und Randgebiet; der Styxbach hat ein stärkeres Gefälle als das Wasser, das ihm gegenüber südlich abläuft, hat sich daher rückschreitend in den Bergstock hineingeschnitten und ein großes Hufeisen aus ihm herausgebildet. Den vierten Grund findet man, den ersten und dritten zugleich bedenkend; indem der Glimmerschiefer zuunterst liegt, wurde durch sein leichteres Auswittern an sich schon eine große Sturzhöhe des Wassers geschaffen und der Berg hob sich als ein Riese aus der abgetragenen Umgebung heraus. Auch der Ziriaberg ist ein nach Nordosten geöffnetes Hufeisen, auch er ist oben heller unten dunkler Kalk, statt des Glimmerschiefers liegt ihm am Fuße Flysch, der in gleicher Weise wie der Glimmerschiefer wirkt. Der Rücken, das ist die Südseite des Ziriaberges, ist wie ein Schild des hellen Plattenkalkes, in dessen Widerschein wir durch den Wald zogen. Von der Südseite des Ziria dürfen wir schließen auf die Südseite des Chelmos, die wir nicht sehen werden, von der Nordseite des Chelmos auf die Nordseite des Ziria, die wir nicht besuchen werden.

Es geht nun an steiler Wand entlang gegen einen neuen Paß. Ich erschrecke, denn es scheint mir aus der Ferne, als gerieten wir wieder in den verwünschten jungen Kalk. Doch ist es ein alter mürber, weniger schlimmer Kalk, die unterste Stufe des Blockkalkes. Durchlöcherten Riesenschwämmen gleich stehen die Kalkfelsen an der Wand. Eine scharfe Kante ist mit 1730 Metern der höchste Paß, den wir im Peloponnese übersteigen. Vor uns breitet sich ein „Trockenfeld“ Xerokampos aus.

Kein lebendes Wesen ist zu sehen. Zerzauste Tannen stehen hier und da. Man fühlt sich erhoben und frei. Fern unten im Norden ziehen dämmernde Bergkämme dahin. Die Schichten des Bodens, sozusagen die Fußbodenbretter — so regelmäßig liegen sie — des erhabenen Söllers, auf dem wir reisen, sind ein wenig nach Nordwesten geneigt, und wir folgen diesem Gefälle. Wir gehen seit der sommerdrohenden Olympialandschaft immer weiter rückwärts ins Jahr. Hier oben begann eben der Frühling. Vergißmeinnicht blüht, Maßliebchen und Stiefmütterchen mildern die wüstenhafte Einsamkeit. Grüne Polster wie Kissen anzusehen liegen über die Fläche verstreut, aber sie sind unwirtlich, scharfe holzige Spitzen stechen aus dem Blattgrün hervor. Ich sehe Reste eines Steinweges. Kalk und Kieselgemenge liegt umher und erschwert die Reise. Eine Amsel singt. Der Kuckuck ruft.

Wie anders ist der Chelmos geworden! Er stellt sich vor als ein regelmäßiger Kegel, mit Tannenwald bedeckt, die Spitze kahl. Dieses

Stück abfallender Seite ist also wie vermutet glatt. Etwas Friedliches, in sich Geschlossenes zeigt der Berg nach dem leidenschaftlichen Bilde des Styx. Am Abfalle dieser Nordseite hängt etwas wie eine Moräne. Leider droht die Nacht und ich kann das Gebilde nicht studieren. Ich mache Nachfolger darauf aufmerksam. Man hat in Griechenland keine Formen der Eis- und Gletscherlandschaft beobachtet, die unsere Gebirge und die Hälfte des deutschen Landes erfüllen.

Nach links werfen wir einen Blick in eine geschlossene Binnenkammer des Peloponneses, die kleine Ebene von Sudena hinab. Lieber aber forscht das Auge unten rechts nach dem Meere, und sieh da! da liegt dreieckig wie ein glänzendes Stückchen Glas im Abendscheine zwischen den Berglinien Wasser, des Korinthischen Golfes. Mein Herz ist gerade wie mein Barometer, es empfindet Verlangen nach dem Meere und das Bedürfnis, sich dort gewissermaßen wieder einmal auf Null einzustellen.

Kalavryta ist ein Dorf mit Fensterscheiben und Schornsteinen. Es Bild 48
hat, am Kalkfuße liegend, eine mächtige einen Fluß nährende Karstquelle und von ihr den Namen „Schönbrunn". Die nächsten Hügel sind weich und rot, sie bestehen aus Flysch. Es besitzt eine hohe regelrechte Akropolis mit fränkischen Burgtürmen. Hier beginnt die Landschaft Achaja.

Wir holen uns mit der Fernlinse noch das hohe Kalkgebirge Olonos, Erymanthos der Alten, aus dem Westen der weiten Landschaft heran, das im milden Frühlichte wie ein hohes weißes Schiff durch die rötlichen Flyschwellen der Vordergrundlandschaft zu fahren scheint. Die weiße Farbe, die steile Form, die nackten Glieder können den bis heran aufmerksamen Leser aus dem Bilde schon raten lassen, daß heller Plattenkalk das Gebirge aufbaut. Soviel Plattenkalk, daß Philippson den Namen Olonoskalk für den hellen griechischen Kalk eingeführt hat. Wir sahen den Olonos schon im Aussichtsbilde von Samikon, wir standen auf dem Hügel von Patras dicht unter seinem nördlichsten Vorbaue, dem Rindsberge. Dort liefen die Wasser nach Nordwesten, im Bilde von Samikon nach Südwesten, hier streicht das Tal nach Osten auf uns her, dem Busen von Korinth fallen die kurzen steilen Wildbäche nach Nordosten zu, und der Alpheios erhält bei seinem Austreten aus dem arkadischen Berglande einen nach Süden gerichteten Zufluß, der im Olonos entspringt. Olonos bildet also einen Knotenpunkt der Wasserläufe, ist die Radachse, von der die Flüsse speichenartig ausstrahlen. Er ist also der Hauptbildner dieser Landschaft und steht stolz in ihr wie ein Bildschnitzer in seinem Laden. Gewiß trage ich die Empfindung in die Berg- und Talwelt hinein, die mir aus ihr entgegenzuströmen scheint, was tut's, wenn es nur mein Erlebnis vertieft! Wie werden die Landschaften dem zugleich Wissenden und Schauenden reich! — Gewiß betreibe ich eine empfindsame Wissenschaft. Aber da alles menschliche Denken und Dichten, alle Wissenschaft unter dem Vor-

wande der Wahrheit nur da ist, Kopf und Herz der Menschen würdig zu beschäftigen, „zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, wie man im 18. Jahrhundert unter die Büchertitel schrieb, warum soll die Erdkunde nicht Geist und Herz füllen, mich klüger und empfindsamer machen? „Sagen Sie empfindsam!“ ruft Lessing.

Der Bach von „Schönbrunn“ schleicht breit und flach durch die offene Landschaft dahin. Plötzlich — wie über eine Kante weg, es ist seltsam anzusehen, löst die glatte Fläche sich auf in Strom und Wellen. So verrät sich die Gefällsknickung des Geländes. Und nun nimmt uns eine ganz neue Landschaft auf.

Bunt und eigenwillig breitet sie sich hin und weckt große Erwartungen. Wenn man so im ersten Morgenglanze hinaustritt nach einer Nacht, die man in einem richtigen, wenn auch von Floh, Wanze und Skorpion bedrohten Bette tief und gesund durchschlief, so würde auch eine weniger schöne Landschaft einen glücklich machen. Vor uns nach Norden liegen lange gleichlinige Bodenwellen, und rechtwinklig durchschnitten sind sie von einem starken Tale, dem des Schönbrunner Flusses, sodaß der vollkommenste Einblick in den Bau gestattet wird. Außerdem geht es abwärts! Dieses Sinken nach dem Erdmittelpunkte hin, mag es auf leicht geneigter Fläche auch noch so allmählich vor sich gehen, weckt ein Gefühl, als ob man sich der Heimat näherte. An den Anfang einer Reise gehört ein schwieriges Steigen, ein kräftiges Sichaufwärtsschwingen, ein Kampf mit der Schwerkraft, der gewaltigsten Macht des Erdballs, ein Sieg über sie — das Ende aber muß im Gefälle liegen und ein freudiges Rückgeben an die liebe Erde bedeuten. So gehört es sich zu einer abgestimmten Reise. Die Erde trotzig und schnell besiegen und von ihr unwiderstehlich und langsam besiegt werden — das macht ein rechtes schönes Leben aus. So wird Reise und Leben jedes Bild des anderen und die beiden Welten, Mensch und Erde, werden beide im Hochgefühle des Siegens, beide im milden Erfahren des Unterliegens als freundliche Feinde in den Frieden des Endes eingehen. —

Also eine Tagereise lang abwärts, das würzt den Schluß unserer arkadischen Reise! Freilich werden wir die süße Kost des Gefälles nicht mit den eigenen wackeren Füßen, auch nicht mit denen der Pferde genießen, sondern wir werden die Neigung auf einem Bähnchen durchsinken, doch indem wir die Höhe schnell durchfallen, sie um so heftiger empfinden. Ich beobachte an mir, daß jedes Abwärtssteigen ein bestimmtes, örtlich festgelegtes Wollustgefühl auslöst.

Die Landschaft nordwärts ist treppenförmig gebaut und wiederum so, daß die Trittflächen der Naturtreppe nach innen stark einfallen und die Stoßköpfe herausragen. Von Norden gesehen wird daher die Landschaft kräftiger aussehen als hier von Süden. Wir haben denselben Baugedanken schon in der elischen Landschaft gesehen. Auch hier fallen die Stufen der Richtung der Abflußtäler entgegen. Fielen die Stufen mit dem Tale, die Landschaft wäre flauer. Das Flußtal, dessen

Breite man der Stärke des Wassers entsprechend findet, ist innig grün, mit den immer schönen Platanen bestanden. Schmale Getreidefelder bedecken eine Flußstufe. Die getreppten und durchgeschnittenen, in allgemeiner Aufsicht also wie ein Sägeblatt gezahnten Talwände sind rötlicher Gemengfels. So kräftig und tief sind die Stufen von den zum Golfe entwässernden Tälern quergeschnitten, daß eines von ihnen gar Diakopton „Durchgeschnitten" heißt. An den Schnittkanten haben Wind und Wasser sonderbare Formen ausgebildet, die mir im Mondscheine als riesenhafte Spukgestalten erscheinen würden.

Bald zeigt sich ein anderer Baugedanke, die Gemengfelsschichten liegen wagerecht. Die Landschaft verändert sich, das barocke und romantische weicht einem wuchtigen Bilde. Die fernen arkadischen herabschauenden Berge, das Altland, aus dessen Körper die rote Stufenlandschaft aufgebaut wurde, verbindet das Gefühl mit ihnen zu einer Art Blutsverwandtschaft. Der Fluß hat sich durch die ursprünglich geschlossenen Stufen ein bis zu fünfhundert Metern tiefes Tal ausgegraben, als nach Bildung der an flachem Meeresufer abgesetzten Stufen die See sank, oder, was in der Wirkung auf die Landschaft dasselbe ist, das Land sich hob. Hätten Land und Meer sich gegeneinander nicht bewegt, hätte das Meer höchstens die Stufen geräumt, so würde der Fluß sich nur oberflächlich eingegraben haben. Wäre das Land nach Ausbildung des Tales wieder einmal gefallen, so hätte der Fluß seine Rinne mit seinem eigenen Gerölle zugeschüttet. Das Entgegenwirken sich hebenden Landes und sich eingrabenden Flusses schafft die tiefsten Täler; man kann in Steinschneidereien sehen, wie Steine mit der Säge durchfallen werden, indem die Säge abwärts, die Steine aufwärts bewegt werden.

Ungeheuern Mauern gleich ragen jetzt die roten Talwände auf. Bald schlägt sich ein mittleres Rad an dem kleinen Zuge scharf in die Zahnschiene ein und als Zahnradbahn sinkt der Zug zur Tiefe.

Wir unterbrechen die Fahrt, denn die Symphonie dieser Landschaft birgt als Mittelstück ein Adagio, das zu ihrem vollen Genusse unentbehrlich ist. Zweihundert Meter geht es zufuß aufwärts. Der wagerecht gelegte Gemengfels neigt, jenachdem lockere auswitternde Sandmassen zwischen den Kieselbänken sich ablagerten, zur Bildung von Grotten und Höhlen. In einer kleinen Höhle dort drängt sich im Schatten eine Herde Ziegen mit ihren Hirten, und oben in der „Großen Höhle" Megaspiläon das bunte Gebäude des Klosters gleichen Namens zusammen. Der Gemengfels ist wasserreich. Mehr als zehn Quellen sollen unter, in und über dem Kloster entspringen und das ganze Jahr ausdauern. Fruchtgärten, jede Stufe dem Felsen abgewonnen, mit Feigen, Nüssen, Platanen, Zypressen, am dunkeln Boden mit jeder Art von Küchengemüsen bestanden, geleiten uns aufwärts. Näher, größer, bunter tut sich das Bild des Klosters auf. Es ist nicht in Hofform um eine Kirche erbaut, sondern Kirche, Umgänge und Zellen sind aus

Bild 49 Farbenbild IV

Raummangel aufeinandergesetzt. Die Kirche liegt am weitesten zurück in der Höhle. Über ihr sieht man ein Stück des Höhlenrandes, geschwärzt vom Rauche der Kerzen und vom Ofen der Klosterbäckerei, dessen Rohr oben mündet. Laut rauschen die Quellen. Das Wasser der einen, die hoch über und hinter dem Kloster entspringt, ist über das Dach herübergeleitet und stürzt in freiem Strahle, stärker oder schwächer nach dem Belieben der Bewohner, vor den Fenstern der Zellen und den offenen Gängen herab, sodaß man in der warmen Jahreszeit hinter einem kühlen Wasserfalle wohnt und wandelt. Zwei Tage lang waren wir Gäste der Mönche und lernten das stilvollste Nichtstun kennen. Die Hähne, die sich wohl in der Zeit irren müssen, krähen schon vor Mitternacht. Vor Tagesgrauen weckt ein eigentümliches Zeichen: ein Geräusch beginnt ganz leise, schwillt immer stärker an zu einem dreiteiligen, taktmäßig gegliederten Schallstrome, wird beschlossen durch drei feste Schläge, die unwidersprechlich sind. An diesen Schlägen erkennt man auch die Art des klangschaffenden Stoffes: ein freischwebendes Holzbrett wird mit einem Holzhammer geschlagen. Das seltsame Geräusch, das wachsend zum Klange sich veredelt, wiederholt sich dreimal; das letztemal ist es kürzer und kräftiger. Nach diesem Wecken schlief ich wieder ein und erwachte eine halbe Stunde später, als dieselbe taktmäßige Figur, diesmal von Metall her, erklang. Ich sah später, daß ein nicht geschlossener schwebender Eisenring mit einem Hammer geschlagen den Schall erregte, der nun schon Musik war. Ein Künstler war es, der diese Zeichen erfand, ein Künstler muß es sein, der sie zu wiederholen vermag. Die Mönche gingen zu Gesang und Gebet zur dunkeln Kirche. Am Vormittage spielten die jungen Diakonen, den schwarzen Mantel geschürzt, das Zöpfchen hinten unter den schwarzen zylindrischen Hut gesteckt, wie junge Böcklein miteinander auf der Rampe unter der herrlichen Platane, während die Priester und Erzpriester aus den Fenstern in die Landschaft schauten oder auch leicht schliefen, einen Arm mit dem weiten schwarzen Ärmel und der feinen weißen Hand über die Brüstung hinaus ins Freie streckend. Die Wasser rauschten und kühlten. Gegen Mittag, als die Sonne stieg und sich herumwendend selbst in die kühlen Gänge schien, zog man sich zum Schlafe zurück; wir sind im Morgenlande und so ist es dort das rechte Leben. Am Nachmittage erschienen die würdigsten Männer vor der bunten Klosterpforte und setzen sich nieder auf die Steinbank, die nunmehr im Schatten lag. Trotz der Jungfrau, Adams und Evas, des neuen griechischen Staatswappens, die über dem Tore angemalt sind, fielen mir die Verse ein: Der reisige Nestor trat vor das Haus und saß auf den schönen geglätteten Steinen, die sich draußen befanden, am ragenden Tor; sie waren weiß und glänzend vor Glätte; auf ihnen hatte vor Zeiten Neleus gesessen, an Kunde des Kriegs den Göttern vergleichbar. — Staaten, Völker, Könige und Götter fluten, Klima, Landschaft und Landessitten bleiben.

Bild 50

Ich habe kaum schönere Männer gesehen als diese gepflegten Greise. Sie tragen schwarze weite Gewänder, das eine ist von Seide, das andere ist mit schönem Pelze besetzt, einige Kleider sind auch blau und von Samt. Die Männer streichen den weißen oder noch schwarzen Bart. Hin und wieder fällt ein wohlgesetztes Wort. — Wenn ich nun hier etwas über die Menschen sagen soll, die wir im Lande gesehen, so war es, daß die Männer weitaus die schöneren waren. Im Soldatenrocke gingen herrliche Gestalten, auch in der europäischen Allerweltskleidung der Städte gefielen meist die jungen Männer, die schönsten waren die Bauern und Hirten, Pferdeknechte und Bergführer. Von diesen bleiben mir Mustergestalten im Gedächtnis, unter deren Bilde ich künftig liebgewordene Helden griechischer Sage und Dichtung sehen werde. Die Frauen enttäuschten. Das Weib auf dem Lande hat meist etwas Gedrücktes und Grobes, Feldarbeit und der Mann scheinen es zu knechten. Die Frauen der Städte aber waren unechte Pariserinnen. Der stille Augengruß der ersten Frau in Sparta, nach Homer der „Stadt der prangenden Frauen", kam unter einem weiten Hutrande hervor, den eine mächtige Straußenfeder schmückte. Die Ausnahmen waren dann um so empfindlicher. Doch ich darf hier oben bei den Mönchen der Frauen nicht zuviel gedenken, meine Vorstellungen könnten als holde Gespenster umgehen und den Schlaf dieser Männer stören, denn das Weib ist die einzige Freude, welche die paradiesisch lebenden Bartträger entbehren müssen. Einer der jungen Diakonen gesteht es.

Gegen Sonnenuntergang erklingt wiederum das schöne Zeichen und einige der Mönche gehen zur Kirche. In der schwarzen Höhle, von einigen bunten Lampen beleuchtet, beten und singen die Männer vor dem Bilde der Jungfrau, das der heilige Lukas selbst noch gemalt hat. Sie knien nicht, sie stehen in würdigen hohen Stühlen. Sie falten die Hände und streichen den Bart. Auch ich halte leicht aus, denn der Gottesdienst währt nicht lange. Dann wandern diejenigen Männer, die noch schwarze Haare haben, im letzten Abendscheine draußen auf der Rampe unter der Platane einher, streichen den Bart und lassen von Zeit zu Zeit ein wohlgesetztes Wort fallen. Ich sitze, rote Albanesenschuhe mit den schwarzen Quasten an den Füßen, mit dem Bischof-Abte hinter dem Wasserfalle; wir rauchen, trinken Kaffee, essen Mus von Rosenblättern und sprechen über die jüngsten, durch den Krieg der Italiener in Libyen geweckten Hoffnungen. Wird Kreta endlich griechisch sein? Werden die 7 Millionen Griechen auf den Inseln und am kleinasiatischen Festlandrande sich mit den 2½ Millionen des kleinen Königreiches zusammenschließen können, und wie fern ist noch das wiederhergestellte großgriechische Reich mit dem alten Sitze in Konstantinopolis? (In der „Polis", der „Stadt", sagt einfach der Bischof, und die griechischen Zeitungen schreiben höchstens „K'polis"). Der nächste König wird Konstantin heißen; wird seine Hauptstadt die Konstantinopolis, die „Stadt Konstantins" werden? Die Quellen rauschen

und die Nachtigallen schlagen. Aus den Fenstern der Zellen über uns strecken sich Arme mit schwarzen Ärmeln und feine weiße Hände in die Abendluft hinaus. Die Sonne verschwindet drüben hinter dem Berge; Bild 51 an seinem Abhange, in dem auf roter Flyschlehne schön hingezeichneten Dorfe Zachloru, muß es schon Nacht sein; einige Lichter glühen auf. Die Blumen schließen sich, die Vögel gehen zur Ruh und die Mönche suchen das Lager auf. Es wird stille. Nur die Quellen rauschen und die Nachtigallen schlagen die ganze Nacht. Ein Hund in den Gärten bellt bis lange nach Mitternacht sein eigenes Echo an. —

Fürst Pückler schilderte um 1840 dies Mönchsleben als schmutzig und faul, und von den jüngeren bestätigt Philippson im allgemeinen das harte Urteil über das Kloster. Wir fanden die Mönche nicht schmutzig, im Gegenteile als sehr schöne, sehr gepflegte Männer, und was die Faulheit angeht, so möchte ich des Polonius Wort abwandeln: Ist es Faulheit, hat sie doch Methode. Dies nichtstuerische Klosterleben darf man nicht mit germanischen oder gar protestantischen Augen ansehen, mit denen man schon dem deutschen katholischen Klosterleben unrecht tut. Die Faulheit ist Ausfluß der Rasse, des Klimas, der Geschichte, allgemeiner Denkungsart. Man muß Menschen verstehen wollen, um sie zu verstehen. Diese Faulheit, sei sie noch so unsittlich, weil die Mönche für ihren großen Grundbesitz das Volk weder durch Krankenpflege noch Gelehrsamkeit oder Seelsorge entschädigen, sie ist Kultur, ist, was alles entschuldigt, schön. Ich wünsche mir in unserem fleißschwitzenden Europa etwas mehr von dieser schönen Faulheit. —

Nun frage ich den Leser, der uns bisheran geduldig durch Arkadien folgte, ob wohl Byron recht hat, wenn er sagt: „Ich hatte viel von der Schönheit Arkadiens reden hören, aber mit Ausnahme des Blickes vom Kloster Megaspiläon und dem Wege von den Bergen von Tripolis nach Argos hat Arkadien wenig Sehenswertes aufzuweisen.“ Man muß ein Land schön finden wollen, um es schön zu finden. Die Leidenschaft macht alles groß und schön. „Gefühl ist alles!“

Das also ist Arkadien! So sieht Arkadien aus! riefen meine Freunde, als ich ihnen Bilder aus Arkadien zeigte und etwas aus meinem Tagebuche vorlas. Da flüsterte einer das druckfeste Wort: Auch ich in Arkadien! und eine gewisse Enttäuschung breitete sich über die Gesichter. Ich lachte und sagte: Nicht wahr, da wachsen keine Palmen, da gehen die Menschen nicht nackt und sind den Göttern nicht gleich, da sind die Winde kalt, die Wege steinig, und trotzdem war es ein schönes Land, denn ich halte es mit der Wirklichkeit!

Oder einmal mit dem Delphischen Orakel, wenn es sagt: „Nach Arkadien fragst du? Nach Großem fragst du!“

Wie kam es zu den schwärmerischen Begriffen von Arkadiens Schönheit und glückseligem Leben? Etwas Schwächliches haftet diesen Verzückungen an, die vom Niedergange der städtischen Kulturen zeugen, als man Leben und Landschaften eines frischen freien

Gebirgslandes als etwas Himmlisches lobte. Dem nervenmüden Athener und dem üppigen Korinther erschienen die derben Hirten Arkadiens, die auch in der hohen Zeit der Kultur in Tierfelle sich kleideten, als beneidenswerte Menschen. Arkadien blieb das ganze Altertum hindurch ein Wald- und Ackerland. Man nannte es geradezu das Waldland, der Bär war das heilige Tier der arkadischen Artemis und man hat sogar versucht, den Namen des Landes vom griechischen „Bär“ abzuleiten. Der Ackerbau war wie bei den alten Römern hoch angesehen und es wird als Zeugnis für die patriarchalischen Zustände des Landes berichtet, daß der Herr mit seinen Sklaven am selben Tische aß. Auch waren die Arkader sehr selbstbewußt und landfroh, ihre Stammesgötter wie Pelasgos und Arkas waren aus und in ihrem Lande geboren, wie wir wissen, und schon griechische Forscher sahen eben diesen Pelasgos als den Urvater aller griechischen Pelasger an. Arkas aber war gleich Romulus von einem Ziegenhirten großgezogen. Bevor der Mond die Erde beschien, wohnten schon Arkader im Lande. Curtius, dem ich unter anderen diese Nachrichten entnehme, vergleicht treffend Arkadien mit der Schweiz. Die Geschichte Arkadiens enthüllt einen gleichen Geist der Kantönli, und wie noch bis auf den heutigen Tag Schweizer Söldner unter fremder Fahne stehen, so dienten Arkader den Korinthern und gar dem persischen Großkönige. Nutzlos seine Haut zu Markte tragen hieß „es wie die Arkader machen“. Schon im Altertume blühte wie heute die Auswanderung aus Arkadien, die alten Arkader gingen als Händler nach Asien, die neuen gehen nach Amerika.

Müde von Freiheit und Genuß priesen die Griechen und Römer wie andere Völker in ähnlichen Zeiten immer wieder das konservative nüchterne und derbe Wesen der Bergleute. Und als wieder einmal im 17. und 18. Jahrhundert die Nerven einer ganzen Welt und gleichzeitig auch die Kunst und Geistesformen erschöpft waren, da griff man auf das Altertum und das Lob arkadischer Einfachheit und Genügsamkeit zurück. Da malten Poussin und Lorrain ihre arkadischen und klassischen Landschaften mit wunschlosen Hirten, tändelnden Paaren und lichten Bauten und nahmen die Stoffe meist aus der römischen Landschaft. Die Schäferdichtung begann, selbst von Goethe noch in seiner Jugend geübt. Den Alten ist es nie eingefallen, sich in Arkadien ein Land von Palmen und Brotbäumen zu denken, sie waren ihm zu nahe. Als die nordischen Völker aber von Arkadien zu schwärmen begannen, verstanden sie unter ihm einfach das Sehnsuchtsland des Südens. Goethe sagte in seiner italienischen Reise das Wort: „auch ich in Arkadien“, und so ist die Vorstellung Allgemeingut geworden.

Es ist Zeit, ein neues Hauptstück zu beginnen, denn zu weit schon haben wir das am Chelmos endende geschlossene Arkadien ausgedehnt. Wir stürzen nun fast abwärts durch die steile Schlucht, von deren Wänden der Donner der Fahrt widerhallt, in deren Tiefe der Fluß schäumend brüllt. Die Arbeit des Schluchtbildens ist noch in vollstem Gange. Wir sehen alte Strudelkessel in der roten Wand, die nur zur Hälfte übriggeblieben wie halbe Schraubenmütter aussehen. Rasch wechseln die verschiedensten Bilder. Die schnelle Folge verwirrt, da man jedes von ihnen einzeln nach einer Kehre durch eine Schlucht mit überhängenden Wänden oder beim Austritte aus einem Tunnel sieht und den Zusammenhang erst suchen muß. Und eh man ihn gefunden, sind schon neue unzusammenhängende und nicht einklingende Landschaftsbilder da. Für mein Gefühl müssen Schluchten auch ganz kurz sein und so geschieht es denn gerade zur rechten Zeit, daß das Tal sich herrlich öffnet und wir auf einem breiten Schuttkegel zum Meere hinabfließen. Der grüne Oleanderstrauch steht schon mit roten Blüten auf dem Steinfelde. Durch die Fruchtgärten nebenan verbergen sich Goldorangen in dunkeln Baumkronen, die Fülle der gelben Mispeln hängt im blaugrünen Laube und Körbe der saftigen Früchte werden von Dutzenden von Kindern schreiend um eine Kleinigkeit feilgeboten.

Die Landschaft des Korinthischen Busens und er selbst liegen wie ein Garten mit einem Parksee nördlich vor unserem großen Hause Peloponnes. Das Schollenland fällt so stufenförmig ab wie die Kunstanlagen alter Parkgärten.

Unser Stufenland ist wie schon gesagt gehobener, bis fast zweitausend Meter Höhe gehobener Golfufergrund. Eine sich hebende junge meernahe Landschaft ist unverkennbar. Die Wasser auf den steigenden Flächen sind noch nicht in Flußgruppen mit Haupt- und Nebenflüssen gesammelt. Alle Flüßchen suchen noch selbständig ihren Weg zum Meere, gleichlinig zueinander, rechtwinklig zur Küste. Die gegenüberliegende nördliche Golfseite sinkt ebenso unverkennbar, nichts von Stufen an ihr, die Berge stehen sozusagen bis zu den Knien im Meere. Hüben und Drüben, wie verschieden und entschieden, wie einfach, doch wie großartig gebaut! (Ich habe beschreibend auch das Bild des Küstenstückes zwischen Patras und hier vor Augen, das wir ein andermal bereisten.)

Den Korinthischen Golf gibt es noch einmal im großen: das Adriatische Meer. Das italische Ufer entspricht dem peloponnesischen, das dalmatinische dem mittelgriechischen. Diese sind sinkende steile Kreidefelsküsten, jene gehobene junge Terziärländer. Wenn man von Brindisi nach Bologna fährt, sieht man Landschaften, die in Form und Stoff denen der Bahnstrecke Patras—Korinth ähnlich sind. Steile weiße Folge-

täler, von Frühling bis Herbst schutterfüllt, im Winter von wilden Wassern brausend, überragt von den blauen Höhen hier der peloponnesischen dort der apenninischen Kalkketten. Sogar der vorstehende Sporn des italischen Stiefels, die Jurakalkinsel des Monte Gargano, findet sein Gegenstück in einem beim Vorgebirge Avgó die Mergel durchragenden Kalkblocke. Freilich ist der adriatische Golf so groß, daß seine Wasserbreite ein Beträchtliches der Erdkrümme ausmacht und das andere Ufer einem Beschauer unter die Gesichtsebene sinkt. So ist überhaupt der Unterschied griechischer und italischer Landschaft ein Unterschied des Maßes. Der Peloponnes, das eigentliche Griechenland, ist kleiner als Sizilien. Es ist mit griechischer und italischer Landschaft wie mit griechischer und römischer Kunst: das Landschaftbeschränkte und Winkeleigene griechischer Kunst wurde von den Römern vergrößert und vergröbert und zu einer einheitlichen Reichs- und Weltkunst gemacht. Die kleine griechische Kunst blieb doch die größere. Wie unterscheiden sich attische, böotische, argivische, lakonische Kunst! Wie schwer ist es, die jonische, äginetische, argivische und arkadische Bildhauerschule auseinander zu halten! Wie verlangen auch diese kleinen griechischen Landschaften jede für sich erforscht, erfühlt und dargestellt zu werden!

Der Golf ist blau und von einem Ostwinde leicht bewegt, der silberne Punkte über ihn streut. West- und Ostwinde sind im Golfe wegen seiner Lage häufig. Strabon wird Dichter, wenn er sagt: „Der Golf atmet ein und aus.“ Nach vorne im Bereiche der flachen Buchten und Schelfe ist die Fläche glatt und grün. Hier und da ist weißer Sandstrand zu sehen und die unterseeischen Gewächspolster scheinen dunkel- oder hellgrün aus dem glashellen Wasser herauf. Die oberen Stufen des Landes haben wir schon im Querschnitte kennen gelernt, die untere setzt sich aus den Schuttfächern der Winterströme zusammen. Die einen von ihnen führen noch dürftiges Wasser, die anderen sind trocken, die einen haben sich tief in ihr Delta eingegraben, die anderen fließen in Schlingen innerhalb der Dämme ihres aufgehöhten Bettes. Die einen Betten sind breit und tief, rechtwinklig im Querschnitte, irgend ein Ölbaum oder eine Kiefer wächst in ihnen, ein Beweis, daß das Bett ein gewisses Beständiges hat, die anderen sind formlos und wüst und nur Oleander durchgrünt sie. Die Schluchten nach dem Gebirge zu sind unerhört wild und steil. Phonissa „Mörderin“ heißt einer dieser jähen Winterflüsse; der Name erklärt sich von selbst. Die Wände und alle Formen sind weiß, blendend weiß. Der Stoff ist der oft erwähnte junge Mergel mit der sonderbaren Eigenschaft des Bildsamen. Im Vorgebirge Avgó „Ei“ tritt dieser weiße Mergel ins blaue Meer hinaus und erzeugt mit einer bunten Stadt ein Bild, das unvergeßlich bleibt, so flüchtig man es vom rollenden Zuge aus sehen mag. Auf die weißen Mergel schieben sich oben die erwähnten Stufen der roten Gemenge vor, nach der Höhe hin von Wald dunkel werdend. Mavron Oros „Schwarzberg“ heißt

die größte Höhe. Diese hohen Randstufen sind geschlossen, kein Flußtal sieht man in sie eingeschnitten, ihre vordere Kante scheidet das Wasser zwischen dem Innern und dem Golfe, obgleich sie dem Meere so nahe sind. Dadurch wirken sie fremdbürtig im Ganzen unserer jugendkühnen Landschaft und man fühlt, wie sehr sie zum inneren Hause gehören. Man fühlt vor ihnen wie vor Aufsehern. Sie sind gleich Aussichtsstufen vom entlegenen inneren Palaste vorgeschoben.

Dieser herrliche Küstenstreifen ist wiederum eine Durchgangslandschaft, in der ich nicht wohnen noch mich tagelang aufhalten möchte, aber sie ist wie geschaffen, schnell durchrollt zu werden und das höchste landschaftliche Entzücken auszulösen. Sie bildet denn auch für die meisten Griechenlandreisenden, die in Patras landen, die wunderbare Zufahrtstraße zum Gipfel Griechenlands, zur athenischen Akropolis.

Korinthen, Feigen und jede Art Edelobst haben uns begleitet und dehnen sich jetzt breit und weit um uns aus, als wir in die berühmte kleine Ebene einbiegen welche Vocha hieß, in die sich die Städte Sikyon und Korinth teilten. —

Bild Drei niedrige Stufen, von lockerem Gemengfelsen oder bröckligem
52 Sandsteine über Mergel gebildet, treppen die Landschaft von Korinth ab. Auf der untersten liegt das heutige Korinth, ein stilles weißes Städtchen mit breiten Straßen und weiten Baumplätzen, Sparta nicht unähnlich. Gleich diesem wurde es auch in den ersten Jahrzehnten des neuen Königreiches angelegt, nachdem eines Erdbebens wegen die Stätte des alten Korinth verlassen worden war. Das Schönste des neuen Korinth ist das Hereinschauen des gewaltigen Akropolisberges in jede seiner Straßen. Ein armes Dorf auf der zweiten und dritten Stufe nimmt den Platz der mächtigen reichen und schwelgerischen Handelsstadt ein.
Bild Über die Hütten ragen die sieben braungoldenen Säulen eines dorischen
114 Apollontempels älteren Stiles noch auf. Die Amerikaner haben die Erde aufgegraben und aus den wüsten häßlichen Löchern erheben sich edle Säulen und feine Bögen und das Auge folgt eine Strecke dem aufgedeckten Pflaster jener alten Prachtstraße, die von der Stadt Korinth schnurgerade bis zu ihrem Hafen hinabführte, bis es im aufgehöhten Schutte und Staube verschwindet.

Der Akropolisberg aber zieht in dieser Landschaft Augen und Herz zuerst und am stärksten an. Akrokorinth, Bergkorinth, ist die gewaltigste Akropolis Griechenlands. Dunkler Kalk, ragt der Klotz aus der weißen Landschaft auf. Wir sehen, daß auch hier wie bei den meisten Akropolen Griechenlands der Berg nicht zusammenhanglos, sondern der vorgeschobene einer Reihe Kalkberge ist, von denen er erst durch Ausräumung abgetrennt wurde. Braun und öde ist das Blachfeld um das Dorf Korinth. Die Gerste wird schon, jetzt Ende Mai, eingefahren oder auf Pferden heimbefördert. Den Erntewagen kennt die griechische Landschaft nicht, weil sie keine oder nur wenige Fahrwege hat. Drüben auf einem Tennenrunde wird gedroschen; zwei Pferde

sind vor ein Brett gespannt und werden im Kreise herumgetrieben; auf dem Brette steht der weiße Bauer; ab und zu wird er vom Brette geworfen, rettet sich durch einen Sprung, springt wieder auf und führt uns die Kunst der alten Apobaten „Abspringer“ vor, wie sie im Stadion zu sehen war. Ein Maulbeerbaum und zwei Feigenbäume im gelben Felde am Bergfuße lassen eine Quelle vermuten und bald rauscht sie vor uns. Wir kennen nun schon die Kalkberge als Wasserschwämme. Mehr als zehn Quellen soll die Gegend heute noch haben, im Altertume war die Stadt wegen ihrer kühlen Brunnen berühmt. Zwei Quellhäuser, das eine in den weichen Stein der Stufe eingeschnitten, das andere ein schöner aus Quadern aufgeführter Bau, zeugen noch heute davon.

Wir steigen auf bequemem Pfade nach dem fast sechshundert Meter hohen Akrokorinth hinauf. Hier und da ist der Weg noch gepflastert. Starker West — es geht gegen Mittag — bläst bei heiterem Himmel. Braune Falken zeigen ihre Flugkunst; sie benutzen den Auftrieb des Windes, um ihm entgegen durch leises Flügelregen in der Luft stehen zu bleiben; wenden sie sich, so werden sie heftig abgetrieben. Der Kalksteinpfad wird weich. Roter schiefriger Fels tritt auf, es ist Hornstein, und wenn wir sein Streichen mit dem Blicke aufwärts verfolgen, sehen wir, daß das rote weiche Gestein gerade die in den Berg eingeschnittene Furche ausmacht. Wie schön wird durch ihn die ungeschlachte Kalkmasse gegliedert! Eine Hornsteinmulde trennt auch die feine zackige Pendeskufiá genannte westliche Felsspitze ab, deren Kalk mit dem von Bergkorinth eine Platte bildete. Zierlich bei aller Wucht, fein in all seinem Ernste, ein echt griechisches Gebäude ist der Berg und ist einer der schönsten des Landes.

Düster empfängt uns die Höhe. Mächtige gelbe Mauern, dreifache schattige Tore und zahlreiche Zinnen aus venezianischen und türkischen Tagen sperren den Eingang in das Hufeisen, als das der Bergfels sich hier darbietet. Die Wolfsmilch hat ausgeblüht, die gelbe wuchernde Asfaka beginnt zu verfallen, Asfodelos zu verdorren, der rote Mohn steht hier in ganz kleinen Blumen, und Disteln wehren den Zugang, nachdem die Mauern morsch geworden sind. Es ist ganz stille. Eine Eule schreit am hellichten Mittag. Der Wind fängt sich hohl in den Mauern. Etwas Beängstigendes steckt hinter den vielen Trümmern. Leere Kirchen und verfallene Moscheen starren uns an, Thonscherben füllen den Pfad; etwas von der unsäglich traurigen Mistrastimmung liegt umher, und es sind nicht einmal Lämmer und Geißen hier. Da — plötzlich tut der Blick auf den weißen Isthmus sich auf, auf zwei blaue [Bild 53]
Meere und die Stätte des nach Horaz doppelmeerigen Korinth, auf die duftigen Inseln des saronischen Busens — das Gemüt ist wieder frei. Das Auge verbindet die fernen berühmten Griechenberge, den weißen Parnaß über dem linken und die wie ein Goldstern fernschimmernde athenische Akropolis über dem rechten Meere mit einem seligen Blicke. „Schauberg“ hieß auch Akrokorinth im Altertume.

In ein Loch hinabschauend sehe ich unten ein Stück blauen Himmels, ein Brunnen ist da. Als ich seine Tiefe durch die Falldauer eines hineingeworfenen Steines messe, schießt in dem Augenblicke, da das Wasser klatscht, eine stahlblaue Schwalbe zwischen meinen Händen durch zum Loche heraus. Der Brunnen kann eine Zisterne sein, es ist aber auch eine Quelle hier oben auf dem Hornsteinschiefer möglich. Das Gestein verfolgend finde ich zwei Feigenbäume und nun steige ich Treppenstufen in eine gewölbte Höhle hinab, in der ich die Quelle vermute. Ich entdecke sie erst, als ich mit beiden Füßen in ihr stehe, so glashell ist das Wasser. Mit welcher Wonne mögen die Festungsbauer diese schöne kühle Quelle begrüßt haben, denn das Wasserversorgen war immer die wunde Stelle der Bergburgen. Beim Hinaussteigen, selbst noch im Dunkel, sehe ich den Mond am Himmel stehen und einen Augenblick glaube ich, es habe mir wer das Bewußtsein genommen und ich habe bis in die Nacht hinein im kühlen Quellgewölbe verweilt. Dann gleißt wieder der Tag umher und der Sturm braust. —

Heute ist ein herrlicher Tag: kein Sonnenschein! kein Wind! Das sonnenmüde Auge ruht aus und das Gefühl ergießt sich weit in die schöne Vochaebene aus. Wir wandern gen Sikyon. Es ist ganz stille in der Landschaft. Ein ferner Esel schreit, ein einzelner Frosch quakt in einem Loche. Auf dem staubigen Wege läuft eine Unzahl von Spuren: strahlige Hahnenfüße, scharfe Pferdehufe und platte Maultierschuhe, Sohlen und Zehen nackter und Nägel beschuhter Menschenfüße. Bei Korinth ist die Ebene noch sandig, solange sie Werk des Meeres ist, eine hohe Düne zieht vor ihr daher. Hier treiben sonst die Westwinde die Wellen senkrecht wider das Land. Kartoffeln sehen wir im lockeren Boden weiß blühen; aus Amerika zugeführt ist die Knollenfrucht noch eine junge europäische Pflanze und in Griechenland selten. Bald betreten wir das Land der flachen Flußkegel und Schuttfächer. Die Rinnen sind trocken und tief, senkrecht fallen die gelben Uferwände ab, wagerecht breitet der weiße Kiesboden sich aus. Dann wieder Korinthenfelder, eins neben dem andern. Hier sind keine Hügel zwischen den Stöcken aufgeworfen, die Kulturen verraten weniger Sorgfalt als in Elis. Obgleich die Korinthe, im 14. Jahrhundert zuerst erwähnt, von Korinth den Namen hat, wird sie heute mehr und besser in Elis und an der ganzen Westküste gebaut. Weißgelbliche unscheinbare Blüten tragen die Ölbäume, in der Nähe der meist aus Lehmziegeln erbauten Dörfer steht in Gärten der glühendrotblühende Granatbaum, im Naßgrün der Maulbeerbäume hängt schon die schwarze kleine Frucht, die Kirschen sind rot und reif, die Mispeln beginnen sich gelb zu färben. Jedes Haus hat seinen aus hellem Lehme zusammengeklatschten Backofen. Im Durchzuge der Fenster, deren Holzverschläge geöffnet sind, steht der thönerne schwitzende Wasserkrug.

Die peloponnesischen Berge sind dunkelblau. Alles ist eng und eingeschlossen und wie der Himmel ist auch das Gefühl zum Ausruhen bedeckt.

Wir haben längst die Flußfächerstufe verlassen und wandern auf der vom zurückgegangenen Meere geschenkten Landstufe. Die Flußschlucht des alten Asopos bei Sikyon hat Wasser, trübe gefärbt in diesen Mergellandschaften. Eine schmale steile Steinbrücke führt hinüber. Köpfe einer alten stecken in den Ufern. Die hohen tiefgrünen Oleanderbüsche brennen im roten Feuer ihrer Blüten.

Wir ersteigen eine neue Stufe, auf der die Stadt der Sikyonier gelegen hat. Es ist nichts von ihr übrig als das in dem Abfalle der dritten Stufe ausgehöhlte Theater und das Stadion. Man sieht vom Theater aus über die sikyonische Stufe weg, über eine Ackerbauebene, rechteckig bunt von goldreifen oder junggrünen Getreidestücken und roten bestellten Äckern. Dahinter liegt das Meer des Golfes, aus dem sich die Höhen Böotiens und Helikon, der Musenberg, herausheben. Jetzt sitzen unten im ersten Range auf den steinernen Lehnsesseln der Vornehmen wir, im zweiten Range steht Goldgetreide, im dritten duftet das Haidekraut. Die Schauspieler auf der Bühne sind verstummt, aber die Zikaden zirpen scharf und schön.

Neben dem Theater liegt weit in die Landstufe hereingezogen das Stadion. Ein Gerstenfeld erfüllt es. Jetzt tut sich ein Wind auf und er läuft um nichts über die Ähren hin in der Richtung derer, die einst um den Kranz liefen.

Man schreitet über die sikyonische Tafel eben hin — plötzlich über eine scharfe Kante weg schaut man in ein hundert und mehr Meter tiefes Tal hinab. Die Wand ist zuerst senkrecht und steinig und man sieht, daß man über eine Steinplatte gegangen ist. Diese Platte entsteht nicht durch angeschwemmte und dann zu Gemengsteinen verfestigte Kiesel, wie die höchsten Landstufen der Golflandschaft, sondern die Kalksteinrinde ist unmittelbar aus dem mergeligen Boden selbst durch Versintern geworden; das kalkhaltige zulaufende oder unter der Oberfläche stehende Wasser verdunstet im Sonnenbrande, der Kalk bleibt zurück, den Mergel steinig verkittend. Wir sahen, daß die durchschrittenen Äcker steinig waren, nur mit großer Mühe werden sie in den harten Boden eingeritzt.

In das tiefe Asopostal von dieser höheren Stufe hinabschauend sehen wir unter der senkrechten Sinterplatte scharfe abwärtslaufende Mergelgrate. Unzählige Rinnen und Rinnchen sind ausgebildet, oben die meisten und kleinsten, nach unten hin gesammelt zu größeren Verbänden. Der breite Talboden ist eben, Weinfelder mit ihrem ins Gold Bild
spielenden Grün und ein ernster dunkler Zypressenhain füllen ihn an. 54
Die wüstweißen Talwände tragen hier und da eine Kiefer. Wir steigen an der Wand abwärts. Das ist kein leichtes Klettern, der Pfad ist oft nur einen Schuh breit, wir können nicht immer der Ameisen achten, die in geschäftigen Zügen unsern Weg kreuzen; bald da bald dort ist der freundliche Streifen vom letzten Regen weggewaschen. Über die Schräge sind, während die Mergel noch naß waren, Ziegen gelaufen, ihre

Fußspuren sind unter der Sonne hart geworden, die gerauhte Stelle genügt unsern Schuhen, sich festzuhalten. Diese beiden Eigenschaften, leichtes Zerstörtwerden durch Wasser, schnellstes Austrocknen und Verhärten in der Sonnenhitze sind es ja, welche die sonderbare Formenwelt dieser schon an der Westküste gesehenen Landschaften erzeugen.

Später müssen wir wieder eine Mergelschlucht hinaufsteigen. Wir finden eine schöngefaßte flachfließende Quelle im Mergel. Kein Sonnenschein dringt mehr in die Lehmgasse, die Regenwasser haben viele Meter tiefe senkrechte Kanäle gegraben und sie kreuzend sehen wir wie durch Fenster unten die im Abendscheine rötlich glühende gesegnete Gottesebene und den blauen Helikon.

In der bildenden Kunst hat die südliche jungterziäre Mergellandschaft einmal eine große Rolle gespielt. Man hat ausreichende Gründe zu glauben, daß Lionardo da Vinci die sonderbare Hintergrundlandschaft zur Mona Lisa nach Eindrücken aus der jungterziären Landschaft des Arnotales gestaltet habe. Das wunderliche unberechenbare Wesen des Weibes wird durch die wild zertalte, toll zerklüftete und doch in weichem Dunste verschwimmende Landschaft dem festen kalten, fast grausamen Bilde dieser Florentiner Frau hinzugefügt. Hier ist die Landschaft einmal ganz Gedanke, Gefühl und Menschenseele geworden und das Werk ist wohl das großartigste Beispiel der Beseelung einer Landschaft.

Im Mondscheine fahren wir durch die Vochaebene mehre Stunden lang in einer Karre mit zwei hohen Rädern nach Korinth. Es ist kalt. Zuerst geht es durch Ölhaine, nachher durch endlose Rebenfelder. Die die Straße kreuzenden Wasserrinnen sind nicht überwölbt und wir fliegen im Überfahren mit den Köpfen an die Decke des Wagens. Wir kommen durch weiße Dörfer, dunkeln Schatten verbreiten die hohen Platanen auf den Plätzen und aus den Schenken fällt roter Schein heraus. Die Leute freuen sich der Abendkühle und regen sich im Mondlichte. Es fällt uns auf, daß wir nicht, überhaupt kaum in Griechenland, wandelnde Liebespaare sehen, wie sie allüberall daheim abends den Rand der Städte und Dörfer lieblich beleben. Da nun die Liebe in Griechenland wohl nicht weniger heftig ist als im Norden, so müssen hier morgenländische und patriarchalische Zustände im Liebesleben herrschen, der Mann die Frau erst mit der Heirat kennen lernen und die Liebe erst mit der Ehe beginnen. Hier und dort wird gehalten und halbgefüllte Gläser mit geharztem Weine, der eine köstlicher als der andere, dazu ein ganzes Glas Wasser werden in den Wagen gereicht. An der ersten Schenke bezahle ich, an der zweiten aber der Kutscher, und so fort. Er fühlt sich uns vollkommen gleich an Rechten und Pflichten in einem Lande, in dem der Adel und überhaupt die Titel durch die Verfassung abgeschafft sind, und tut wieder die dreistesten Fragen, doch so einfach und natürlich, daß man ihm nicht böse sein kann. Die weiße Straße zieht jetzt geradeaus dahin, Reiter begegnen uns auf Schimmeln und Rappen. Die Pferde scheuen vor unserm polternden Gefährte und

setzen in die Reben hinein. Akrokorinth, ein schöner bleicher Umriß im Mondscheine, will nicht näher kommen.

Die Vochaebene ist und war tiefgenutztes Kulturland. Ölhaine stehen dicht in ihr, ihre Frucht war im Altertume so gut, daß man sie die Beere von Sikyon hieß. Hier pflegte man ja auch zuerst die Korinthe. Als Bau- und Villengelände zwischen den reichsten und üppigsten Städten Griechenlands war der Boden so wertvoll, daß man einem guten Freunde wünschte „was zwischen Sikyon und Korinth liegt"; in meinem rheinischen Dorfe sagt man „hunderttausend Taler und den Himmel!" —

Noch ein schöner Tag! Es regnete ein wenig. Wie ruhen die Augen von diesem unermeßlichen Lichte aus, welches auch bei bedecktem Himmel noch so stark ist, daß von meinem weißen Anzuge ein Leuchten ausgeht! Wie schön ist der ewige Staub gebunden! Wie geht es sich einmal weich auf der Erde! Man meint auf einer deutschen feuchten Waldstraße zu wandern. Wie duftet alles von heimlichen weichen Gerüchen! Sonst duften hier, meist berauschend, oft betäubend, die Pflanzen, jetzt aber duftet und raucht wie im Norden der Boden selbst! Die vom Regen gelösten Mineralien duften in einer feinen fast unsinnlichen Weise. Wenn ich noch einmal eine unter der Morgensonne blaudampfende Ackerscholle unseres väterlichen Feldes daheim sehen und mit weiten Nüstern ihren harzigen Erdruch einsaugen könnte! —

Isthmus. Das Wort ist der Name für eine Landverbindung überhaupt geworden. Es bedeutet in seinem Stamme ja schon Gang oder Bahn. Auf die Eigenschaft des Verbindens hin stellt man also Auge und Gefühl unbewußt ein. Die Sonne glüht auf dem flachen sandigen Rücken. Die Verbindung wirkt überaus gebrechlich, denn das Kalkgebirge Griechenlands ist tatsächlich unterbrochen. Vor nicht langer Zeit ist der Peloponnes eine Insel statt einer Halbinsel des Altertums gewesen, denn der Isthmus baut sich in der Hauptsache aus spätem Terziär auf und ist nur fünfzig Meter hoch. Der leichte weiße dünnbankige Kalk ist jung und schlecht. Wie eine Erinnerung an die Zeit des Terziärmeeres liest es sich, daß der Meergott und die Sonne um die korinthische Landschaft gestritten haben, bis der als Schiedsrichter angerufene Riese Briareus den Isthmus dem nassen, Akrokorinth dem heißen Gotte zusprach. Nur fußhohes lockeres Getreide wächst auf der Landbrücke oder es wird auf schreiende Esel geerntet. Indem wir durch das noch reifende wandern, springen zahllose kleine Heuschrecken jetzt vor dem rechten, jetzt vor dem linken Fuße auf, eine halbe Stunde lang. Durch eine schwache gerade Wallinie ist der Zug der alten Isthmusmauer angedeutet, durch welche die Peloponnesier vom Festlande sich absperrten. Die Mauer ist noch von den Byzantinern, ja von den Venezianern im 15. Jahrhundert befestigt worden. Jetzt raucht es drüben aus der Erde, ein Schiff fährt durch die enge neue Kanalgasse, die das ägäische mit dem ionischen Meere verbindet. Einstmals war alles

Bild 53

Trennen und Abschließen, und die Erde war viel zu groß, heute heißt es Vereinigen, Zusammenfassen und die Welt wird fast zu klein für die Kulturvölker, die sich in ihr breitmachen.

Mit einem Nacken, mit einem Blattstile, mit einem Damme verglichen die Alten den Isthmus. Dadurch daß in ihm für das naive Auge schon das Kreidefelsgebirge Griechenlands unterbrochen ist, fordert er zum Durchstechen auf. Viel ist von den Tyrannen von Korinth bis zu den römischen Kaisern an Kanalbauplänen entworfen worden, Nero selbst tat einmal einen ersten Spatenstich; als man aber auf Fels — den leichten mürben Jungterziärstein — stieß, gab man den Bau auf. Das Wissen von diesen verunglückten Unternehmungen des Altertums vergnügt einen, während man über diesen Landhals wandert. Das Gefühl der Freude über die mittlere Leistung des Kanalbaues unserer Zeit ist eine Rache an den in Griechenland oft übermächtigen Achtungs- und Anbetungsstimmungen vor dem Altertume, die auf die Dauer traurig und mutlos machen.

Gegen das ägäische Meer hin dehnen sich Strandkiefern aus, in denen die Luft glüht und das Schweigen lastet. Keine Fichten — sie kommen in Griechenland nicht mehr vor — sondern Kiefern bilden den Hain Poseidons. Seine Heiligtümer und das isthmische Stadion, von den Franzosen ausgegraben, sind noch zu erkennen. Aber mich reut, daß ich den wüsten Hain der ruppigen Kiefern sah und das Wissen um die Kiefern statt der fälschlichen Fichten ersetzt mir nicht, was mir die öde Wirklichkeit an dem Bilde geraubt hat, das ich mir beim ersten Lesen des Gedichtes von „Poseidons Fichtenhain" gemacht und immerzu bewahrt habe. Das mir vom Dichter hervorgerufene Landschaftsbild war reicher und, was die Schönheit der alten heiligen Hainstätte angeht, gewiß entsprechender und echter. Ich erinnere mich aber auch, daß es viel dunkler war; ich hatte eben noch keine südliche Landschaft gesehen.

Nach Korinth zurückkehrend wandern wir auf schnurstracks in die glutrote Sonne zielender Straße. Jetzt erreicht die rote Kugel die Neigung eines ablaufenden Berges; indem der höhere Punkt der Berglinie schneller auf der Scheibe vorrückt als der tiefere, scheint die Sonne auf der Bergschräge als ein glühender Riesenball abwärts zu laufen in das weiß aufschäumende Meer.

Mit dem Schiffe ostwärts fahrend gleitet man zwischen den vielen Inseln des saronischen Busens durch und überfährt am Abend die Stelle, wo die schicksalsreiche Seeschlacht von Salamis geschlagen wurde. Von dieser Schlacht haben auch die weniggebildeten Reisenden einmal etwas gehört, eine Ahnung ihrer unermeßlichen Bedeutung beschleicht sie und die besseren unter ihnen werden stille, während man auf dem schwarzen Meere sich den schaukelnden Lichtern des Hafens Piräus nähert. —

Den ganzen Isthmus flüchtig kennen zu lernen, fährt man mit der Bahn ostwärts. Die Landbrücke besteht aus drei Teilen, einem mittlern

mächtig aufragenden, auf der Nord- und Südseite steil ins Meer abstürzenden Kalkgebirge Geraneia, und zwei beiderseits anliegenden niedrigen Terziärgebieten, deren eines der uns nun bekannte eigentliche Isthmus ist. Die Landschaft zwischen Meer und Gebirge wird enger, das Weiß und Gelb des Bodens weicht dem Rot der Verwitterungserde des Kalkes, kleine Sandebenen liegen am Bergfuße. Männer schleppen an einem Seile das Nachtnetz aus dem Meere, auf den grauen Strand herauf wird ein großes Boot gezogen, die Segelstange ruht schon wagerecht in den eisernen Gabeln; außen ist es blau, drinnen leuchtend rot, wir schauen von oben hinein, die Ruder liegen als rote reizvolle Linien über dem blauen Meerwasser. Dichter Wald von Krüppelkiefern steht auf den Sandflächen. Auch diese spitzen sich aus und jetzt geht die Bahn an Felsen entlang, die ohne Vorstrand ins Meer fallen. Kakiskala „schlimme Stiege" heißt die Stelle, die im Altertume verrufen war.

Die Landverbindung zwischen dem Festlande und der Pelopshalbinsel war aber in der Tat vollkommen gesperrt. Die landschaftliche Eigenschaft der Sperre ließ in dieser Gegend die wunderschönen Mären entstehen von Sinis, dem fürchterlichen Fichtenspanner, der zwischen zwei heruntergebeugten und dann losgelassenen Baumwipfeln die mit den Beinen angeknüpften Wanderer zu zerreißen pflegte; von Skiron, der gefangene Reisende zwang, ihm die Füße zu waschen, und dabei die Opfer ins Meer stieß, vom Wegelagerer Kerkon, der nur um den Preis eines Sieges im Wettkampfe durchreisen ließ, und vom Gliederausrenker Prokustes mit seinen zwei Betten, dem zu langen für die kleinen, dem zu kurzen für die großen Leute.

Der Name Peloponnes „Pelopsinsel" war nicht etwa nur eine sprachliche Kühnheit, sondern gab ein Gefühl wieder, das die Alten vom Lande als einer Insel hatten. Ein alter Schriftsteller sagt: „Die Pelopsinsel ist zwar eigentlich eine Halbinsel, wird aber doch Insel genannt, weil sie es beinahe ist." Doch darf man in der Erklärung dieses Inselgefühles nicht noch kühner sein? Der Kalkstock Geraneia „Kranichsberg" — an den die Kraniche in Schillers Gedicht erinnern — hat im jungen Terziär als Insel im Meere gestanden. Und alte Sagen der Megarer erzählen, daß zur Zeit der deukalionischen Flut Geraneia als Felseninsel zwischen dem Festlande und der Insel des Pelops gelegen habe. Megaros, der Sohn des Zeus und Zeitgenosse des Deukalion, rettete sich vor der Flut auf die Höhen der Geraneia, indem er dorthin entfliehenden Kranichen nachstieg. Ist nun die Mär von der deukalionischen Flut eine nebelhafte Erinnerung an das die Felseninsel Geraneia umbrandende letzte Terziärmeer, von Volk zu Volk im Lande überliefert? Man hat ja bis heute keine zweifelsfreien Spuren der Anwesenheit des Menschen im Terziär gefunden. Das Dasein des terziären Menschen wird immer wieder behauptet und immer wieder bestritten. Indessen: obgleich wir für die Dauer der Diluvialzeit kein Maß haben (denn das neuerdings gefundene Maß einer stattlichen Zahl von tausend

Bild 53

Jahren für den Rückzug des letzten großen Eises aus Deutschland nach Skandinavien läßt keinen Schluß auf die Länge der Eiszeit zu), so ist es doch klar, daß die Eiszeit im Verhältnis zu anderen geologischen Zeiträumen recht kurz war; und ebenso klar ist, daß dies hochentwickelte Wesen Mensch zu seiner Entwicklung einer recht langen Zeit bedurfte. Das Dasein des Menschen im Terziär drängt sich dem naiven Geiste von selbst auf, wenn es auch noch durch nichts bewiesen ist. Ich habe mich daran gewöhnt, von den verschiedenen vorgeschlagenen Erklärungsweisen der Natur immer die schwierigste, die an unser Denken, an unseren Maß- und Zahlensinn die größten Ansprüche stellende für die wahrscheinlichere zu halten, denn bisheran hat sich immer die Natur kühner bewiesen als der Menschengeist, und seine größten Wagnisse mögen ihrer großartigen spielenden Gesetzlichkeit am nächsten kommen. Liegt daher vielleicht — ich frage nur, ich behaupte nicht! — im Namen Peloponnes ein Menschenrätsel verborgen?

Die Landschaft öffnet sich wieder und es geht nun durch kleine, nach dem Meere offene Höfe. Im ersten liegt Megara, morgenländisch bunt an einem Kalkhügel sich hinbauend. Der Boden der Hoflandschaften ist rot. Größer werden diese. Die Kalkinsel Salamis legt sich vielgestaltig so vor das Land, daß das Meer, die blaue ewig heitere Seele im großen Kalksteinkörper Griechenlands, nur als ein See erscheint. Name und Landschaft Eleusis, Ackerbauland und der Zauber der Getreidegöttin Demeter, fesseln uns einen Augenblick, aber das nahe Athen zieht gleich einem Wirbel alle Gedanken und Gefühle an. Am öden Kalkgebirge Agälaos entlang geht es noch langsam gegen einen letzten Paß hinauf. —

ÄGINA UND DIE LANDSCHAFTEN DER OSTKÜSTE

Im Piräus liegen die Schiffe mit den Hinterteilen so an der Ufermauer, den Bug auf die Hafenausfahrt gerichtet, wie Renner an der Schranke stehen im Begriffe, in die Bahn zu laufen.

Ich sah noch lange das Bild eines Ruderers vor Augen, wie er die nackten Füße krallenartig auf die Vorderbank der Barke gestemmt mit schwebendem Körper in der Luft lag, als der laute Hafen Piräus hinter uns verstummte. Das grünliche und schmutzige Wasser wurde blau und rein, und bald umgibt uns echtes Meerblau, nur gerauht durch die leichte Morgendünung, die dunkle Schatten in die Farben mischt. Die Wellenschrägen, sonnenab dunkel, glitzern sonnenwärts als weiße Spiegelscherben; dann spiegelt die dunkle Schräge der einen Welle blaß die Glitzerstelle der Nachbarwelle wider. Ein wenig Schaum um das Schiff herum, der leise knisternd zergeht, in der Ferne hier und da, doch selten ein weißer Wellenkamm, die Fahrspur hinter uns in sich

gegenseitig störenden und aufhebenden Wirbeln geglättet, das ist heute die Ansicht des Meeres.

Die blaue Fläche ist eben, einförmig, aber sie lebt; das Land am saronischen Busen ist vielgestaltig, zerschnitten, aber tot. Gelblich, grünlich, rötlich glühen die jungen weichen Gesteine um den Piräus herum in der Morgensonne. Da liegt Salamis, die Berginsel, durch eine Mulde in zwei Teile geschieden. Der eine ist rötlich grau, wenige dunkle Streifen, gewiß von Makia, sind hineingezeichnet, auf der andern Hälfte überwiegt das dunkle Grün, in dem rötlichgraue Flecken liegen. Kleinere Inseln sind gelb oder rot und nicht eine Spur Pflanzengrün ist auf ihnen zu sehen. Sie schreien heraus aus der ruhig blauen Meerfläche. Ferne ziehen in hellem Grau die eleusinischen und megarischen Berge daher. Bergwüste und Salzfläche. Vor aller farbigen Schönheit, die ich heute am alltäglichen 16. Juni sehe, kann die geschichtliche Erinnerung nicht recht aufkommen, daß hier am 22. September 480 v. Chr. die wichtigste Schlacht der Weltgeschichte ausgefochten wurde, die unglücklich für die Griechen ausgefallen das Geschick Europas und der Welt, vielleicht auch mein Denken und Fühlen ganz anders gestaltet hätte. Ein persischer Sieg hätte uns noch eher und noch mehr asiatische Gespenster gebracht. Ich bin jetzt aber glücklich aus Farbe. Daß ich Maler wäre!

Ein griechisches Bübchen vor mir erstaunt über alles und jedes und ermüdet mit tausend Fragen die schläfrige Mutter. Ich staune mit dem Bübchen und bin glücklich, daß es mir antwortet, als ich etwas frage.

Die Berge der Inseln und die Klippen sind reine Steingefüge, von Verwitterungserde entblößt. Hier und da wird eine Höhle sichtbar, rote Wände führen hinein in ein farbloses Schwarz. Das Auge verfolgt einen hellgrünen Streifen im Wasserblau, eine Untiefe, die zu einer weißen bloßen Steininsel führt. Mein Schnurrbart schmeckt salzig.

Wir überholen zwei Segelboote. Sie sind zitronengelb, ein rotschwarzer Streifen von der Farbe alten Blutes faßt den Rand ein. Sie liegen schräg unter weißen sturmrunden Segeln und braune Männer in grünen Hosen und safrangelben Gürteln rufen zu uns herauf. Die Laute werden einer mit den Schreien der über unserem Kielwasser folgenden Möven. Ich ärgere mich über die rohe Schnelligkeit, wie wir im Dampfer mit der fremden Kraft englischer Kohle und der Kunst unsichtbarer Männer dahin fahren. Segeln ist doch die eigentliche Kunst des Seefahrens.

Bald sucht man in der Stein- und Wasserwüste unwillkürlich nach Menschen und ihren Spuren. Da und dort an den Küsten erscheinen weiße Streifen Häuser, von denen der eine Eleusis ist. In einer Mulde auf Salamis sind regelmäßige grüne und gelbe Flecke, also Ackerfelder zu sehen. Die kleine Oase des Hungers und Fleißes verschwindet bald.

Jetzt aber ist Ägina erschienen. Während die andern sichtbaren Inseln und Küsten des Busens steil ins Meer fallen, schmiegt sich das hohe Felsengebirge des äginetischen Inselkerns mit langablaufenden Flächen der Ebene des Meeres an. Oder: die beobachteten jungen Felsen, Platten und Klippen heben sich aus dem Meere heraus der Insel zu, einen Sockel um ihren Kern bildend. Die Schräge ist Pflanzen und Menschen freundlich. Durch sie wird Ägina Beherrscherin des Golfes. Ölhaine und viele Felder erkennt man schon aus weiter Ferne und weiße Häuser leuchten.

Wir kommen von Norden. Nach Süden setzt sich die Insel in eigentümlich gestalteten Bergen fort, die uns einen dritten Bauteil in ihr werden erkennen lassen.

Das Städtchen Ägina hat einen sehr schönen kleinen Kunsthafen. Am Ende des einen der kräftig ausgreifenden Leitdämme steht ein Wirtshäuschen, es hat eine mit braunem Reisig gedeckte Vorhalle und eine bunte Fahne, am Ende des anderen ein blendend weißes zweikuppliges Kirchlein des Hafenheiligen. Die Kapelle hat die landschaftliche Rolle des alten Aphroditetempels übernommen, von dem drüben über dem jetzt verfallenen Hafen der Alten eine einzige hohe Säule einsam aufragt. Weiße, blaue, rote und gelbe Boote liegen mit aufgerollten Segeln an der Ufermauer. Über ihre schattige Flanke geht ein beständiges lebendiges Spinnengewebe von Lichtlinien, Spiegelbilder der leichtbewegten besonnten Hafenwellchen. Die Ruder hängen mit geknickter Linie im Wasser. Bunte Häuser, unten mit schattigen Lauben, oben mit gelben, blauen oder rosa, jetzt geschlossenen Holzläden umsäumen die Uferstraße. Nun stürmt äginetische Jugend mit heftigen Ruderschlägen in Hafen und Meer hinaus. Durch Netz und Buschwerk der Segelstangen und Taue in den ruhenden Booten sieht man die
Bild zackigen Formen der eine einzige vulkanische Masse bildenden Halb-
56 insel Methana. Weiße parisische Damen unter roten und grünen Sonnenschirmen und dichten blauen Schleiern wandern plaudernd und lachend über die sonnenhelle Uferstraße, wider welche die Wellen plätschern. Es ist Sonntag Morgen.

Die Hufe der Pferde klingen auf den weißen Steinplatten der Inselschräge, die im Mittagslichte das Auge blenden. Der Wind hat sie von jedem Staube reingefegt. So weit in der Nähe der Stadt Wagen fahren, sind zwei Hohlgeleise eingegraben, von dort an wo nur Huftiere verkehren, eines. Der Kalk ist jung und liegt fast wagerecht. Um Fruchtland auf ihm zu schaffen höhlte man im Altertume die weiche Erde unter ihm aus und schüttete sie über ihm auf. Dies erwähne ich als ein Beispiel von Kulturarbeit der alten Griechen an ihrem im Haus- und Küchensinne nicht eben verschwenderisch begabten Lande. Am Rande der Stadt raucht ein Töpferofen. Für weit und breit werden hier die Wasserkrüge gebrannt aus einem Thone, den der vulkanische Teil der Insel liefert; wie auch auf der vulkanischen Insel Ischia eine alte Thon-

verarbeitung heimisch ist. Trockenes Steppengesträuch liegt umher, von Zeit zu Zeit verschwindet ein Packen in dem knisternden Ofen. Sonst ist alles in Ruhe. Im Schatten von Ölbäumen stehen Esel, hochhalsige Pferde mit langen Schweifen unter einer Kiefer, Truthühner in dem dunkeln Kreise um einen Weinstock, ein junger Stier unter einem Mandelbaume, eine Menschenfamilie von Vater Mutter Kind unter dem dichten Dache eines Feigenbaumes. Die Felder, schon Stoppeln, sind mit niedrigen Steinmauern aus losen Blöcken eingefaßt. Aus dem Romane Salambo, in dem Flaubert die karthagische Landschaft dichterisch meisterhaft wiederherstellte, fällt mit der Satz ein: „Kleine Mauern aus Kieselsteinen und Hecken von Feigenkaktus trennten in unregelmäßiger Weise die einzelnen Behausungen" — wenn auch in Wirklichkeit der den Alten unbekannte Feigenkaktus nicht in der Landschaft gewesen sein kann. Die Ernte liegt in kunstlosen Haufen auf dem gelben Boden oder auf den flachen Dächern der Häuser. In den Hoffeldern steht hin und wieder ein schöner rotblühender Busch Oleander. Der Feigenkaktus beginnt schon gelbe Blüten an und auf seinen stachligen Lappengebilden zu treiben. Die Oliven haben kleine grüne Früchte. Die Mandelbäume sind in Aussehen und Blattform jenen ähnlich, nur hat das Laubblatt nicht die metallische Helle; sie tragen im tiefgrünen Laube hellgrüne samtene Nüsse. Aus dunkelm Blattwerke äugen rotgelbe Aprikosen, die Zypressen haben graugoldig schimmernde Zapfen. Eine gesättigte Fülle und Ruhe ist in der Landschaft. Die Pferdeknechte plündern einen Mandelbaum und brechen mit ihren herrlichen weißen Zähnen krachend die Nüsse für uns auf.

Von der hellen jungen Kalkstufe steigen wir durch ein in farbigem Bild 57 Trachyte ausgebildetes Übergangstal mit Stufenäckern hinauf und gelangen in einen runden inneren Kessel. Dort in den jungvulkanischen Stoffen ist das Bett des Flusses zwar leer, aber es gibt Brunnen, die Hütten eines Dorfes sind verlassen und zerfallen, die Stadt Ägina mehr als die Hälfte der Einwohner der ganzen Insel zählend saugt den Dörfern die Menschen aus. An dem hohen roten Randberge aus Kalk mit seinen Zacken und Zinken liegt ein Kloster und zahlreiche bunte Kirchen, Kapellen und Heiligtümer, die weiß oder gelb die rote Höhe erklettern. Man sagt mir, es seien dreihundertsechzig! So unglaublich mir das vorkommt, sehe ich doch den überheiligen Berg mit nicht geringer Scheu an. Junger, mergelig verwitternder vulkanischer Stoff zeigt moränenartige Bildungen, Steinpackungen in Lehm. Viele Menschen könnte dies verlassene Land ernähren.

Ein niedliches, blendend weißes Kapellchen steht am Wege, sein Chörchen ist blau. Die kindliche Art, Bauglieder nach ihrer Wichtigkeit zu unterscheiden, diese wahrhafte Baumalerei macht uns Spaß. Ein zweiter Kessel tut sich auf. Er ist durch viele grüne Kiefernhaine ausgezeichnet, die an den Randhöhen stehen. Im Grunde, an dem tiefen Brunnen in blendend weißem Mergelgelände, liegt das Dorf Misagros.

Wieder einmal — wie oft in Griechenland! — werde ich durch Blöcke einer Gemengfelsplatte, die über ausgewaschenem Mergel abstürzen, einen Augenblick verleitet, an die Mauerruinen einer alten Stadt zu denken. Die Dorfhäuser sind Würfelkästen, bunt angemalt, das Dach hat eine niedrige Steinbrüstung und ist eben gestampfter Lehm über einer Holzdecke. Flache Furchen ziehen sich zu Löchern in der Brüstung, wo Wasserspeier den Regen ableiten. Die Dächer dienen so den Hauszisternen als Wassersammler. Ich sah noch keine Gegend in Griechenland mit solchen Häusern und Dörfern. Ich bin so überrascht, wie es wohl viele der Leser waren, als sie von Rom nach Neapel reisend beim Eintritte in die kampanische Ebene plötzlich unter Pinien einer neuen bunten, fast morgenländischen Hausform begegneten. In der Gegend von Neapel, besonders auf den Inseln Procida und Ischia, erinnern viele Orte an diese äginetischen. Wie in Italien südliche Landschafts- und Lebensform in nordsüdlicher Richtung fortschreitet, so in Griechenland — aus uns nun bekannten klimatischen Ursachen — in westöstlicher.

Vor den Dorfhäusern ist immer eine Schattenlaube, auf gemauerten Bänken schlafen Männer, über ihnen trocknen Rosenkränze von Zwiebeln. Schwalben nisten in einer blaugekälkten Wohnstube. Windmühlen stehen auf den Höhen, Mühlen mit drehenden Windflügeln, Mühlen mit stehenden, an denen die Segel eingezogen sind und das Stabwerk in die Luft starrt, aufgegebene Mühlen mit gebrochenen Flügeln. Eine schöne Pinie beschirmt breit einen weißen Hügel.

In einem Kiefernwalde binden wir die Pferde an. Die Bäume sind angehauen, die Wunden sind rot. Das Harz fließt aus und wird in hohlen Steinplatten am Fuße des Baumes als in Tellern gefangen, wo es weißem Honig ähnlich starkduftend steht, bis es geholt und dem Weine beigemischt wird. Den flüchtigen Reisenden in Griechenland ist der geharzte Wein ungenießbar, den langsamen aber wird er bald so vertraut, daß man nicht mehr begreift, wie man einmal beim Weintrinken das Gesicht verzogen hat. Wir steigen nun über den altgewohnten, doch nie vertrauten splittrigen Griechenkalk des Inselkernes einen Rücken hinan — da tut sich vor uns im windbrausenden dunkeln Kiefernwalde sonnbestrahlt die leuchtende Kalkruine des Aphaiatempels auf einsamer Bergstufe auf.

Bild 60
Zwanzig Säulen mit ihrem Gebälke ragen noch herrlich auf, der Boden ist das bekannte wüste traurige Trümmerfeld, das nach Ausgrabungen zurückbleibt. Die Bayern gruben hier. Die Gedanken wandern nach München, holen für einige Augenblicke die Marmorjünglinge herüber, stellen sie wieder auf ihre Gesimse und bauen den dunkeln bunten Giebel hinter ihnen auf; ich erinnere mich, daß ich im ersten Semester Baukunst studierend für die Zeichnung der an Bauschulen berühmten „Tempelecke" gerade die dieses äginetischen Tempels mit seinen noch etwas herben dorischen Formen gewählt habe; es wird

mir also nicht schwer, mir den Tempel im Geiste wiederherzustellen, und für Minuten des Traumes steht das Heiligtum, das kostbare Kunstwerk in unvergleichlicher Sonnennatur, unzerstört da.

Lange wandert von da oben das Auge um Inseln und Buchten, auf die spitzen Höhen des vulkanischen Oros, des „Berges", und badet dann im tiefblauen Meere. Der Kalkteil der Insel ist blaurot, der südliche vulkanische Teil ist rostbraun. Salamis bietet von hier die schönste mögliche Ansicht: zwei Flügel steigen zueinanderstrebend aus dem Meere auf; plötzlich fallen sie steil zu einem Kessel ab, in dessen Mitte ein schöner Kegel steht. Es ist also fast eine Erscheinung wie der Vesuvkegel im Sommaringwalle, ein „Sommagebilde"; doch hat man sich den Kegel recht klein zu denken. Ein anderes Bild ist Kuluri „Hörnchen", wie das Volk die Insel nennen soll. Die goldene athenische Landschaft erscheint von hier so nahe, daß man ihre einzelnen Berge und Hügel vom Pentelikon bis zur Akropolis unterscheidet. Perikles hat die Athen immer feindliche Insel Ägina ein Geschwür am Körper des Staates genannt. In dem hinter Salamis eben erscheinenden kleinen eleusinischen Hofe von der Größe eines mittleren deutschen Landgutes werden uns mehre selbständige Gemeinwesen bezeugt. Lächeln macht die Kleinheit altgriechischer Verhältnisse einen Weltbürger der neuen Riesenstaaten.

Bild 58

Der über 500 Meter hohe Oros ist die höchste Erhebung im Saronischen Meerbusen. Um sein Haupt zuerst müssen sich im dürren Sommer Wolken zeigen, wenn es der Luft gelingt, sich genügend mit Dampf zu sättigen. So war er also wie eine große Zahl von Bergen im östlichen Griechenland dem Wettergotte geweiht. Alle Griechen schauten verdürstend nach Berg und Tempel des Zeus panhellenios aus. Pausanias erzählt: „Dürre drückte lange Zeit Griechenland, es regnete weder außerhalb des Isthmos noch im Peloponnese. Da sandten die Griechen eine Gesandtschaft nach Delphi, um zu fragen, was die Ursache der Dürre sei und wie sie von dem Leiden erlöst werden könnten. Die Pythia riet, den panhellenischen Zeus auf Ägina zu versöhnen." Auf ihren Wetterberg und das ihm vom Delphischen Orakel ausgestellte Zeugnis waren die Ägineten in der Folge nicht wenig stolz.

Später reiten wir ein weißes Trockental nach Norden hinauf, in dem Myrten, Nadeln und Ölbäume wachsen. Viele Stufenmauern vom alten Feldbaue herrührend steigen treppig an, jetzt sind sie von wilder Fryganasteppe bedeckt. Griechische Kulturlandschaft ist eine verschlissene Landschaft. Für den menschlichen Anbau bedarf sie sorgfältigen Pflegens. Hat die Kultur sie einmal verlassen, so ist es ihr sehr schwer, sie wieder zu betreten. Die Ackererde wird ja weniger durch das Wasser aus den Felsen chemisch zerlöst als durch Sonne und Kälte daraus zertrümmert. Näher zu den Eiskappen der Erde überwiegt das eine, näher zum Wüstengürtel das andere. Die geringe Fruchterde unseres griechischen Landes aber muß sorgfältig gesammelt, es muß mit ihr gespart werden, wir waren an Orten, wo Mädchen Erde in Körben auf

dem Kopfe herzutrugen und einen Acker anlegten, wie man bei uns einen Garten baut. Ein mehre Jahre nicht gepflegter Stufenacker fließt zutale. Man hat darauf hingewiesen, daß der Dreißigjährige Krieg Deutschland zwar von Menschen entblößt, doch kaum weniger fruchtbar zurückließ. Ein neues Geschlecht konnte fast unter denselben Bedingungen den Boden angreifen, wie das alte es getan. Für die griechische Erde würden dreißig solcher Schreckensjahre den halben Tod bedeuten. Man bedenke, daß die Länder des Südens im Gegensatze zu dem oberflächlichen und kenntnislosen In-die-Ferne-loben des Mitteleuropäers eigentlich arme Länder, halbe Wüsten sind, von einigen seligen Tieflandräumen abgesehen. Es ist nicht zufällig, daß die Pflege des Menschlichen, die „Kultur", da ausgebildet wurde, wo der Mensch um leben zu können das Natürliche, den Acker pflegen mußte. Auch in Süditalien gibt es solche abgebrauchte Landschaften und vieles von dem Gesagten gilt dort wie hier. Auf Ischia kenne ich abgelegene Striche, wo der kleinblätterige wilde Buschwald aus Lorbeer-, Erdbeer- und Johannisbrotbäumen oder ein sozusagen halbkultivierter junger und schnell gebrauchter Stangenbusch der Edelkastanie sorgfältig gemauerte und verschachtelte, aber aufgegebene Kammern von Stufenäckern überwuchert; neben verlassenen Sarazenentürmen auf den flachen Dächern der weißen Kastenhäuser oder im Schatten von Rebenlauben räkeln sich häßliche Zwerge und echt afrikanische, wenn auch italienisch sprechende und braune Neger mit platten Nasen und Wollhaaren; indische Feigen und amerikanische Agaven stehen umher. Diese müden Landschaften ohne Wald und Wild, mit ihrem verschleppten lebenden Inhalte und der meist trostlosen Geschichte, haben etwas Trauriges.

Wenn wir nun wieder über die Zeit der Menschen hinausdenken, so tröstet uns die Wissenschaft, die von Klimaänderungen weiß, deren gewaltige Wassermassen den Boden wieder chemisch zerlösen oder aus benachbarten Gebirgen Steine und Gerölle heranschwemmen, die der Landmann zuerst zwar verflucht, die aber doch schließlich die besten Düngstoffe sind, die der pflanzennährenden Erde zugeführt werden können. Das ist wahrhaft kosmisches Düngen. Wie großartig ist es zu wissen, daß die große Fruchtbarkeit vieler Teile des norddeutschen Tieflandes Kraft der Gebirge Skandinaviens ist, aus dem in der Eiszeit die Gletscher riesige granitische Steinmassen verschleppten und in Deutschland zurückließen, die zerfallend dem Boden täglich schöpferische Mineralien zuführen!

Oben auf dem Rande der Landschaft dreht sich im Meerwinde eilig das Flügelrad einer Windmühle und eine frische holländische Stimmung kommt über uns. Aus einem Makienbusche stürzt plötzlich ein schnaubender Hengst heran, beriecht die Nüstern meiner Schimmelstute und will sie besteigen. Nur ein schneller Sprung aus dem Sattel rettet mich vor den zärtlichen Hufen. Schließlich gelingt es, das wilde

Tier an einen Kalkblock zu binden, während die Stuten eiligst davongeführt werden. Der Müller läuft schreiend herzu, die Müllerin steht auf dem Bergrande, der Wind preßt das Kleid wider ihre Formen, das Flügelrad saust und die Segel knattern.

Eine scharfe Paßkante entführt uns den Augen des wiehernden Hengstes. Tief unten am steilen Abfalle rollt das Meer auf. Auch hier vor der Nordseite der Insel dehnt die junge Kalkplatte sich her wie an der Westseite bei der Stadt. Mühsam steigen wir zuerst an unserer Mauer älteren Kalkes abwärts. Unten aus den Stoppelfeldern wiehern uns noch andere Hengste an, aber sie sind an einem Vorderfuße gefesselt und wir reiten Trab. Bald umgeben uns wieder fröhliche bunte Dörfer, wo Menschen in Lauben ruhen. In einem Hohlwege liegt ein von Dionysos voller Mann; es ist eine seltene Erscheinung in Griechenland, einem Lande, wo der vierte Teil des angebauten Bodens mit Reben bedeckt ist. Neben dem Schlafenden steht abwartend sein Esel mit schief auf einer Seite hängendem Sattel. Der des Gottes volle Mann erwacht nicht, wir reiten über ihn hinweg, rücken nur dem Esel den Sattel zurecht. Auf dem Emporplatze eines Hauses hängen an einer Schnur weißliche Tintenfische zum Trocknen, ein erbärmlicher Anblick. Auf einem palastartigen Neubau wehen die griechische und die amerikanische Flagge; ich höre, daß ein in zwölf Jahren in Amerika reichgewordener Grieche unter den staunenden Landsleuten den Lebensabend verbringen will. —

Von Ägina abfahrend kommen wir heute in ruhige See; eine leichte Dünung geht über sie, welche die Meerfläche der Haut eines sehr fetten Körpers gleichen macht; darüber spielt ein feines Netz von Wellchen, die nur wenige Zentimeter Länge haben.

Auf der küstennahen geringen Tiefe sehe ich, am Schiffsgeländer lehnend, meinen Schatten über den weißen kiesigen Meergrund hinlaufen. Sonnenab ist die Wasserfläche lebhaft, sonderbar und fast unheimlich violett gefärbt vom Widerscheine des Methanavulkans, unter Bild
dem wir einherfahren. Besonders die große rechte Bugwelle ist auf der 56
abfallenden, doch von meinem hohen Standpunkte mit dem Blicke noch gestreiften Seite ein stark violetter Streifen.

Die Farbe ist uns so ungewohnt, weil wir bisheran im Lande noch keine Vulkangebilde gesehen haben. Sie sind auf die Ostseite Griechenlands und auf die Inseln beschränkt. Äginas südlicher Teil ist ja auch feuergebildet, doch ragt die vulkanische Masse in den von uns besuchten Teilen nicht unmittelbar aus dem Meere auf, und das Meer ist denn nun der tieffarbige Hintergrund, auf den die griechischen Landschaften gemalt sind.

Vulkane sind die am schnellsten wachsenden Erdformen, aber auch im allgemeinen die hinfälligsten. Die Steile ihrer Hänge läßt die Wasserschluchten schnell sich einfressen. Vulkane altern schnell und so ist denn diese Inselmasse bereits im reifen Formenalter, ob-

gleich noch aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. ein Ausbruch des Methanakegels verbürgt ist. Schön sind Vulkane eigentlich nur in ihrer Jugend, wenn die Kegelfläche unverletzt ist und jene wunderbare Form in der Natur steht, die man so treffend mit einem aufgeschütteten Getreidehaufen verglichen hat. Was Methana fehlt, das schönste an Vulkanen, ist die wundervolle Ablauflinie. Wie würden über ihrer weichen Weite die zackigen argolischen Kalkberge erscheinen! Man sehe sich den Vesuv von Neapel mit den Sorrentiner Kalkzügen darüber an! Jetzt erscheint der zerrissene Vulkankegel nicht viel anders als ein Kalkstock, nur die rostbraune Farbe ist neu.

Bis hoch hinauf sind Stufenäcker mit Ölbäumen der Trachytmasse abgewonnen, die Spitzen scheinen Ziegenweideland zu sein. Nackte braune Bübchen baden schreiend unter schwarzen Blöcken am steilen Ufer, eine Strecke weiter blöken Lämmer wie kleine Kinder, weil sie von großen Mädchen gewaschen werden. Durch eine schmale niedrige Brücke aus Kalk ist Methana an das Festland gefügt, sie hebt sich weiß neben dem roten Trachyt heraus und ist Wüste. Das Gebirge der argolischen Halbinsel ist jetzt in seiner natürlichen Zerteilung zu übersehen, grauweiß, nackt und scharf ragt nördlich der Kalk auf, langgezogen und graugrün das südliche Schiefergebirge Aderes. Wir laufen in einen herrlichen Naturhafen ein, die Reede von Poros. Poros bedeutet wie Bosporos das Land an einer Meerenge. Die südliche Ausfahrt schließt eine neue kleine Trachythalbinsel, an der sich das bunte Städtchen Poros von Windmühlentürmen bekrönt reizend Bild 59 hinaufbaut. Im Altertume lag Trözen, der Hauptort dieser liebenswürdigen Insel- und Buchtenlandschaft, rechts in der kleinen angeschwemmten Gartenebene, die sich zwischen Schiefervorhöhen des Aderesgebirges ausspannt. In den sturmvollen Zeiten, die folgten, zogen sich die Bewohner vor den Barbaren, besonders vor den Türken auf die Inseln, wie die Arkader in ihre höchsten Gebirge zurück, und so kommt es, daß das neue Königreich seine besten in den Freiheitskriegen große Rolle spielenden Städte auf den Inseln liegen findet. Denn die Griechen waren Seefahrer und sind es geblieben, dem Türken, der aus den unermeßlichen Landbreiten Asiens kommt, blieb das Meer fremd und die Inselbewohner unerreichbar. Erst heute ebbt die Bevölkerung aufs Festland langsam zurück und die Inselhäfen verlieren an Bedeutung. So ist in dieser Landschaft ein großes dunkles Stück griechischer Geschichte dem Aufmerksamen lebendig. Man muß nach sanften und holden Worten suchen, um die Seele dieser trözenischen Buchtlandschaft recht zu beschreiben. Philippson erzählt die liebenswürdige Beobachtung der Einwohner, die in dem die reichen Schieferhöhen des Randes kräftig überragenden Kalkberge Ortholithi das Bild einer schlafenden Frau sehen.

Ein Steinblock liegt am Ufer, ein Knabe sucht unter ihm nach Krabben und erinnert mich noch während wir ausfahren daran, daß

hier der Held Theseus unter einem Felsblocke Schwert und Schuhe seines fernen Vaters fand, als er stark genug war, den Stein zu bewegen. Schon in jener morgenroten Zeit der Sagen und Märchen ging wie noch heute der Weg von Trözen nach Athen über die See, nicht über das Land, und Trözen war eine dem Poseidon heilige Stadt. (Poseidon, der Gott des Meeres und der leicht erschütterten Feste, wurde ganz besonders verehrt an dieser Küste, welcher eine der großen Bruchlinien Griechenlands folgt. Auf Inseln und Vorgebirgen standen hier seine Tempel und Bilder, gnädig oder schrecklich über die Wasserstraßen schauend.) Nur Theseus das Mühselige und Fährliche einer Landreise suchend ließ sich nicht bereden, zu Schiffe zu fahren, sondern wanderte über das Gebirge und den Isthmus, wo er die ungastlichen Abenteurer erschlug.

Wir verlassen durch die enge flache südliche Ausfahrt den schönen Naturhafen, der auch zweiter Kriegshafen des neuen Griechenland ist. Das Auge kommt zur Ruhe entlang dem hingestreckten flaugeformten Schiefergebirge Aderes. Da aber erscheint rot und nackt die hohe Kalkinsel Hydra. In der Nähe zeichnen sich auf ihr zahllose wagerechte Linien von Stufenäckern aus. Die Insel ist im Querschnitte ein aufgepreßter Sattel, dessen westöstliche Längsrichtung dem Ostdrehen der Gebirge dieser Seite Griechenlands entspricht. Und plötzlich liegen wir vor einem neuen schönen, ja herrlichen Hafen. Was vorhin reizend und weit war, ist jetzt streng, großartig und hoch. Der Hafen ist ein Bild
Trichter im Kalkstocke, nach dem Meere zu geöffnet, und man möchte 61
fast zweifeln, daß diese bergumhegte Bucht das blinde Werk der Natur, nicht eines berechnenden Hafenbauers ist. Weiße würfelförmige Häuser steigen die nackten Trichterlehnen hinan und etwas Neugieriges spricht aus den zahllosen schwarzen Strichen und Punkten der Fenster und Türen, die aus den weißen Angesichten der Häuser gleich Augen herausstarren. Nur zu schnell verschließt sich das herrliche Bild, während einem unwillkürlich die kräftigen seefrischen Verse des „kleinen Hydrioten“ durch den Sinn marschieren, und es ist möglich, daß man, das letzte seltene Bild vor Augen, den folgenden Hafenlandschaften Hermione und Spetsä etwas Unrecht tut. Die Landschaft der alten Stadt Hermione ist ein kleiner grüner Fruchtwinkel zwischen Bergen, Felsen, Inseln und Kaps gemischter Stoffe. Akte „Felsküstenland“ hieß die Landschaft im Altertume gleich dem felsigen Attika. Der untere Ebenenrand ist goldgelb von aufgestapelter Ernte und ich sehe aus weiter Ferne, wie Dutzende von Pferden dreschend im Kreise umgetrieben werden; eine feine gelbe Staubwolke steht über den Tennen. Ich höre Leute auf dem Schiffe von Schwammfischerei reden und ein Kenner macht sich wichtig, dahin und dorthin auf die ergiebigsten Fangplätze weisend. Es ist gleißender Mittag, das schnelle die Aufmerksamkeit fesselnde Abrollen schöner Landschaften ermüdet doppelt, weil es Küstenlandschaften sind; denn das lichtspiegelnde Meer — der Lichtbildner weiß, dass Aufnahmen mit Meer nur einen Bruchteil gewöhnlicher

Belichtungsdauer haben dürfen — streut eine ungeheure, fast unerträgliche Klarheit umher.

Zwischen Inseln und Buchten ist das Meer immer farbenreicher als auf hoher See. Hellgrün, undurchsichtig, tiefblau, kristallklar, lichtspiegelnd an stillen, lichtstumpf an bewegten Stellen, und purpurdunkel — das wechselt schnell miteinander. Rote Inseln steigen hier und dort auf, ein orangefarbenes Segel liegt verloren im endlosen Blau, die Bugwelle rauscht unaufhörlich.

Die Insel Spetsä ist niedrig, gelbe Gemengfelsen trennen die blaue Meerfläche von den inneren Hügeln, die mit dem mannhaften Grün von Kiefern gefleckt sind. Harziger Duft der in der Sonne ausgeglühten Bäume wird weit auf das Meer herausgetragen.

Es gibt in der Landschaft ein eigentümliches Gefühl des Überlegenseins, ein von einer Seite gesehenes Gebirge, das sich als trotzige Wand einem entgegengestellt hat, gewissermaßen umzudrehen, indem man ihm in den Rücken kommt. Schon lange steuert die „Aphrodite" einer riesigen dunklen Gebirgswand zu. Eigentümlich ist dem Parnongebirge, wie wir schon von Sparta aus sahen, der lange Bau ohne beherrschende Bergtürme. Scharfe Grate sind die grenzenden Linien, mauersteil stürzt es herab bis zu zweitausend Metern Meerestiefe, sodaß am Seegrunde eine lange nordsüdliche Gasse liegt, den argolischen Landhafen untermeerisch bis gegen Kreta hin fortsetzend. So macht es einen ungastlichen Eindruck, der noch dadurch verstärkt ist, daß jetzt die Nachmittagssonne schräg hinter den Felswänden steht und sie mit langen Schatten behängt, die düster sind, weil man sie gegen das Licht schauen muß. Das Gebirge ist eine wenig gefaltete Masse plattliegender Blockkalkschichten.

Bild 62 In einem halben Kessel liegt Pulithra und wohl verwahrt in einer Bucht Leonidi. Wie Nischen in ihrer Kirchenmauer stehen diese kleinen steilen Buchten mit winzigen Ebenen in der Wand des Gebirges, in ihrer Meereinsamkeit mit eigenem Reize bedacht. Denn die Steil- und Längsküste ist wie gewöhnlich brandungsreich und schwer nahbar, die Orte scheinen mehr dem Meere als dem über ihnen nur mühsam zugänglichen Lande anzugehören. Kynuria heißt die ganze Landschaft, doch ist sie nur im künstlichen Verwaltungssinne eine Landschaft. Es soll ein durch seine altdorische Mundart ziemlich selbständiger Stamm, die Tsakonen, sie dünn bewohnen.

Wenn das Schiff einen Hafen anläuft, saugen sich Schwärme von Booten durch zugeworfene Seile an, wie gewisse Schmarotzer an den Leib eines Riesenfisches. Liegt das Schiff dann am Anker und macht es durch die Dünung oder mit Hilfe der Schraube die zum Auslaufen nötige Drehung, so werden die Boote mitgedreht, während man die Ladung löscht; hier besteht sie aus Körben mit Birnen. Die Boote sind grün mit zitronengelbem Rande oder weiß mit blauer Buglinie und rotem Steuer und schöne braune wilde Männer mit nackten

Füßen rudern sie stehend zurück, das Gesicht in der Richtung der Fahrt.

Die Sonne steht schon tiefer und das Gebirge sinkt in frühen Abendschatten, während wir der Küste nordwärts vorbeigleiten. Siedlungen in den Runsen und Nischen sind zahlreicher, als ich erwartete. Da sind Windmühlen, die zylindrischen niedrigen gemauerten Türme sind gelb und zwölf blutrote Segel des Flügelrades schaufeln in der Luft. Eine Windmühle dieser Gegenden wirkt in der Landschaft nicht so groß und großartig wie nordische, die hoch und dunkel sind und nur vier doch sehr lange Flügel haben.

Erde ist der Leib und Wasser die Seele eines Landes. Die überraschendsten Worte spricht das griechische Land an dieser Küste. Drinnen verschmachten die Landschaften, die Berge liegen trocken da, schon nach Platons elegischem Ausdrucke wie „bleichende Knochen", und hier sprudelt eine gewaltige Süßwasserquelle einen halben Kilometer vor der Küste aus dem Salzmeere auf. 15 bis 20 Meter soll die Wassersäule im Durchmesser stark sein. Wie eine flache Glaskugel breitet sich ihr Kopf über dem Meere aus. Leider sah ich selbst, müde geworden von Licht, Luft und Salz, die sonderbare Erscheinung nicht. Drüben im Lande aber soll eine Salzquelle dem Felsfuße entspringen. So unmenschlich umgekehrt ist das Leben der Küstenlandschaft; eine grausam-heitere Stimmung geht aus ihr in mich über. Das Wasser des Meerquells mag nach der Karte das des Sarandapotamos sein, in dessen Schlürfloch ich in Arkadien stand. Aber in den Kanälen der Erde ist es dunkel.

Einer dieser Küstenberge — Pontinos, was „Berg am Meere" bedeuten mag — ist ein so echter und rechter Karst- und Kalkberg, daß schon der alte Reisende sagt, er lasse das Regenwasser nicht ablaufen, sondern schlucke es in sich auf.

Deltaebenen liegen vor den Halbtrichtern der Bergküste. Zwei von ihnen stützen sich sozusagen auf einen Kalkkegel an ihrer vorderen Kante, der ehemals eine Klippeninsel war. Eine solche kleine Landschaft hat eine wohltuende innere Festigkeit, denn die gewöhnlichen angeschwemmten Ebenen liegen für das Gefühl gebrechlich, fast wie dünne Bretter, zwischen dem starren Gebirge und den bewegten Massen des Meeres.

Am größten, doch nicht am schönsten zeigt sich dieser Baugedanke bei der großen argolischen Ebene, auf die wir zusteuern. Das Gebirge von Nauplia ist auch eine durch die Anschwemmungen dem Festlande angegliederte Insel, aber es ist so groß, daß man sein ehemaliges Inselwesen nicht erkennt, es vielmehr für ein von den Bergen der rechten Seite auslaufendes Vorgebirge hält. Die See wird zinnfarbig bis bleichgrün, dann stählern bis tintig und schwarz, während auf die Landschaft die Nacht fällt, die Bugwelle spritzt und uns unverändert weiß der im Zergehen leise knisternde Schaum begleitet.

Farbenbild V **ARGOLIS** Wir sind in einer an geschichtlichen Denkmälern reichen Landschaft. Die Festung Palamidi auf der Höhe des steilen Berges über der Stadt Nauplia ist von den Türken und Venezianern abwechselnd ausgebaut worden. Der geflügelte Löwe von San Marco bewacht noch heute das Stadttor. Der weniger als hundert Meter hohe Hafenberg Itschkalé und der fast dreimal so hohe Burgberg Palamidi bestehen aus blockigem, gegen die See aufgerichtetem Kalke. Man sieht vom Meere aus auf die Schichtstirnen. Zwischen den Bergen steht Sandstein und Schiefer an, der durch leichtes Verwittern einen natürlichen Graben bildet; diesen Festungsgraben der Natur hat der Festungsbauer durch Sprengen zu einem „Halsgraben" vertieft. Die über den unersteiglichen Wänden gelegene Burg fiel 1822 am Anfange des Befreiungskrieges durch einen Handstreich den aufständischen Griechen zu. Als endlich nach fast zehnjährigem blutigem Kampfe die Pforte das unabhängige Griechenland anerkannte, wurde Nauplia Sitz der ersten griechischen Regierung. Dort am Eingange der kleinen Kirche des hl. Spiridion, vor der man abends an Tischen auf dem offenen Platze speist, wurde der Präsident dieser Regierung Kapodistrias 1831 ermordet. 1833 landete der Wittelsbacher Otto als erster König des neuen Griechenland in Nauplia. Münchener Leser mögen sich das große Bild in der Neuen Pinakothek ansehen, das die ersten Schritte des Fürsten auf griechischem Boden schildert. Ordnung und Ruhe in dem verwüsteten und verwilderten Lande mußten durch Gewalt unter der Mitwirkung bayerischer Truppen wiederhergestellt werden und viele bayerische Soldaten fielen für die Sache des Königtums. Dem Andenken an die Gefallenen weihte Ludwig I. ein Denkmal im Osten
Bild 63 der Stadt. Im steilen Kalkfelsen ist vor einer dunkeln Höhle ein schlafender Löwe ausgemeißelt. Das Werk ist gewiß dem Schweizer Löwen Thorwaldsens nachgebildet, aber es ist ein eindrucksvolles, aus Landschaft und Kunst gemischtes Denkmal. Es ist in der deutschen Kunstgeschichte viel zu wenig bekannt. Weiße Kirchlein unter schwarzgrünen Zypressen geben dem roten Felsberge noch ihre religiöse und schönheitliche Weihe. Und reinen Glanz breitet über ihn die alte Sage, daß dort Hera jährlich in einer Quelle badet und dem Bade jedesmal wieder Jungfrau geworden entsteigt.

Landschaftlich wichtiger aber sind uns jetzt die Ortsnamen. Nauplia heißt „Schiffsstadt" und Palamidi leitet seinen Namen von Palamedes ab, der das Seefahren zuerst wagte und den ersten Leuchtturm aufrichtete. In Nauplia glaubt man auch auf einer Insel im Meere, nicht
Bild 66 in der Argolis zu sein, das die argolische Landschaft suchende Auge muß über die Wasserfläche des Meerbusens wandern.

Vor Nauplia treffen wir einen jungen Deutschen. Er ist zufuß mit kleinem Gepäcke auf der Straße nach Epidauros unterwegs, die dort rechts durch die Schiefermulde im Kalkgebirge geht. Bald erkenne ich in ihm einen Bechergenossen aus römischen Osterien wieder.

Er ist Bildhauer, er muß die Trümmer des Asklepiosheiligtums sehen und läuft durch das heiße griechische Land mit einem Sparpfennige, mit dem sich ein Franzose kaum von Rom nach Pompeji wagen würde. Griechen lachen über ihn, Franzosen und Engländer lachen, er macht auch vielleicht dem Reichtume des deutschen Volkes keine Ehre, aber dem deutschen Geiste! Ich schäme mich vor ihm, reicher zu sein als er.

Wie die jüngste griechische große Geschichte so ist auch die älteste, noch halb sagenhafte der argolischen Landschaft eingewachsen. Wir gehen ins zweite Jahrtausend v. Chr. und in ein goldenes Zeitalter hinauf — golden nicht in jenem schwächlichen Sinne, als ob Kampf und Not, die Wecker des Lebens und der Tugenden, ihm gefehlt hatten, sondern im eigentlichen, da das Gold häufig war und in dem die kennzeichnende Bronze Gold genannt wird — als wir mit dem Bähnchen von Nauplia nach Tiryns fahren. Aus der grünen Ebene ragen drei zum Stoffe der umlagernden Gebirge gehörige Inseln von Kalk heraus. Wie jung kommen uns erdkundlich gesprochen die Anschwemmungen des die argolische Ebene bildenden Inachosflüßchens vor, das die Untergrundlandschaft erstickend ihre Köpfe zu Akropolen vereinzelte, auf deren einer das fast nebelhafte Tiryns liegt!

Bild 64

Der Kalkfelsen, ein paar hundert Meter lang und hundert breit, ist zweistufig, die untere nur etwa zehn Meter aufragende Stufe war die Vorburg der Männer Pferde und Rinder, die kaum zwanzig Meter hohe zweite Stufe die Hauptburg der Männer und Herrscher. Dem Kalkfelsen sind die rohen gewaltigen „zyklopischen" Blöcke der Mauerung, in sich unvermörtelt, aufgesetzt. Die Steine sind rot oder blau, an der Wetterseite werden beide Farben zu hellbraun. Mit einem eigenartigen geweihten Schauer geht man durch die dunkeln Festungslaufgänge, alles Uralte ist noch so nah und lebendig, als ob soeben erst der Schrei des Iphitos ertönt und sein Körper vor der Fensteröffnung vorbeigestürzt wäre, da der arme wahnsinnige Herakles seinen Freund von der Zinne hinabwarf. Und sofort erheitert sich wieder die düstere Erinnerung, wenn man vor dem alten Kruge im Männersaale an das Geschirr denken muß, in das hier der König Eurysteus aus Schrecken vor Herakles kroch, der mit dem Felle des nemeischen Löwens heimkehrte. Eine große Malve mit violetten Blüten steht auf der Stelle des Herdes im Männersaale. Eine Weile dünkt man sich als Schutzflehender gekommen zu sein und am heiligen Herde sich niedergelassen zu haben. Dann steht man aber als homerischer Herr und König auf und sucht sich im aufgegrabenen Grundrisse den Weg zu den nur vom Männerhause zugänglichen Gemächern der Frauen. Die Asfodelosstauden sind verdorrt, sie brechen wie Holz, auch die hohen violetten Disteln sind zur Hälfte sommergelb geworden.

Eine Ackerlandschaft breitet sich um den Felshügel aus. Weißgelb sind die Stoppeln der Getreideflächen, Tabakfelder, die unscheinbaren grünen noch kleinen Pflanzen nach der Schnur gesetzt, ziehen

Bild 65 sich vor einem Zypressenhaine hin, in dem beide Formen des edlen Baumes, die sogenannte pyramidale und die wagerechte oder wilde Zypresse, sich mischen. Diese fehlt in Italien und jene ist dort verhältnismäßig schmächtig; ihre natürliche stattliche Schönheit und die Doppelform hier erinnern uns, daß wir ihrem Heimatgebiete nahe sind, das von Persien bis Kreta reicht. In dieser Natur wirkt also die Zypresse sozusagen natürlicher und fast freudiger als etwa in Italien, wohin die Römer den adligen Baum einführten. In Toskana und vor den göttlichen Tafeln der Maler dieser Landschaft empfindet man den zarten Baum geradezu als fremdländisch. Gleichmäßig knarrt es von Schöpfbrunnen herauf, auf denen Pferde mit verbundenen Augen im Kreise gehen. Pferde wiehern. Pferde weiden rundum und mir fällt natürlich das „rossenährende Argos" Homers ein. Auf einer Steintenne wird durch zehn im Kreise umgetriebene, mit einer Leine an einen Pfahl inmitten gebundene Pferde braune Bohnenernte gedroschen. Aus einem nahen Gehöfte klingt Wiehern von Füllen, und in einer Dreschpause antworten die Pferde auf der Tenne, die also die Mutterstuten sind. Man zeigt uns nachher im Gehöfte einen edlen arabischen Zuchthengst und einen noch schöneren ungarischen Apfelschimmel, auch einen herrlichen schwarzen Zuchtesel. Kühe brüllen. Und von den Heimatlauten gelockt finden wir eine Rinderherde unter rauschenden Pappeln, in denen ein Fink schmettert.

Die Kühe und Pferde weiden in dem Streifen Sumpf, der dunkelgrün durch hohe Riedgräser den hellsandigen Buchtsaum begleitet. Wir wandern durch den Sumpf entlang dem Meere auf der Ruine einer alten Straße. Brackiges Wasser steht im Graben, über dem die Brücke eingestürzt ist. Braune Falken jagen im Abendgrau pfeifend durch die Luft. Zikaden zirpen metallisch scharf. Auf dem Sande und Thone des Ufers liegen blauweiße Flecken und Streifen, Salz, von verdunstetem Meerwasser übriggeblieben, das bei Sturm auf das Land getrieben wurde. Eine große weiße Möwe entläuft vor uns mit ihren roten Ständern ins Meer hinein und nur allmählich werden diese kürzer, so flach streicht das Land in die See ab.

Man vergleicht gewöhnlich das Kartenbild des Peloponneses mit einer Hand, Arkadien ist die Handfläche, die argolische Halbinsel der Daumen, die drei südlichen Halbinseln sind die Finger. Der alte Strabon verglich das Bild des Landes mit einem Platanenblatte. Das nächstkommende scheint mir der Vergleich mit dem Fuße eines Schwimmvogels zu sein. Wie er drei große Zehen, hat das Land drei große Halbinseln, die Anschwemmungsebenen des messenischen und lakonischen Hofes spannen sich mit ihrer zarten Übergangslinie zwischen dem Knochenbaue des Landes wie Schwimmhäute aus. Freilich bereitet mir das Bild wieder den Ärger, daß zwischen der vierten hochsitzenden verkümmerten Zehe, die der argolischen Halbinsel entsprechen würde, und dem Fuße sich keine Haut spannt, die argolische Ebene also ohne

Gleichnis bleibt. Aber gehört das nicht zu einem echten Bilde? Denn das vollkommene Bild einer Sache ist die Sache selbst. —

Wir binden das hellblaue Segelboot mit dem zitronenfarbigen Rande vom Marmorpflocke der Uferstraße los. Grünes gestaltloses Moos, an der Mauer festgewachsen, bewegt sich mit der Hafenwelle, zwei schwarze Seeigel sitzen unbeweglich daneben. Wir segeln zum Hafen hinaus. Das Wasser ist grün und undurchsichtig, vor dem Buge und dem Kopfe des grünbemoosten Kieles, wo stets eine Höhle im Wasser bleibt, ist die See glasig hell. Wir gleiten an der Inselfestung Vurzi vorüber. Die Italiener nennen Nauplia Napoli di Romania, Neapel Bild 66
des Ostens. Wenn das einen Vergleich enthält, trifft er. Hier wie dort eine schöne Meerbucht, alte Festungswerke auf steilen Felsen über der bunten Stadt, ein graues Burggemäuer auf einer Insel vor dem Hafen.

Verschlossen und abenteuerlich ist Vurzi, das Kastell. Der Scharfrichter Griechenlands, selbst ein Sträfling, wohnt da, und einmal im Jahre wird er hinaufgeführt nach Palamidi, wo an einem Tage die in Griechenland nötigen Hinrichtungen stattfinden. Der von soviel Blut der Freiheitskriege und der Rechtspflege rauchende Berg und das unheimliche Inselkastell tragen in die heitere gütige Landschaft einen düsteren, traurig machenden Zug.

Wir fahren nach Westen, der Wind ist Süd. Große Wellenzüge zahllose Köpfe enthaltend rollen wie ein Heer in Reihe und Glied nach Norden unter uns durch, die Vorderwelle vertraut uns mit einem Schwunge der Hinterwelle. Aufs Land scheint die ganze Wassermasse zu ziehen. Dort am feinen Küstensaume stand im Altertume ein Tempel des „überschwemmenden Poseidon". Doch darf man auch bei dem auf das Positive gerichteten Sinne der Griechen im Poseidon Prosklystios einen Anschwemmer sehen und Poseidon würde dann an Stelle der landbildenden Flüsse den Dank des Volkes entgegennehmen. Rötlich sind die Felsenarme der Bucht. Ich habe das Gefühl, als ob die Bucht uns von ihrem linken Arme auf den rechten nähme. Wir landen vor dem lernäischen Sumpfe.

Ein wohl sechs Meter breiter tiefer starker Fluß sehr reinen Wassers ergießt sich hier ins Meer; ihm nachgehend findet man, daß er nur zweihundert Meter lang ist. Hinter der kleinen Düne erzeugt er einen Bild 67
Sumpf hoher und dichter Gewächse. Pappeln und Eukalyptusbäume sind da. Wir hören neben uns Ziegen meckern, ohne sie zu sehen. In diesem lernäischen Sumpfe, erzählten die Alten, hauste die furchtbare vielköpfige Schlange, der nur Herakles Meister wurde. Mit Schmerz sieht man das breite Naß, das kostbare Wasser, ungenutzt ins Meer gleiten. Aber wir sind in dieser Gegend an Wasservergeudung der Stiefmutter Erde mehr gewöhnt. Die Karstquelle entspringt am Fuße eines völlig kahlen Kalkkegels unter wagerechten Lagen von Gemengfels. Das Dörfchen Myli steht auf der Gemengfelsstufe, unten neben dem

kühlen Wasser hält der Lehrer Schule. Die Tafel hängt in einem Feigenbaume, Knaben und Mädchen sitzen im Grase, das Odysseusgedicht für Kinder umgearbeitet in einer Prosaausgabe lesend. Auf einer Wiese nebenan unter den riesigen Pappeln grunzen Schweine, im hohen Schilfe schnattern die Gänse, Enten liegen sich putzend im Grase und ein breiter schutenartiger Kahn ertrinkt im Sumpfweiher. Wäre da nicht ein blühender Granatbaum, ich glaubte in Pommern zu sein. — Der Sumpf und seine Fiebergefahren, die vielen die Quelle zusammensetzenden Wassermünde, die sich überall und immer wieder öffnen oder verlegen, wenn man sie verstopft — das ist der Stoff für die Bildung der lernäischen Schlange, und Herakles mag auch hier wieder der erste Kulturheld gewesen sein, der die Wasserverhältnisse ordnete.

Eine Stunde nördlich wiederholt sich die Erscheinung ewig fließenden Wassers, doch ist hier der aus einer anderen Kefalari kommende Fluß, der Erasinos der Alten, fünf Kilometer lang. Er entspringt im Giebelpunkte eines in die Berge eingeschobenen Landdreieckes, das er durch viele Kanäle angezapft bewässert. Da liegen Wein- und Maisfelder, gelbe Getreidestoppeln und blaue Zwiebelpflanzungen. Durch die Agaven am Wege schlingt sich verwilderte Rebe und wilde Quittenbäume reifen ihre Früchte im Graben. Die Felder sind die der bewässerten Landschaften, in Kammern geteilt, durch Rinnsale verknüpft. Ein Fuhrmann, nach Argos unterwegs, setzt uns auf seinen mit duftenden, aber sehr holzigen Myrten beladenen Wagen. Die Myrte kommt aus der Makia der Berge und wandert in den Bäckerofen. Aber auch von dem hohen Sitze aus können wir oft nicht über das Rohr wegsehen, das die Straße umsäumt.

Auf kurzer Südnordlinie also vom Sprudel im Meere über die Lernaquelle am Meere zum Erasinosflusse bessern sich die Wasserverhältnisse. Erasinos bedeutet denn auch „der Liebliche“.

Argos ist ein gelbes stilles Landstädtchen, an Nißi in Messenien erinnernd. Östlich dieser Dorfstädtchen liegen dort und hier die Hafenstädte, wirkliche Städte, dort Kalamä hier Nauplia. Jetzt da wir aus dem wasserreichen Argos ins dürstende kommen, finden wir mitten im gewalzten Boden der Landstraße eine junge herausbrechende Quelle. Die Wasserfülle dieser Gegend erklärt sich nur dadurch, daß links von hier im Gebirge oben die Katavotren der binnenarkadischen Flüsse liegen; die Alten verehrten hier sehnsuchtsvoll
Bild 68 unterirdisch fließende Bäche. Im Tiefenblicke der Landstraße steht genau das Ziel, der rote Burgberg Larisa. Auch die Holländer wollen im Wettbewerbe der das Altertum ausgrabenden Völker nicht fehlen, rechts im Felde wölkt der Staub auf und erklingen die eintönigen Lieder der Knaben, die Körbe mit Erde aufschütten. Die Säulen des alten Marktes von Argos erstehen aus der Tiefe. Die Sonne sinkt, die Stoppeln sind rot, in den Pfefferbäumen an der Straße glüht ein Feuer, die Häuser scheinen leuchtend zurück, und in einem Rot,

das von einer Götterdämmerung herrühren könnte, ziehen wir in Argos ein.

Wir verlassen das gelbe Argos in der Helle eines gelben Morgens im Wagen ostwärts fahrend und sind in der dürstenden Ebene. Durch die kaum in den Boden eingeschnittenen weißen Kiesbetten des Xerias und des Inachos geht es auf knirschenden Furten. Die Flüsse sind pulvertrocken. Heute ist Sommers Anfang. Wie großartig ist die dichterische Umdeutung des landschaftlichen Erlebnisses, wenn die Alten das Versiegen der Flüsse erklärten: die Eumeniden, die Rachegeister, baden, worauf der Fluß entsetzt verschwindet! Die Getreidefelder sind leer, gelbbraun ist die Erde, rotgrau das Gebirge gegen Arkadien. Besonders schön bietet das Artemisiongebirge von hier sich dar, rein und edel ist die lange, wagerecht verlaufende Höhenlinie mit dem feinen dreieckigen Köpfchen inmitten. Das argolische Grenzgebirge, von dessen Bau wir uns in Binnenarkadien besondere schönheitliche Wirkungen auf die Landschaft von Argos versprachen, läßt uns aber im Stiche. Ich erwarte ein bedeutendes Gebirgsbild ähnlich dem des Taygetus über Sparta, aber die Vorhöhen sind hier zu lang gezogen und das Gebirge ist zu fern. So ist auch das Abendbild dieses Landes hell und die Tageslandschaft hat etwas Freies und Klares. Ein eigentümlicher Sommerglanz überzieht alle Dinge und die Luft ist ein Goldmeer des Sonnenlichtes. Das bald müde Auge erfrischt sich hin und wieder an dem Grün eines Tabakfeldes; die Staude mit langen groben Blättern steht schon hoch, da und dort denken Blüten aufzubrechen. Die Dörfer sind ganz aus braunen luftgetrockneten Lehmziegeln erbaut. Hoch lagern auf den Feldtennen die goldenen Geschenke der Ernte. Die Dorfgassen sind jetzt gegen Mittag ausgestorben. Eine trächtige Eselin drückt sich im Schatten einer Dachtraufe an die Lehmwand. Feiner goldbrauner Staub umwölkt uns auf den kunstlosen Wegen, die den Rinnen der Winterwasser folgen. Ein Fuhrmann hat ausgespannt, sein Pferd frißt von der Ladung Getreide, er liegt schlafend zwischen den Rädern im Schatten des Wagenbodens.

Wir steigen zufuß einen Trockenbach hinan. Nur violette Büschel Bild 69
von Lavendel stehen im braunen glühenden Blachfelde. Die Asfodelosstauden sind nur noch elende Häufchen raschelnder Blätter. Eine verlassene Ameisenstraße kreuzt unseren Pfad. Zogen sich selbst die Ameisen zum Mittagschlafe zurück?

Auf der Bergstufe des Heraion, des alten Sammelheiligtums der Landschaft, angekommen suchen wir statt des Tempels der hohen Göttin zuallererst den Schatten einer Mauer. Doch will es kaum gelingen, sitzend auch die Knie der Sonne zu entziehen. Fast versitzen wir so unsere ganze Zeit, stumm und etwas stumpf, und kehren um, kaum den aufgegrabenen heiligen Platz gesehen habend.

Hera war die Landesgöttin der Argolis, wie Athena die der athenischen Landschaft. Beide Landschaften sind junge Auffüllungen ein-

gebrochener, nach Strabons Ausdruck „hohler" Gebirgshöfe, Landbildungen in Meerbuchten, daher sind in beiden Sagen heimisch, die vom Streite der Landschaftsgöttin mit Poseidon erzählen. Pausanias berichtet, daß der Fluß Inachos Schiedsrichter im göttlichen Wettbewerbe um die argolische Landschaft gewesen sei und daß Poseidon ihm das Wasser entzogen habe, als Inachos zugunsten Heras entschied. Wasser! Wasser! war der Traum des dürstenden Argos und in den Landessagen von Danaos und den Danaiden rauscht Wasser — wenn nicht wie in den Atridischen Blut fließt.

Als wir vor zwei Monaten zum erstenmal durch die Landschaft reisten, war diese goldene Blache feucht und grün. Welchen Wechsel der Landschaftsbilder kann der Ablauf der Jahreszeiten erzeugen! Jetzt da ich auch nur an das tiefgrüne wolkenbedeckte Landschaftsbild denke, ist es mir, als wären die müden leiblichen Augen ein wenig erfrischt.

Wir sehen kein lebendes Wesen im glutenden Lande. Selbst die Pferde, welche ein knarrendes Schöpfrad über einem Brunnen drehten, mit dessen Wasser die Tabakfelder getränkt wurden, sind ausgespannt und weggeführt. Ich sah niemals soviel Gold im Lichte. Nicht das Licht scheint über der Landschaft, sondern diese unter dem Lichte zu schwimmen. Alle Gegenstände zittern. Hartl, der um 1890 hier eine Landesvermessung vornahm, erzählt, daß man im Sommer nur am frühen Morgen habe arbeiten können, weil zu den anderen Tageszeiten alle als Einstellpunkte benutzten fernen Gegenstände vor den Maßwerkzeugen geschwankt hätten. Das Licht hat etwas Quälendes. Unter dem griechischen Himmel setzte ich immer schon morgens um acht Uhr eine Brille mit geschwärzten Gläsern auf, die ich am sonnigen deutschen Sommertage nicht brauche. Zu Weihnachten an einem Sonnentage um Mittag in der römischen Landschaft konnte ich noch ohne schwarze Brille wandern. Das dürfte an meinen Augen gemessen das Verhältnis des Lichtes im Norden und Süden sein. Nun bedenke man noch, daß diese grichische argolische Landschaft noch mehr denn vier Breitengrade südlicher liegt als die römische. Das Licht peitscht die Nerven auf, man glaubt es fast wie Schläge auf seinem Körper zu fühlen. Das Licht hat etwas Fabelhaftes, Unwahrscheinliches. Es ist, als ob es alles lebendig machte, was vor Urzeiten hier lebte, ich sehe Herakles mit dem Felle des nemeischen Löwen von Norden, mit einem Kopfe der lernäischen Schlange drunten aus dem Sumpfe, mit dem Höllenhunde aus Tänaron in Lakonien heraufkommen. Ich höre auf eine eigene Weise das unirdische Gebrüll des Unterweltshundes durch die Landschaft hallen und höre auch den letzten Angst- und Wutschrei Agamemnons vom mykenischen Hügel gellen, da er wie ein Stier an der Krippe mit dem Beile erschlagen wird. Alle Sinne sind unnatürlich erregt und ich weiß nicht, ob ich beschreibend nicht ein volleres Wort brauche als in eben dem Falle wahr ist. Ich darf sagen, daß ich

bisheran statt hübsch nicht herrlich oder entzückend, statt Berg nicht Gebirge gesagt und nicht von Hunderten von Menschen gesprochen habe, wenn es zwanzig waren; ich habe auch nicht mehr abgerundet als überhaupt die menschliche Rede tun muß, wenn sie die Fülle der Welt mit dem dünnen Netze ihrer Rede fischen will. Ich darf bekennen, daß ich mein in der Landschaft oft von Leidenschaft und Lust hingerissenes Herz gezügelt und aus Scham vor dem Leser von Gefühl weniger enthüllt habe als mich bewegte — aber in dieser argolischen Sommersonnengoldlandschaft kann ich für das Maß meiner Worte nicht einstehen. Ist es wahr, was ich sehe, und schließlich wahr, was ich sage? Die Grenze von Wachsein und Schlaf verwischt sich und ich glaube, ich schlafe auf Augenblicke wirklich mit offenen Augen. Da — am Ende der Reihe herrlicher geliebter Fabelwesen, die in traumhafter Wirklichkeit mir vorüberschweben, Herakles, Agamemnon, Klytemnästra, Orestes, Iphigenie — erscheint der gute liebenswürdige Schwindler Tartarin von Tarascon. Und gleich fallen mir die oft gelesenen Worte ein, mit denen Vater Daudet seines Geistes Kind entschuldigt: „Wer mich nicht ganz versteht, der gehe einmal nach dem Süden. Er wird sein Wunder erleben. Er wird den Dämon dieser Länder kennen lernen, in dem die Sonne alle Gegenstände so eigentümlich beleuchtet, daß sie in ganz anderen Maßen erscheinen als sie haben. Die kleinen Hügel der Provence, die nicht höher sind als der Montmartre, werden ihm als riesig hohe Bergzüge vorkommen. Die maison carrée in Nîmes, die auf dem Kleinkramtische Platz haben könnte, erscheint ihm groß wie Notre Dame in Paris. Der Beschauer wird auch entdecken, daß der einzige südländische Lügner, wenn überhaupt von einem die Rede sein kann, die — Sonne ist. Was war Sparta? Was war Athen? — Die Sonne hat's gemacht!"

Laßt mich noch ein wenig bei Tartarin verweilen. Eine heitere frische Kühle strömt von seinem Bilde auf mich ein und die Worte des Dichters klingen mir wie mildes väterliches Warnen. Als Tartarin in den Eisnöten des Montblanc schließlich gesteht, nie einen Löwen getötet zu haben, sagt der „Chimborazzoersteiger" Bompard: „Das erstaunt mich nicht. Aber warum sich für eine Kleinigkeit grämen? Unsere Sonne will das, man wird mit der Lüge geboren. Ah bah! Habe ich einmal die Wahrheit gesagt, seitdem ich auf der Welt bin? Sobald ich den Mund öffne, steigt mir mein Süden zu Kopfe, die Leute, von denen ich spreche, kenne ich nicht, in den Ländern bin ich niemals gewesen und all das spinnt mich in ein solches Gewebe von Erfindungen ein, daß ich mich selbst nicht mehr herausfinden kann."

Die drei Bücher vom Tartarin sind Landschaftsromane der Provence, sie sind Volksromane Frankreichs nach der Versicherung Daudets, daß „in Frankreich jedermann ein wenig von Tarascon ist", sie sind Menschheitsromane, denn jeder Mensch, wenn er ganz ehrlich ist, muß bekennen, schon einmal eines kleinen Ruhmesglanzes wegen gelogen zu

haben. Wir sind nun noch um sieben Breitengrade südlicher als die Provence und auf der Höhe der Küste Nordafrikas, der Glast des Sonnenlichtes und die Zahl der Sonnenstunden sind in Griechenland stärker und größer — wenn nicht alle Zeichen trügen und wir wirklich am Vorabende großer politischer Ereignisse sind und wenn in Wahrheit das griechische Volk, wie es uns scheint, dem französischen wesensverwandt ist, so vergesse man um es zu verstehen nicht, daß auch in Griechenland jedermann „ein wenig von Tarascon" ist.

Ich weiß nicht mehr, ob wir wachend oder schlafend nach Mykene kamen. Wir fanden uns schließlich um zwei Uhr Nachmittags, nachdem mit den nach Mitternacht nötigen Umständen Leute eines Hauses geweckt worden waren, in einer fließbelegten, mit Fleiß verschlossen gehaltenen Haushalle und gaben uns dem nun vergönnten Schlafe hin.

Bild 68 Von Mykene aus kann man am besten die argolische Hoflandschaft übersehen. Das Hauptstück in ihr ist das Bild von Argos. Die Stadt selbst verschwindet hinter einem flach gewölbten Kalkhügel, der schon im Altertume den sinnfälligen Namen Aspis „Schild" trug. Darüber steigt einige hundert Meter hoch Berg und Burg Larisa auf, der Berg rot, die Burg gelb, ein weißes Kirchlein leuchtet auf halber Höhe. Getrennt, und dadurch jeder für sich schön ausgebildet, sind die kalkenen Aspis und Larisa durch ein Fetzchen zwischenliegenden auswitternden Flyschschiefers. Eindrucksvoll gestaltet, in den Hof vorspringend und ihn für das Gefühl in zwei Teile zerlegend erinnert die argolische Akropolis an die messenische, an Ithome. Der trennende Riegel freilich fehlt im argolischen Hofe. Es ist gut, denn für zwei selbständige Teillandschaften wäre der Hof zu klein. Gegen das Meer hin übersehen erinnert die Landschaft etwas an Messenien, gegen die Berge hin an Binnenarkadien.

Bild 70 Nun wenden wir uns um und nach Mykene selbst, das nach Homer im Winkel von Argos liegt. Die Landschaft um es ist überraschend gebaut. Der Burghügel liegt zwischen zwei sehr ähnlich geformten mächtigen Bergen. Man hat den Eindruck, als sei nicht Mykene zwischen die Berge, sondern die Berge um Mykene gesetzt worden.

Die Berge sind dunkler Kalk, die Hügel und Stufen, die sich unter der Burg herziehen, sind jungterziäre Nagelfluh, Gemengfels, wie man ihn bei München im Isartale sieht. Der Burghügel selbst ist als echte Akropolis Kalk. Gegen die Zugangseite ist die Burg durch gewaltige Mauern und das berühmte Löwentor geschützt, gegen die Berge durch einen tiefen natürlichen Halsgraben; in dem die Kerbe bildenden Tälchen liegt ein Streifchen Schiefer längs gerichtet. Wasser kommt von da oben eilig herunter und mag seit dem grauen Altertume so laufen. Perseus hat Mykene gegründet, weil er dürstend hier einst einen wassergetränkten Schwamm (Mykes) fand. Ich habe früher schon den wasserschluckenden griechischen Kalkberg mit einem Schwamme verglichen. Das Landschaftsgleichnis mag denselben Sinn haben und das dünne eifrige Wässerchen der Ursprung Mykenes sein.

Wir nähern uns den in die Nagelfluhhügel eingesenkten Kuppelgräbern. Über dem ersten und größten, dem sogenannten Schatzhause des Atreus, weidet ein Mädchen eine Herde Truthühner. Die Herde steht zwischen mir und der Abendsonne und der rote Halslappen der Vögel ist durchleuchtet. Wie sonderbar wirkt das vor kurzem aus Amerika eingeführte Truthuhn über dem ehrwürdigen Gewölbebaue, der ein Zeichen der ersten Morgendämmerung unserer Weltkultur ist. Als ich die kleine Hirtin nach ihrem Namen frage, heißt sie Klytemnästra.

Die ganz unterirdischen Grabbauten wirken nicht in der Landschaft. Aber ausgeschieden von der übrigen Landschaftswelt gestatten diese klaren leichtbegreifbaren Kunstformen, auszuruhen vom Aufnehmen der schwerer erfaßbaren Naturformen. In der Naturwelt muß der Geist sich erst selbst Ordnung schaffen, in der Kunstwelt hat der Künstler die Arbeit geleistet. Darum ist der Naturgenuß eine Arbeit, der Kunstgenuß ein Ausruhen. Darum muß der Natur Genießende ein Stück Künstler sein, darum braucht der Kunst Genießende es nicht zu sein. Darum ist der Naturgenuß schwerer als der Kunstgenuß, darum versuchen die meisten mit Hilfe der Kunst der Natur zu nahen, der Landschaftsnatur durch die Schilderungen der Maler und Dichter. — Durch einen fünfunddreißig Meter langen offenen Gang, dessen Wände mit der Schräge des Hügels ansteigen, schreiten wir auf das über fünf Meter hohe Tor mit dem schrägen Gewände und dem gewaltigen Steinsturze zu. Wie wohl tun die schönen Fugen zur Rechten und Linken! Nun bin ich im Halbdunkel des gewaltigen steinernen Bienenkorbes. Fünfzehn Meter ist er hoch, fünfzehn Meter beträgt sein unterer Durchmesser, der Rundbau besteht aus zahlreichen nach oben allmählich sich verengenden Steinringen, die wagerecht liegen. Die Aufsichtsflächen dieser liegenden Bogensteine springen nach oben hin etwas vor, der obere Steinring benutzt den Vorsprung des unteren, sich an die Kante vorschiebend und sein eigenes Ausladen dem nächstoberen darbietend, und so in einfacher Weise fort schließt sich das Gewölbe. Wie angenehm, wie sicher ruht das Gefühl in dem schönen klaren Netzwerke der Fugen! Wie müde war es, in der freien Natur die großen Linien aufzusuchen, in deren Gefüge es hängen könnte! Wie köstlich ist das rötliche Dunkel nach all dem Glast und Blust des furchtbaren Sonnenlichtes! Das Licht der Fackel, die der Führer Agamemnon anzündet, will mir aber nicht gefallen.

Wir gehen unter den mächtigen vieleckigen Blöcken der Burgmauer her. Eine Spinne groß wie ein Daumennagel mit schönem weißem Kreuze auf dem Rücken hat durch ihr Netz das Löwentor gesperrt, durch das einst die homerischen Helden waffenklirrend und prahlend eingezogen sind, und wie heimliche Angreifer erschleichen wir uns kriechend den Eintritt, denn wir wollen das Wundergespinst nicht zerstören. Man kommt zunächst auf die Stufe, wo die berühmten Ring- und Schachtgräber geöffnet daliegen. Hier wirkt das Ganze

Bild 71 u. 115

nicht eben schön, man wird sich lieber mit den goldenen Herrlichkeiten dieser Gräber im mykenischen Saale des athenischen Museums beschäftigen. Der Grabhof liegt noch auf der Nagelfluhstufe, die Grenze zwischen ihr und dem Kalke läuft die Burgmauer entlang durch das Löwentor her, und wir steigen nun auf die eigentliche Burg, auf den Kalkfelsen. Hier wäre wieder die gewöhnliche Akropolenlandschaft, wenn nicht alles, Asfodelos, Asfaka, das Gras, verdorrt und verbrannt wäre. Hier oben ist's unübersichtlich und wüst — wieviel schöner ist die kleinere Platte von Tiryns! — Mißmut kommt über mich und ich strebe eilig wieder hinab zum Löwentore, unter seinen schönen und großen Linien und Massen im Abendlichte den ganzen Zauber der „goldreichen Mykene" mich überströmen zu lassen.

Ein Kauz schreit auf einem Blocke sitzend. Ein Hirt, der mit einer schwarzen Schweineherde vorüberzog, setzt die vergebliche Bitte um ein Geldgeschenk fröhlichen Mutes in laute Musik um, daß es in den Bergen hallt. In der offenen rohen Wasserleitung von der Quelle im Bergsattel herkommend rauscht das Wasser laut plaudernd zutale. Die argolische Durststeppe liegt unten in rosenrotem Lichte. Wie schön ist die Landschaft und aus wie seligen Augen schaue ich sie an, besonders da ich den dritten Teil des Tages verschlafen habe. Meinen Schlaf empfinde ich in ihr wie den erfrischenden Regen, nach dem sie vergeblich dürstet. —

Schuttkegel steigen am Rande des argolischen Hofes gegen die Berge an. Breite, jetzt trockene Flußbetten sind in sie eingerissen. War die Erde im Innern der Landschaft durch Umwandlung braun und gelb, so ist sie hier nahe ihrer Ursprungsstelle in den Kalkgebirgen noch rot. Herrliche glutrote Oleanderbüsche ziehen sich die kiesigen Flußbetten hinauf, besonders jenes, das gegen den korinthischen Paß ansteigt. Das Tal wird bald enge, die Kalkberge mit fußhoher Fryganasteppe bedeckt treten nahe heran, aber der prachtvolle üppige Streifen jener Sommerpflanzen sättigt das Auge und läßt das Gefühl der Öde nicht aufkommen. Auch in die großen Täler der Nebenflüsse verzweigen sich die roten Linien hinein und hinauf. Im griechischen Befreiungskriege sind gerade auf diesem Passe Ströme von Blut geflossen. Auf einmal ist es mir, als sehe ich in den Streifen roten Oleanders der Bachbetten die Blutströme wirklich zutale fließen.

Was wäre die arme griechische Sommerlandschaft ohne den roten Oleander! Die Alten aber, deren Landschaften überhaupt viel ärmer an schönen und bezeichnenden Pflanzen zu denken sind, haben den Oleander wahrscheinlich nicht gekannt. Der Oleander wird wenigstens vor den römischen Kaisern nicht erwähnt und ist wahrscheinlich erst um ihre Zeit aus Südspanien zugeführt worden.

Ich sehe im Vormittagslichte Ziegen mit seidenglänzenden Haaren. Den Abfall eines Felsens ist eine Herde hinangeklettert und die Tiere stehen unbequem und angestrengt, nur um eine Handbreit Schatten

zu finden. Besonders sind sie um den Kopf besorgt und glücklich die Ziege, welche ein faustgroßes Loch im Felsgewände findet, ihn hineinzubergen. Tiefgrüner Lorbeer gesellt sich zum Oleander im Tale.

Jetzt ist etwas Wasser im Paßbache, der in einer schmalen Schiefermulde ausgebildet ist. Sofort stellen Platanen sich ein. Östlich erheben sich steile Kalkberge, westlich dehnen sich weich und, wo durch Wasserrisse angeschnitten, weiß die Terziärhöhen der korinthischen Mergellandschaft hin. Sie sind der Abtragung schutzlos ausgesetzt, seitdem die Decke fester Gemengsteine, die über ihnen lag, zerbrochen und in Brocken und Kieseln fortgeschafft wurde. Ein Stück dieser Decke liegt Bild
noch erhalten da, den platten Kopf des Phokasberges bildend, des schönsten 55
Berges dieser Landschaft und eines der schönsten griechischen Berge überhaupt. Dieser reine Tafelberg steht über dem weiten Tale von Nemea als der natürliche Richtpunkt aller Bilder der umliegenden Landschaften. Auf ihn wird der wandernde Blick immer wieder zurückkehren, auf ihm ruhen und beharren. Etwas von reinem Glücke strömt von diesem schönen Berge auf mich ein, wie von einem schönen Gemälde, wie von einer schönen Frau.

Die Landschaft von Nemea, wohin wir über einen kleinen Paß vom Hauptpasse weg gelangen, ist weich, reich und grün. Die Höhen sind rund und breit, in der weiten Talebene dehnt sich ein einziges grünes Rebenfeld aus, überragt von drei blauen Säulen des alten Zeustempels, der diese Stätte der argivischen Spiele weihte. Das Rückgrat eines Pferdes bleicht neben einer umgekehrten Säulentrommel. Ein Dörfchen liegt heute in der Landschaft, die im Altertume einsam und heilig war.

Zum Hauptpasse zurückkehrend übersteigen wir die Höhen, deren Fryganasteppe unter der Mittagssonne süß und einschläfernd duftet. Haide und Wüste auf dem besten Boden. Kein Baum ist zu sehen und um einen Augenblick Schatten zu finden, kriechen wir in eine mehre Meter tiefe Wassergrube. Ein dünnes Quellwässerchen fließt und bereitet ein tief verschwiegenes Bad. Schlangen rascheln im dürren Haidekraute umher.

Die Mergel sind weiß, grün und gelb, der Himmel ist vor Licht grau. Einzelne seltsam geformte Feder- und Schäfchenwölkchen stehen unter der ehern strahlenden Kuppel. Ach zu denken, daß es Eisnadeln sind, die zehntausend Meter hoch in polkalter Luft schweben! Plumpe weiße Haufenwolken kleben niedrig an den Bergen dort, wo die Luftströme aufsteigen. Tiefer Staub liegt auf der Straße, er ist so fein, daß ein sie querender daumengroßer Käfer ein Wölkchen um sich erregt. Eine Wolke wie Athenas Nebel umhüllt uns, da wir schweigend fürbaß schreiten. Man versucht mit geschlossenen Augen wie ein Blinder zu gehen. Schließlich, an einer Mauer auf dem Passe sinken wir halbentseelt hin. Als ich die Knöpfe meiner Joppe öffnen will, zucken mir die Finger gebrannt zurück, ich muß die Knöpfe ein wenig sich verkühlen lassen. Es ist mittags drei Uhr.

Wir rollen vom Passe hinab nach Korinth. Weiße Mergellandschaft, Steppe und Wüste unvermittelt neben Rebenfeldern auf paradiesischem Boden. Ernst und gewaltig erhebt sich Akrokorinth, von Süden so schön wie von Norden zu sehen. Der Phokasberg aber hat seine Schöne verloren. Bald blenden uns die hellen Abstürze der Isthmusschichten und die weiten gleißenden Straßen des weißen Korinth.

Die Küsten der Pelopshalbinsel werden wir noch kennen lernen, das Innere aber verlassen wir nun. Ich denke, wir haben ein ziemlich vollständiges Bild vom Lande, das der Einzelheiten nicht zuviel und Bedeutsamkeiten nicht zuwenig enthält. In der südlichen Hälfte ist das Netz unserer Wege dicht genug, um sagen zu können, daß wir über das ganze Land wenigstens geschaut, wenn auch nicht in alle Winkel geblickt haben. Im nördlichen Teile aber müßten wir zu unserem nordsüdlichen Querschnitte noch einen westöstlichen bereist haben, etwa von Olympia nach Nemea. Aber in einem Hause hält man sich mehr in Kammern und Sälen als auf Treppen und Gängen auf, so bevorzugten wir die Ebene vor den Gebirgen. Überfliegen wir aber mit einem Adler schnell das Land in der Quere, so sind wir bald, nachdem wir Olympia verlassen, über kahlen Berglandschaften des hellen Kalkes. Nadelbewaldete Gelände des Blockkalkes sehen wir unter uns nur selten, die bepflanzten und bewohnten Tallandschaften des Flysches noch seltener. Ich denke, die aufmerksamen Leser sind nun schon so weit geübt, aus der Karte selbst in großen Zügen richtige Landschaftsbilder zu erlesen und zu erfühlen. Bemerkt sei nur, daß die Besiedlung ungewöhnlich dicht ist und man die menschliche Wohnung und ihre Wirkung im Landschaftsbilde nicht vergessen soll. Die Fremdherrschaft der Türken hat viele Griechen in die unwegsamen Gebirge sich zurückziehen machen, die Stadt Dimitsana rühmt sich, nie von einem Türken betreten zu sein. Wie dichtete Goethe in „Aus fremden Sprachen" das neugriechische Heldenlied um:

Setzet eure Vorhut dahin, wo die Wölfe nistend hecken!
Sei der Sklave Stadtbewohner; Stadtbezirk ist unsern Braven
wüster Felsen Klippenspalte. Eh' als mit den Türken leben,
lieber mit den wilden Tieren!

Wir sehen auch verlassene Häuser, da die Gebirge sich nach den Ebenen, den Städten, dem Meere, dem Morgenlande und Amerika entleeren, nachdem der türkische Druck und Stau gefallen ist. Über dem Pheneossee kreuzen wir bekannte Landschaften, wir fliegen über den Glimmerschieferpaß in die ebenfalls nur unterirdisch sich entleerende Beckenlandschaft von Stymphalos, wo Herakles die furchtbaren metallenen Vögel erlegte. Ich sah ein Bild des Stymphalischen Sees; es zeigte die Pflanzenpolster auf der Wasserfläche, die wir auf dem Strandsee von Agulinitza beobachteten. Wir sind nun über der Stufen- und Schollenlandschaft des Korinthischen Busens und fallen mit unserem stolzen

Geleitvogel auf eine der drei Säulen des nemeischen Tempels zum Ruhen ein.

Ich habe den Bau des Peloponneses mit dem eines gewaltigen Palastes verglichen, indem ich nach einem Bilde für die innere Formenwelt suchte. Für das Äußere des Landes und seine örtliche und kulturelle Lage im Ganzen Griechenlands ist uns aus dem Altertume das Bild der Akropolis überliefert. Man nannte den Peloponnes die Akropolis Griechenlands, indem man fühlte, daß der Peloponnes das eigentliche Griechenland sei. Hier spielten die frühesten Sagen, hier lagen die heiligsten Stätten, hier saßen die ältesten und stolzesten Stämme. Hier war man am sichersten vor feindlichen Heeren und die Peloponnesier opferten ja immer schnell das übrige Griechenland ihrer Halbinsel. Auch nannte man den Peloponnes das innere, das übrige Griechenland das äußere. Aber auch heute noch unter gänzlich veränderten politischen Anschauungen gibt man im Gefühle den stolzen Peloponnesiern recht.

Wenn man in der Schollenlandschaft des Busens die Terziärhöhen um den Phokasberg mit diesem durch einen Blick verbindet, wird eine Ebene daraus, die der ehemaligen Gemengfelsplatte, deren Masse wir in Megaspiläon kennen lernten. Sie ist durch tiefe breite und reife Täler zu einer Stückebene zerschnitten. Sie wird einmal mit den Pfeilern, welche noch ihre Reste tragen, spurlos verschwinden, dann hat sich der Ring wechselnder Landschaftsbilder geschlossen, die aus ihr zu bilden möglich war. Ein neuer Kreis von Formen wird sich darauf eröffnen. In Griechenland, diesem jungen gefalteten zerbrochenen Gebirgslande, hat man wenig Gelegenheit, Landschaften aus den weitschauenden Gesichtspunkten dieser Formenablaufkreise zu sehen, die für das Verständnis und den Genuß mitteleuropäischer und deutscher Landschaften unerläßlich sind. Deutschland war schon zum großen Teile Land von greisenhaften Formen, als sich Griechenland aus dem Schoße des einst größeren Mittelmeeres, holdes aphrodisisches Land und Land der holden Aphrodite, erhob.

DIE DELPHISCHE LANDSCHAFT

Der blaue Korinthische Golf an der weißen isthmischen Küste ist durchsichtig wie Glas. Es ist Mittag, ich sehe die Fische steigen und sinken und Silberfischchen flitzen, ein Glied des kleinen Fingers lang. Am Meere ist die Zeit zu malen mittags, wenn das Wasser von der hochstehenden Sonne tief durchleuchtet vollfarbiger erscheint als zu jeder anderen Tageszeit. Da drüben tauchen die spitzen Rückenflossen von Delfinen aus dem Wasser, und jetzt, zwischen zwei Wellen, aus der einen heraus in die andere hinein fliegt eine Herde von Silberfischen mehre Meter

weit, und hinter ihnen jagen die Delfine. Jetzt schießt auch ein Delfin über das Wellental hin — jetzt wieder einer — noch einer — jetzt taucht einer auf und taucht senkrecht hinab, so sachverständig sicher, so vornehm lässig, so wasserangepaßt in Körperform und -führung, so — schön, so über alle Möglichkeit des Beschreibens schön!

Vom Steuer aus sehe ich die Wasserstraße, die wir fuhren: es sind zwischen vier Schaumstreifen drei Bahnen, die mittlere ist die breitere. In ihr ist das Wasser von der Schraube zerwühlt und rauscht heftig in sich. Die beiden mittleren Schaumstreifen gehen unmittelbar von den Schiffswänden an ihren weitest ausladenden Punkten aus, die beiden äußeren entstehen durch das Überfallen der vom Buge ausstrahlenden Welle. Das Wasser ist jetzt zinngrau, der Himmel bedeckt sich, über Hocharkadien steht ein Gewitter.

Wir fahren etwa durch die Mitte des Golfes. Es ist mit dem Küstenfahren wie mit den großen Landschaftsaussichten: das Land ist eine tote körperliche Karte. Pflanze, Haus, Tier, jeder Anhalt für das Auge fehlt. Daher wird die Fahrt angenehmer, als wir uns der Nordküste nähern. Doch erscheinen auch jetzt keine Pflanzen, denn es sind keine da. Rot und blaugrau stürzen die Felsen ins Meer ab, ohne auch nur Raum für einen Fußpfad zu lassen. Das Bergland ist ganz einsam. Das Meer wird plötzlich eben wie ein Teich, aber gerade deshalb, obgleich die Sonne wieder scheint, nicht durchsichtig, weil es alles Licht zurückspiegelt. Es ist fast weiß.

Auf dem Schiffe wird ein Glückspiel mit Tauben abgehalten. Die Vögel an den Füßen zusammengebunden werden Kopf nach unten von dem schielenden und hinkenden Manne herumgetragen, ausgerufen und von jedermann befühlt. Ich freue mich, als er die Tiere einmal auf den Boden legt, wo die Tauben lebhaft atmend liegen und die dünnen Lider über die schönen roten Augen ziehen.

Wir landen in Itea, im äußersten Winkel der am tiefsten ins Mittelland eingreifenden Bucht, verlassen gerne den wüsten schmierigen Küstendampfer und überstehen mit unerschütterlicher Ruhe und Taubheit die Überfälle von lärmenden Barkenführern und Dienstleuten. In Itea ist Markttag. Schafe werden an einem Beine aus blökenden Herden gezogen und die Kinder einer Mutter in alle Winde gestreut. Kleine schwarze Ferkel, die Hinterbeine zusammengebunden, den Kopf nach unten, werden ausgeboten. Sie quieken jämmerlich. Ein Händler ist der Last der beiden Schweinchen in seiner Hand müde geworden und läßt sie mit den Vorderfüßen auf den Boden nieder; jetzt quieken sie nicht mehr. Ich kneife einen Jungen mit den Fingernägeln ins Ohr, der für nichts und wieder nichts einem Ferkelchen eine Schnur durch den Ohrlappen zu ziehen sucht; aber ein tierliebender Nordmann muß manche Grausamkeit an Tieren im Süden zulassen, denn er darf sich vor den nervenstarken Leuten nicht lächerlich machen.

Eine solche natürliche Hafenstadt wie die von Itea hat die Süd-

küste des Golfes nicht. Aus leicht zu erkennenden Gründen erzeugen sinkende Bergbuchten Häfen, sich hebende offene Reeden. Es gibt ein neugriechisches bitteres Sprichwort, das sagt: „Die Küste des Peloponneses hat das Wasser, die von Mittelgriechenland die Häfen." Hier wohnen die Golfschiffer, im frühen Altertume hieß auch der Korinthische Golf der Krissäische Golf (nach einer Stadt Krissa bei Itea).

Dann fahren wir in einer Art Postkutsche ein schönes breites Tal Bild
in das mächtige Pindusgebirge hinein. Es geht durch einen Oliven- 72
hain, den man fast Olivenwald nennen könnte, einen der schönsten und bestgeflegten, die ich sah, für den, wie ich von einem geschwätzigen Reisegenossen höre, die griechische Regierung italische sachverständige Männer sich verschrieben hat. Obgleich der Ölbaum aus dem östlichen Mittelmeere kommt, ist seine Pflege heute im westlichen verbreitet und greift von dort in das östliche zurück, zugleich ein Bild für das augenblickliche Zurückströmen der Kultur von Westen her. Man sieht in Griechenland nie die Ölbäume innen trichterförmig ausgeschlagen, damit auch die inneren Äste und Blätter Licht bekommen, wie man es in dem die Ölbäume nach allen Kunstregeln pflegenden Italien beobachtet. In Griechenland sehen daher die Ölbäume stattlicher aus.

Die Felsen glühen rot in der Abendsonne und schon jetzt fällt mir der Merkzug der delphischen Landschaft ins Auge: die fast senkrechte Stellung der Steinschichten in den Talwänden. Diese werden dadurch wahre Mauern. Der Pindus schwenkt vor uns mit einem Arme, dem Parnaßarme, östlich ein — das schon beobachtete Ostschwenken der Gebirge Ostgriechenlands mitmachend — das schöne Tal gabelt sich, wir lassen den linken nordwärts streichenden Zug und schlagen uns rechts in die delphisch-parnassische Landschaft hinein. Auf zwei sehr schrägen Stufen der Vorhöhe des Parnasses, dessen obere zurückfliehende Stockwerke über der scharfen Kante der unteren nicht sichtbar sind, liegen übereinander die Dörfer Chrysó und Kastri; bei diesem ist die delphische Stätte.

Der Ölwald hört auf, Felder, die jetzt gelbe Stoppeln sind, breiten sich hin. In einigen tiefen Löchern steht grünes Brackwasser und die Eingeborenen sehen mißtrauisch die Fiebergruben an. Der junge Grieche neben mir reist in Politik, er schwätzt mir die Ohren voll von dem „was einem Volke wirklich nottut", und rühmt sich des besonderen Vertrauens des Veniselos. Am kahlen Gebirge beginnt die Steigung. Lautes Wasser durchströmt eine Talfurche, eine Oase erzeugend; wir sind in Chrysó. In dem großen Dorfe sind drei durch Gewölbebogen über Säulenstellungen gebildete Quellhäuser. In dem einen sitzen auf Bänken, die von den Hosenböden geglättet sind, die Männer während der heißen Stunden, und das deutsche schöne Brunnengeschwätz der Mädchen von Liebe und Bräutigam oder das „tapfer Schmälen wenn tät ein armes Mägdlein fehlen" wird hier von den Männern über Politik gemacht. Auffällig sind mir in Chrysó die vielen aus luftgetrockneten

Ziegeln erbauten Häuser, da wir doch in einer reinen Steinlandschaft sind. In endlosen Windungen erzwingt sich die Straße weiter die zweite Stufe; sie ist gut gehalten, wenngleich durch einen vor wenigen Tagen niedergegangenen zweistündigen Gewitterregen stellenweise halb zerstört. Sechs Menschen und das Gepäck hat das eine keuchende Pferd in dem buntgemalten Wagen zu ziehen, und nur indem ich selbst absteige, kann ich dem Fuhrmanne klarmachen, wie dem Tiere die Last zu erleichtern ist. So klettert zuletzt auch er herunter, der Gute. Der Mond kommt auf, ich schreite auf Kürzpfaden vorauf in der stillen Nacht. Fast sechshundert Meter sind wir vom Meere gestiegen, da langen wir in Kastri an und liegen die Nacht erwartungsvoll gewissermaßen vor dem Tore Delphis. —

Ich kanns nicht erwarten und ziehe früh vor Sonnenaufgang aus. Wie ich aus der Türe trete, sehe ich den Schlächter aus dem gegenüberliegenden Hause ein schwarzes Böcklein an den Hörnern herauszerren. Er legt es zwischen seinen Beinen auf die Seite zu Boden, wo es meckernd mit den Beinen strampelt. Es glaubt, man spiele mit ihm. Dann zieht der Mann ein breites Messer aus dem Gürtel und schneidet dem Tiere die Kehle durch. Mit den Schlägen des Herzens quillt das Blut taktmäßig aus und fließt in eine Holzbütte. Das Strampeln verlangsamt sich und hört endlich, nach besonders heftigem Zucken, ganz auf. Drei wilde Hunde saufen mit klatschender Zunge das Blut und schielen mich derweilen knurrend und mit höchstem Mißtrauen an, wähnend, auch ich wollte mich über das Blut stürzen. Der Schlächter nimmt einen Eisenstab und sticht ihn dem toten Bocke vom Knie eines Hinterbeines an unter der Haut her bis vor den Bauch hin. Dann zieht er ihn heraus und bläst in den Kanal mit vollen Lungen hinein, bis die Tierleiche mächtig anschwillt. So wirft er sie auf die Straße und im Fallen hopst sie als ein Luftsack. Er geht ins Haus und kommt bald mit einem Beile und einem hölzernen Haustocke zurück, schlägt auf diesem die Unterschenkel ab, sperrt ein Eisen in die Kniestümpfe und hängt das Tier an einem vom Holzbalkone herabhängenden Stricke auf. Dann häutet er es ab. Wie blauweiße Seide glänzend schlägt sich die Innenhaut über das schwarze haarige Außenfell. Die Haut wird, die Innenseite nach außen geschlagen, in die Sonne gehängt und er beginnt die Eingeweide auszunehmen. Ich gehe fort und es ist mir, als habe ich dem Apollon, bevor ich sein Heiligtum betrete, ein Bocksopfer gebracht. Ich bin fieberhaft gespannt.

Ich biege um die Felsenecke — —

Vor dem Papste Innozenz des Velasquez in Rom, vor dem Selbstbildnis des alten Rembrandt der wandernden Karstanjensammlung, vor dem Blicke vom Mokattam auf den Nil gegen Sonnenuntergang, vor den höchsten Kunstwerken und Landschaften möchte ich am liebsten stumm sein. Oder höchstens mit dem Glanze des beglückten Auges reden. Da ich aber den Leser nicht vor mir habe, ja ihn nicht kenne

und nicht weiß, wo und wann er liest, so muß ich mich dem armseligen Worte vertrauen.

Sechs Adler kreisen über der Trümmerstätte, wechselnd zwischen flammendem Frühlichte und dem dampfenden Morgenschatten unter der Felswand. Wie einer von ihnen schreiend in die Schlucht der kastalischen Quelle hineinfliegt, schwillt der Schrei zu lautem Halle an. Das Kristallkorn in den Marmortrümmern glitzert auf. Die heilige Straße windet sich zwischen Mauern und Säulenstümpfen hinan. Malven blühen im Gewirre der Blöcke, kleine violette, auch gelbe Disteln. Da steht eine blaue Riesenmalve. Ein Stück marmornen Eierstabes vom Kranze eines Schatzhauses liegt da, die Eiform ist so groß, rund und weiß wie die feste Brust eines jungen Weibes. Die Bronzegötter sind von den Marmorsockeln verschwunden, ihre Fußspuren nur haben sie den in Schönheit gläubigen Jüngern der Nachwelt zurückgelassen. Die dünnen, wundervoll gezeichneten Ohren eines ionischen marmornen Säulenkopfes sind von der durchscheinenden Sonne rötlich durchleuchtet wie blutrote Menschenohren. Ach! wo faß ich dich, Zauber der Stätte!

Farbenbild VI

So komme ich in Schauen selig die groben roten Kalkplatten der heiligen Straße herauf, die in Wirklichkeit nur ein Gäßchen ist, auf die Geländestufe des Apollontempels. Nur die Grundmauern sind noch da, in der Mitte klafft der dunkle Spalt, über dem die orakelnde Pythia saß. Das Schatzhaus der Athener haben die ausgrabenden Franzosen, erhaltene Stücke als Leitmaße benutzend, mit Vorsicht wiederhergestellt und ein erwünschtes Bild eines kleinen Marmortempels geschaffen. Schade daß sie nicht wenigstens ein Bretterdach auflegten; jetzt scheint die Sonne von oben in die Kammer hinein, die sich doch nur durch die Tür der Vorhalle erhellen soll. Ebenso wichtig wie die Schönheit und Genauigkeit der dorischen Säule ist doch auch die Verteilung von Licht und Schatten im Bauganzen; ich begreife die Franzosen nicht. Auf der Baustufe des Apollontempels sind die vier Quadratmeter großen blauen Kalkblöcke am Boden geflickt mit weißen Marmorstückchen. Schön ist es da zu wandeln und sich die Bilderwildnis aus Marmor und Bronze im Geiste wiederherzustellen. Wie enge und klein war diese Stätte! Nicht so groß wie der Lustgarten zwischen Schloß und Museum in Berlin, wie der Hofgarten in München, wie die Place de la Concorde in Paris! Nichts von den weiten Räumen römischer Kaiser- und päpstlicher Barockzeit. Die griechische Kunst ist eine Kunst der Winkel, aber welcher Winkel! Die griechischen Landschaften sind Winkel, aber Wunderwinkel!

Bild 73

Ich gelange an den Fuß des Theaters, das am höchsten über der Trümmerstätte liegt. In den untersten Stufen der Theatertreppe wächst noch ein wenig grünes Gras, unbewußt empfindet man es nach den sommerdürren Landschaften als fremde Pflanze, sodaß man aufmerkt. Vom Theater übersieht man am besten Heiligtum und Landschaft.

Ich habe mir immer, ich weiß nicht warum, Delphi am Grunde eines tiefen Tales gedacht, nun sehe ich es auf einer Schräge liegen, am Fuße
Bild 123 einer Felswand, doch in halber Berghöhe. Die Wand, durch die Schlucht, in der die kastalische Quelle fließt, in zwei Teile zerlegt, ist das herrliche
Farbenbild VI Brüderpaar der Phädriadenfelsen. Sie wären zu bunt in ihrem Schwarz, Grau, Blau, Rot, wenn sie nicht in griechisches zehrendes Licht getaucht wären. Die Wand ist Kalk, es war aber ein Irrtum zu glauben, daß die Schichten senkrecht ständen. Sie fallen schräg in das Gebirge ein, sind aber in beinahe senkrechten Kluftlinien abgebrochen. Noch immer brechen in diesen Linien Felsen ab und fallen unheilbringend in die Trümmerstätte ein. Die Phädriaden haben etwas Herrisches, Furchtbares, Tragisches; in den großen roten Flecken meint man das Blut der im Altertume herabgestürzten Gefangenen und Verbrecher Landschaft geworden zu sehen. Schiefer liegt am Fuße der Wand zwischen den beiden das obere und untere Tal bildenden Kalkstockwerken eingelagert. Auch die südliche Talwand drüben besteht aus Kalk, Schiefer und Kalk, sie hat mit dieser nördlichen eine Masse gebildet, die aufplatzend das delphische Tal erzeugte. Doch soll man sich dieses Platzen nicht gar zu heftig und laut vorstellen, der Erdkörper versetzt sich meist unendlich langsam in sich und selbst in der Zeit der „Katastrophentheorie" wendet sich Goethe im Wilhelm Meister heftig gegen die Auffassung krachenden Erdgepolters. Über dem Schiefer am Fuße der Wand und am Ausgange der Phädriadenschlucht fließt die kastalische Quelle, mit der Ausbildung der Schlucht aber hat sie nichts zu schaffen. Der Schiefer ist der Träger des menschlichen Lebens dieser Landschaft und auf seiner milden Schräge liegt denn die delphische Stätte.

Bild 75 Eine feine Zickzacklinie wie ein in der Landschaft erstarrter Blitz des Zeus hängt der Weg nach Desfina an der gegenüberliegenden Wand. Eine goldene Wolke fliegt vor dem blauen Himmel auf, die Bauern von Kastri worfeln das Getreide. Auf den großen Steintennen werden die Pferde im Kreise getrieben, halónia „Tennen" heißt die Stelle. Zwanzig öffentliche Tennen liegen da. Peitschen knallen, Pferde wiehern, Menschen rufen. Ein Pferd steht im Umriß zu sehen da, unbeweglich und in der Morgensonne grüngoldig wie ein Bronzewerk, wie eines der Rosse oben vor San Marco. Wandert man durch ein deutsches Dorf, wie anders ist da Bild und Musik des Dreschens! Jeder Bauer drischt für sich, der Bauer in den Ländern sächsischer Bauweise in der großen Diele zwischen den Ställen, der in denen der fränkischen in dem besonderen Scheunenbaue, der im rechten Winkel zum Wohnhause steht. Die grünen Tore aber sind geöffnet, der dumpfe Schlag der Dreschflegel auf der Lehmtenne dringt heraus — ein traulicher Ton! — sonst kein Laut, denn der Bauer mit Knechten und Mägden drischt schweigend. Nur der Hahn auf dem Miste kräht den herauswölkenden Goldstaub an. Wie anders dies lärmende dörfliche Zusammenarbeiten auf steinernen

Tennen unter der Sonne! Schöner? Bah! es ist nur ein Gegensatz von Klimastrich, Landschaftswesen und Volksnatur. Rauch steigt drüben vom Dorfe Arachova auf, das auf dem Riegel liegt, der das weite delphische Tal schließt.

Noch höher als das Theater, doch in das Kalkgebiet einwärts gezogen und zum Landschaftsbilde der heiligen Stätte nicht gehörend liegt das Stadion. Weit laufen die langen Linien hin, am anderen Ende in so wohltuender Krümme sich umkehrend. Ich wandere lange auf den Stufen hin und her. Es ist traurig, sich immer vorzuhalten, wie es einst war und wie es jetzt ist, immer aus sich durch Bewunderung und Schmerz herausgezerrt zu werden und klein von sich denken zu müssen. Der Teufel hole die „historischen Landschaften"!

Landschaften geschichtlich sehen oder das Geschichtliche in Landschaften immer zuerst und hauptsächlich sehen ist Gemüts- und Wesensanlage. Mit einem im Süden lebenden deutschen Geschichtsgelehrten über Länder und Menschen, Landschaften und Volkstugenden sprechend und dabei angekommen, einen gewissen Mangel an großzügigem und weltmännischem Wesen beim Deutschen zu erklären hörte ich: „Ob das nicht daher kommt, daß der Deutsche keine Landschaft hat?" — „Keine Landschaft — —??" — „Nun, er hat doch nur Land, in dem nichts Bedeutendes geschehen ist." — So kann man auch „Landschaften" verstehen!

An der kastalischen Quelle werden den ganzen Tag vorüberziehende Herden getränkt und die Lumpen des Dorfes Kastri gewaschen. Die schöne Platane, eine Nachfolgerin der von Agamemnon gepflanzten, gibt einem Heiligenhäuschen Schatten, das von Öl und Kerzenwachs schmutzig ist.

Die Maulbeeren sind reif. Die Brombeeren ähnlichen Früchte rächen sich furchtbar an dem Pflücker, sie färben seine Hände mit einem Rot, das von Mord und Blut zu erzählen scheint und tagelang dem Wasser nicht weicht. Am besten weidet man geradezu mit Lippen und Zähnen die Beeren, ohne sie mit den Händen zu berühren.

Ist es würdig, im Genusse solcher Landschaft sich am Beerenessen zu ergötzen? Was einen am stärksten packt, zwingt einen am schnellsten, sich etwas zu zerstreuen. Man muß seelisch Atem holen!

Der Olivenwald leckt aus dem Grunde des tiefen Tales die Schieferschräge bis Delphi herauf. Ich steige in ihn hinab, um mir das Vergnügen zu machen, die marmorne Stätte hoch oben am Talrande liegen zu sehen. Es ist mühsam Steigen in einem harten Grus an steiler Schräge. Wasserfangende Teller sind um die Ölbäume herumgebaut. Ich klettere von einem Teller in den andern und verirre mich im Gewirre des Haines. Nie sonst steigt in Griechenland der Ölwald in solche Höhen hinauf wie zu den 750 Metern des delphischen Tales. Aber der gewaltige, vor dem Nordwinde schützende Parnaß begünstigt das Pflanzenleben. Das Tal von Delphi ist eine inländische Riviera. Ich finde Platanen, Brom-

Bild 74

beeren, Feigen, Efeu in der Schlucht, in der das Wasser der kastalischen Quelle zur Taltiefe stürzt, aber keinen Lorbeer. Im Delphi Apollons keinen Lorbeer wie in Olympia nur wenige Ölbäume!

Eine ruhende Ziege kraut sich, den Kopf hintüberlegend, mit einem ihrer langen geschraubten Hörner im Nacken. Ein Geier mit langem rotem Halse, weißen Flügeln und schwarzer Schwanzfeder kreist über mir. Den ganzen Tag raucht es drüben in Arachova. Den ganzen Tag hallen Rufe, als ob die Bakchen noch oben auf den Parnaßhöhen tollten. Die Glocken der dreschenden Pferde läuten wild und erregend. Doch wundert mich die Stärke all dieser Laute, und indem ich mich umsehe, woher sonst sie kommen mögen, fällt ein Schuß, gewaltig von den Bergen wiedergegeben und zurückgeworfen, und hin und her geworfen, und schließlich als abrollender Donner leise ersterbend. Auch das Echo wie das Licht ist hier unmäßig und gewaltig. Eine weiße Taube in den farbigen Strahlen der tiefstehenden Abendsonne von unten her beleuchtet ist ein reingoldener Vogel.

Hier ist denn der Ort, Gerhart Hauptmanns Griechischen Frühling aufzuschlagen und nachzulesen, wie ein aus Liebe zum Griechentume und aus Kenntnis seines Schrifttums geborener pythischer Taumel, doch in griechischem Edelmaße, über diese Landschaft braust.

Die Landschaft von Delphi ist eine großlinige volltönige Landschaft. Daß sie auch eine echt griechische Landschaft, ein Schulbeispiel griechischer Landschaft ist, brauche ich nach der kurzen Eindrucksschilderung nun wohl nicht mehr zu beweisen.

DER PARNASS

Unter Segenswünschen der delphischen Frauen, die im Schatten der Traufe und im kühlen Durchzuge der offenen Türe spinnend sitzen, brechen wir auf. Der Weg steigt an der Phädriadenwand hinauf. Hier und da gleicht er einer tiefstufigen Treppe, auf der das Tier einen Schritt steigt und drei geht. Ist es der antike, auf den Parnaß führende Treppenpfad? Bei einer minutenkurzen Ruhepause fühle ich das Herz meines weißen Maultieres durch den dicken Sattel hindurch schlagen. Um uns ist niedrige Makia im grauen Kalke. Schwierig ist es, an breit mit Gehölz bepackten Eseln auf dem engen Pfade vorbeizukommen. So erreichen wir langsam die Höhe des westlichen der Phädriadenfelsen und reiten ein Tälchen hin, dessen steile Fortsetzung die tiefe Phädriadenschlucht ist. Es ist trocken. Allmählich mischen sich hohe Wacholderbüsche in die Makia. Das Tälchen wird flacher, verzweigt sich und führt auf eine Ebene, die Platte des ersten Hauptstockwerkes des Parnasses, dem die beiden kleineren von Kastri und Chryso als Zwischenstocke vorgesetzt sind. Denn ein stockwerkartiger Aufbau des heiligen Berges ist von hier zu sehen. Wir sind 1100 Meter hoch.

Ein kleines Getreidefeld ist noch grün. Mannshohe Disteln stehen in der Steinwüste. Einzelne schöne Tannen treten auf, Vorläufer des dunkeln Baumheeres, das drüben von größeren Höhen herabzumarschieren scheint. Wir treffen eine Wasserleitung aus sieben ausgehöhlten Baumstämmen, die treppenstufenartig, doch in langer Linie aneinandergelegt sind. Es ist eine Viehtränke, der Boden umher ist zerstampft und trägt auch nicht ein Hälmchen. Rechts kommt das Wasser aus der Erde und vom letzten Baumstamme abtropfend sickert es links gleich wieder in den Boden, wie die Leute sagen die bei Kastri auf dem Schieferstriche austretende Quelle speisend. Die Bergstufe ist von flachen Tälchen durchschnitten, die mit lichtstehenden herrlichen Tannen sich zieren. Viele Bäume tragen zu ebener Erde schon Zweige und der eine oder andere hat die Form einer unten gestumpften Kugel. So schützen sich die Tannendamen vor den ihnen sozusagen unter die Röcke fahrenden wüsten Winterwinden. Im feinen Steinschutte der Trockenrinnen knirschen die Eisenschuhe der Tiere.

Wir binden die Maultiere an und steigen eine halbe Stunde zufuß über schlimmen Kalksteinschutt und durch dornige Makia zur korykischen Grotte. Im Altertume dem Pan und den Nymphen heilig diente sie den bakchischen Ausschweifungen der Frauen Delphis, Böotiens und Attikas. Blauer Fels hängt über dem niedrigen Loche. Brennesseln und tausend schwirrende Mücken verwehren den Eintritt. Fast vollkommene Finsternis herrscht drinnen. Man fröstelt. Haare von Ziegen und ein schönes Bocksgehörn liegen umher. Allmählich lichtet sich die Dunkelheit. Wir sind in einem großen wie spitzbogig gewölbten Saale, in Maaß und Gestalt ähnlich dem dunkeln Rathaussaale Nürnbergs. Jetzt ist es genügend klar. Gegen den Eingang gesehen ist die Höhle grün und rosenfarben, von unbeschreiblich zarten Tönen, hellgrüne Moose bedecken die Steine, rot ist die feuchte Erde... Am schönsten aber ists draußen am lichten Tage.

Die Landschaft, eine kleine ein wenig eingesenkte Ebene, ähnelt den kleinen innerarkadischen. Das Getreide und die Lupinenfelder sind noch grün. Wir kreuzen einen Trockenbach mit hohen selbstgebauten Rändern. Ein weidender Eselhengst jammert unsere Maultierstuten an.

Drei Stufenstockwerke hat der Parnaß. Auf dem ersten sind wir, Bild
seine Aufsichtsfläche von Itea und Delphi war blau und rot, die des zweiten 76—78
ist schwarz von Tannen, die zurückspringende des dritten ist kahl und weiß. Diese wird über die Baumgrenze hinaufreichen. Die Übergangstäler zwischen den Stufen müssen natürlich tiefe Risse mit steilem Gefälle sein. Ein solches Übergangstal ist die Phädriadenschlucht. Aus dem Baue der Landschaft fließt ihre Schönheit, ohne den tiefen Riß würde das Phädriadenpaar, die Hauptnote der delphischen Landschaft, nicht den persönlichen unvergeßlichen Ton haben.

Auf der Ebene des ersten Stockwerkes bei einer weißen Johanneskapelle ist ein Brunnen mit klarem Wasser, das fast in der Fläche der

Bild 76 Ebene steht. Dabei liegt das 70 ganz flache Häuser zählende Dorf Kalyvia Arachovitika, „Hütten von Arachova", die Hirtenhäuser des Doppeldorfes Arachova. Doppeldörfer sind zahlreich im Hirtenlande Griechenland, meist liegen die Sommerdörfer in den Bergen; im Winter sind die Kalyvien verlassen, die Bewohner suchen das Kirchdorf in der Ebene oder im Tale auf. Dieses Dorf ist ausnahmsweise auch im Winter bewohnt, die Hirten gehen im April und Mai nach Arachova hinab, um ihre Weinfelder zu bereiten. Im Winter, sagt ein alter Mann, liegt der Schnee acht Tage lang so hoch, daß wir die Hütten nicht verlassen können. Die Hütten sind niedrige fensterlose Steinkästen mit roten Dächern, deren Ziegel durch Steine beschwert sind. Wie die Schindeldächer der oberbayrischen und Schweizer Bauernhäuser, wie die Ziegeldächer der hohen Bergnester in den Abruzzen.

Der Parnaß hüllt sich in Wolken, es regnet leicht. Seit Wochen und Monaten gewöhnt, nicht mit schlechtem Wetter zu rechnen, fühlt man sich in unangenehmer Weise an die Heimat erinnert. Doch wagen wir den Anstieg.

Das Übergangstal ist so wie erwartet. Durch schutterfüllte Risse geht der Pfad. Ein weißes Heckenröschen blüht da. Herrliche Tannen, jeder Baum eine Persönlichkeit, jede wert, daß man sich mit ihr beschäftige, verschönen den mühsamen Anstieg. Unter ihnen stehen oder
Bild 80 liegen die silbergrauen Leichen toter Bäume, sodaß der Wald ein Urwald sein könnte, wenn er nicht so weitständig wäre. Schwarze verkohlte Stümpfe stecken im roten Boden, doch hat kein Waldbrand hier gewütet. Die Menschen legen um den Fuß der lebenden Bäume Feuer und töten sie langsam. Sind die Bäume vollends tot und trocken, wird irgendein Sturm sie umwerfen. Das heißt hier: Bäume fällen. Wie klingt die Axt im deutschen Walde! Welch ein mühseliges Geschäft, welch ein gefährlicher Kampf mit den Waldriesen ist im Nordland das Bäumefällen! Welch mutige Männer sind die Holzfäller! Seid ihr einmal mit bayrischen Holzknechten zuberge gefahren? Habt ihr sie einmal am Waldfeuer reden hören von Leiden und Wonnen ihres Berufes? Welch herrliche Bewegungen vollführen sie Bäume fällend! Welch prachtvolle Gestalt ist der Baumfäller Hodlers! Wie klingt die Axt im deutschen Walde!

Die Täler sind still und leer. Es riecht nach frischem Regen. Felder von Lupinen, zwischen Blöcken eingeklemmt, kommen hier herauf und erinnern an das hochangebaute steinige Arkadien. Man sieht sich verwundert in der Einöde nach den Menschen um, welche die Felder angelegt haben könnten.

Wir betreten die zweite Stufe. Sie ist aber durchaus nicht eben,
Bild 77 sondern von vielen Tälchen zerschnitten, die tiefer sind als die auf der ersten. Kühl wirkt die Landschaft auf das Gefühl. Eine weiße Blume duftet stark im hellen Kalke. Es wird dunkel. Ein Glühwürmchen klebt an einem Steine. Hier oben ist noch Frühling. Wir schreiben

Ende Juni. Der Mond scheint nun hell, wir tasten uns in seinem Lichte durch Tannenbüsche und Kalkschrunden, und schließlich wird an der oberen Baumgrenze bei 1700 Metern Höhe in einem runden Taltrichter, von schönen und abenteuerlich gebildeten Tannen umhegt, das Lager aufgeschlagen. Ein starkes Feuer flammt auf, ein „gefällter" Baumstamm wird mit einem Ende hineingesteckt und soll die Nacht langsam dahinkohlen; Decken werden auf etwas zusammengeschwemmter Erde ausgebreitet; wir essen; wir schlafen.

In der Nacht geweckt durch die kalten, von den Kalkblumen süßen Luftströmungen sehe ich die Sterne zwischen den Spitzen der Tannen wandern, welche die luftige Schlafkammer umstehen. Der große Wagen ist schrägauf gerichtet und scheint alle Sterne neben und unter sich als eine zum Himmel gefahrene goldene Ladung ausgeschüttet zu haben. Das Himmelsgewölbe wälzt sich um. Es ist ganz stille, ich höre nur die Schläfer atmen und die Tiere die Gerste zwischen den Zähnen zermahlen. Die vorigen delphischen Tage ebben in meinen Nerven wie ein Meer auf und nieder, und schließlich aus.

Der Mond ging unter. Es ist ganz dunkel, als ich aus den Sternen drei Uhr lese und wecke. Über dem Zurüsten zum Aufbruche beginnt es zu grauen. Der neue Tag ist kalt, still und klar.

Über mörderische Kalkschratten und Schuttflächen geht es aufwärts durch die leere weiße Berglandschaft jenseits der Baumgrenze. Der ganze Parnaß duftet nach den betäubenden Kalkblumen. Höher hinauf sind die weißen strahligen Blüten noch geschlossen. Wir sehen noch manchen solcher, dem Kalkgebirge ja eigenen Trichter wie der war, in dem wir nächtigten. Der rote Boden des einen trägt gar, über der Baumgrenze, ein Feldchen erst fingerhohen Getreides. Die Kalkschichten sind dem Berge gleichlinig geneigt, sodaß die Masse des Berges ganz in sich geschlossen wirkt. Die langen Mauern des Pindusgebirges tauchen im Westen auf, vor denen der Parnaß wirkt wie eine gewaltige, aus Massengliedern herausgetretene Persönlichkeit.

Die Ränder der Wolken bekommen Sonnenlicht. Immer höher werden wir über Land und Meer herausgehoben, der Korinthische Golf liegt unten im Dunste. Die peloponnesischen Bergspitzen tauchen morgenrot im Nebel auf. Vergißmeinnicht blüht auf roten Fetzchen Erde zwischen den weißen Kalken. Die Pflanzen nehmen Formen der Alpenwelt an.

Die Landschaft, ein weites ansteigendes Steinfeld, beginnt sich zu beleben. Schwarze Mönche, das langsame Maultier hinter sich herziehend, kommen aus Steinringen, wo sie bei Schäfern nächtigten. Einer von ihnen, ein armer Schwindsüchtiger, den in vier Wochen die Erde decken wird, sagt, er sei hier herauf zur Genesung geschickt. Er fühle sich in der Tat viel besser. Er schläft auf einem Schaffelle in einer Hütte, einem offenen Steinringe mit einem Reisigdache. Wir essen Jogurt bei den Hirten aus einem hölzernen Eimer; es ist der beste, den wir zu

essen bekommen in Griechenland, wo die erfrischende Käsespeise allenthalben genossen wird.

Die Berge läuten von munteren Herden. Über einer Wand der Landschaft stehen Schäfer, unbeweglich wie die Zierheiligen über der Schauseite einer italischen Kirche. Ich denke an San Giovanni im Lateran, dessen wimmelnde Dachapostel man von überall aus der weiten Kampagna Roms erblickt. Es beginnt zu regnen. Aus Nebelwolken tauchen die spitzen Gipfel des Parnasses über der zerrissenen öden Höhenlandschaft auf und tauchen wieder ein. Riesige Kegel abgewitterten groben Schuttes bilden jetzt die Landschaft. Schneeflecke liegen hier und da, violetter Krokus blüht an den Rändern. Ich habe ein Gefühl der Kühle in den Augen, als badete ich sie in kaltem Wasser, da ich nach den vielen, im Sonnenglaste zugebrachten Tagen Schnee aus drei Meter Entfernung sehe. Wir sind über 2000 Meter hoch, es wären noch einige hundert Meter zu überwinden, um das höchste Gebirge Griechenlands erstiegen zu haben. Da knattert plötzlich ein Hagelwetter nieder. Wir flüchten in einen Felsspalt. Blitze zucken, der Donner prallt an die Wände. Die Knechte machen Kreuzzeichen, sind voll Furcht vor Geistern und Göttern und bitten mich inständig umzukehren. Ich willfahre ihnen, denn die drei Parnaßgipfel sind wolkenverhangen und ich habe ja den heiligen Berg selbst und seine Landschaften kennen gelernt. Es war mir nicht vergönnt, den höchsten Gipfel des Parnasses zu erreichen. —

Wenn ich zwei graue Kisten nehme, von denen die eine etwas größer und höher ist als die andere, sie gleichlinig zueinander so stelle, daß eine Gasse zwischen ihnen bleibt, in der Gasse vier Bänkchen querstelle und über die Bänkchen eine lange, braun und grüne Samtbahn zwanglos so lege, daß die beiden Enden den Boden berühren, so habe ich ein grobes Übersichtsbild des Zuges der Landschaften, die sich von Itea am Korinthischen Meere über Delphi am Südfuße des Parnasses entlang nach der böotischen Ebene aneinanderreihen. Auf dem vom ersten
Bild 79 Bänkchen versinnbildeten Querstücke liegt Delphi, auf dem zweiten Arachova, das dritte und vierte haben keine Ansiedlungen. Die Formen werden nach Osten hin auch undeutlicher. Der Schieferstreifen zwischen den graublauen Kalkwänden ist gelb und grün, er enthält auch Sandsteine und das Wasser fließt reichlich in ihm. Arachova ist bunt von den grellfarbigen Teppichen, die hier gewebt werden und in ganz Griechenland berühmt sind. In unserer niedrigen Schlafstube finden wir im Winkel des Spiegels die Besuchskarte von Veniselos stecken.

Hinter Arachova bei einer Felsenecke sehen wir zum letztenmale Delphi und seine Stätte. Von dort sahen die Alten aus Böotien und Attika heraufpilgernd zum erstenmale Delphi und feierten den Ausblick am „Spähefelsen“ mit besonderen Darstellungen, die versinnbildeten, daß auch Apollon von hier aus zuerst die Stätte seines künftigen Heiligtums erblickte.

Die erste kleine Landschaftskammer zwischen Delphi-Kastri und Arachova birgt die goldgrünen Rebengründe der Kastrioten, die nächste die der Arachoviten. Von der niedrig stehenden Morgensonne sind die Stöcke der Weinberge so von unten her beleuchtet, daß die weichen Schieferhügel durch den Blätterwiderschein etwas Samtartiges bekommen. Die dritte und vierte Kammer sind ärmer an Kulturland, der Kalk der Wände und des Grundes hebt sich allmählich herauf und der Schiefer keilt sich aus. Der dritte Rücken, niedriger als der von Arachova, aber das Tal in der Quere vollständig schließend ist Paß und Wasserscheide. Von ihm aus erscheint unten im Osten der blasse Morgendunst über der Ebene des alten Kopaissees. Hier liegen Kanis unter herrlichen Platanen, breite Gehöfte mit grauen Mauern und roten Ziegeldächern. Bild 81 Wir rasten natürlich auch unter dem herrlichen, von Dichtern und Göttern geliebten Baume, und es ist ein Erlebnis von besonderer Weite und Tiefe, uns während der Ruhe mit Hehn zu denken, daß der Name Platane, vom Deutschen aus dem Lateinischen und von diesem aus dem Griechischen als Fremdwort übernommen, den „breit"schattenden Baum bezeichnet. So kann ein Wort zum landschaftlichen Ereignis werden. Hinter Arachova endete blind die Fahrstraße im Felde und der Sattel nahm uns auf. Wir finden Reste eines grobgepflasterten Türkenweges.

Im ganzen sinkt die Landschaft, wird öde, Strauchmakia reicht von den grauen Bergen in die rote Talaue herab, wo leere Steppe neben schlecht bearbeiteten Feldern liegt. Das große, schön gebaute, fast einem Gletschertrogtal der Alpen ähnliche Tal spaltet sich unter einer besonders schönen vorspringenden Parnaßvorwand in kleine Kalktäler. Bild 82 Im Altertume hieß die Stelle Schiste „Spaltung des Weges". An diesem Orte hat Ödipus seinen Vater Laios erschlagen. Die Berge tönen unter Herdengeläut, die Bachbetten sind still und durstig. Durch diese Kalkhöhen verbindet sich der von uns links hinten liegende Parnaß mit dem Helikon rechts vor uns. Sie scheiden die Wasser zwischen dem Golfe von Korinth und dem Kanale von Euböa, das ist zwischen dem ionischen und ägäischen Meere. Sie fordern daher eine Aufmerksamkeit, die man diesen unscheinbaren Gebilden nur widerwillig gönnt.

Wenn man versuchen wollte, die antiken Landschaften wiederherzustellen, so müßte man besonders an der Hand von Curtius' trefflichem Aufsatze über den Wegebau bei den Alten die antiken Straßen schildern. Das auffälligste an ihnen war, daß sie eigentlich Geleise, in den Kalkfelsen eingeschnittene Geleise einheitlicher Spurweite waren. Homer spricht von „glatten Wegen" und die Sprache sagt „Wege schneiden". Für den Verkehr der Wagen waren also Ausweichstellen, reine Bahnhöfe, notwendig, man hat einen solchen auf der Straße Sparta—Gythion gefunden. Da mag es denn gar oft zu Streit zwischen den Wagenführern gekommen sein und „nur so erklären sich die Geschichten vom Ende des Laios".

Und nun erzähle ich etwas ohne Rücksicht darauf, ob es hierher gehört, einzig weil es menschlich so schön ist: In demokratischer Zeit kam das Wagenfahren ab, man reiste zufuß, selbst die Gesandten und Eilboten des Staates wanderten. Der Redner Lykurgos erneuerte die alte Sitte, die selbst den Frauen der attischen Bürger verbot, am Prozessionstage auf der heiligen Straße nach Eleusis zu fahren, damit den ärmeren Mitbürgern das Gefühl der Beschämung erspart bliebe.

BÖOTISCHE LANDSCHAFTEN

Die unbewohnten schattenlosen glühenden Täler, von hoher Makia erfüllt, die auch eine eingeschlossene Fruchtebene überzieht, öffnen sich schließlich in eine Seitenkammer des großen Böotien, eine kleine Ebene am Fuße des Parnasses. Sie ist reich bewässert, gelb von Getreidestoppeln und grün von Baumwolle und Mais, die noch als Pflänzchen das eine lang- das andere breitblätterig den Boden beschatten. Ein buntes Dorf liegt drüben am Bergfuße. Über einen ganz niedrigen und flachen Paß in weicher bunter Erde, auf dem in dichter Makia die hellgrüne edle Myrte mit weißen Blüten neben der dunkeln wilden steht, gelangen wir wie über eine festlich geschmückte Schwelle in die böotische Ebene.

Eine Herde schönen grauen Rindviehs ruht in der Sonne auf einer bloßen Stoppel, Schafe stehen unter einem Schattendache. Die wenigen Dörfer liegen weiß und rot am Fuße der Randgebirge. Eine Distel mit himmelblauer Blüte verfolgt die rostroten Wege und goldgelb blühende sind über die Stoppel verstreut. Der Balken eines Ziehbrunnens ragt aus einem Maisfelde schräg in die Luft. Er weist wie ein Zeigefinger gerade auf den Hügel über dem Dorfe Hagios Vlasios, den Burghügel der alten Stadt Panopeus. Der Hügel ist gebaut wie bei Burgbergen üblich; hier ist der weiche Untergrund ein rotzerfallender Schiefer und Sandstein, diesmal stehen auf der Kalkplatte Bäume.

Unsere Pferdeführer sprechen immerzu von Geld, wie die Pferdeknechte fast immer taten. Das Wort Drachme hört man bis zum Überdrusse. Ich verweise den Leuten die Rede. Da, wie es an einem einsamen Hause vorbeigeht, höre ich in der Sekunde des Vorüberreitens aus dem Innern: zwanzig Drachmen.

Wieder bewegen wir uns auf den zur Sommerzeit glühenden Getreidefeldern, die sich soweit zu erstrecken scheinen, als das Gelände sanft gegen die Mitte der Ebene hin einfällt. Dieses Durstland ist ganz aus flachen, vor den Trockentälern der Randberge sich ausbreitenden Kegeln zusammengewachsen, deren Schiefe mit dem Auge kaum wahrzunehmen ist. Die untere Grenze der Fächer kann man dort erschließen, wo hellgrüne Pflanzungen, Reben, Feigen in Gärten verraten, daß das

Grundwasser nahe ist, mindestens aber da, wo über dem Hellgrün das Dunkelgrün der Rohre und Hartgräser ankündigt, daß das Grundwasser in der Fläche der Ebene liegt, austritt und Sumpf sich ausbreitet. Durststeppe und Sumpfland neben einander, diese traurigen Gegensätze sind bezeichnend für Griechenlands Klima und Bau, auch für seine Geschichte, indem dichte und eifrige Kultur in gesegneten Zeitläufen durch menschliche Kunst und Arbeit die Gegensätze auszugleichen, das hier überflüssige ja schädliche Wasser über die dürstenden Strecken auszubreiten vermag. Diesen dunkelgrünen Streifen begleitet von Gassenwäldern, wenigstens von zahlreichen Weiden, die im Landschaftsbilde der sehr baumarmen Ebene auffallen, sahen wir schon in der innerarkadischen Ebene von Orchomenos.

Überhaupt — obgleich die mittelgriechische Landschaft in der Meereshöhe von Messenien liegt — gleicht sie am meisten den hohen binnenarkadischen. Es sind auch keine Ölbäume in ihr, Ölbäume, die im Peloponnese bis 600 Meter, am Parnasse wie wir sahen gar noch höher hinaufgehen. Die nördliche Grenze des Ölbaumes, die vom mittleren Spanien nach Südfrankreich steigt, die Riviera entlang streicht, am Apennine entlang freilich bis in die Gegend von Neapel sich zurückbiegt, dann aber bis nach Triest hinaufspringt, ja noch nördlicher um die Seen am Südabfalle der Alpen eine Pflanzeninsel bildet, erreicht in Mittelgriechenland, die dalmatinische Küste abwärtsstreichend, ihren tiefsten südlichen Punkt in Europa. Von hier greift sie wieder hinauf, die Küste des ägäischen Meeres bis fast nach Konstantinopel umziehend und nach Kleinasien hineinbiegend. Man glaubt nicht mehr im Süden zu sein, wenn der Ölbaum aus einer so meernahen Landschaft ausgeschlossen ist. Die gewaltige Ländermasse Mittel- und Osteuropas und die winterkalte Balkanhalbinsel greifen hier landschaftbildend unmittelbar bis tief nach Griechenland herein. Es macht sich also das Landklima mit seinen zu hoher Wärme und Kälte schwankenden Neigungen geltend. Die Linie gleicher mittlerer Wärmegrade im Januar von 8 Grad — das ist sozusagen der Nullpunkt des Gefühles, der, wenn er leicht und allgemeingültig zu messen wäre, besser denn der Gefrierpunkt des Wassers als Nullpunkt festgesetzt würde und dann wirklich wie man sagt „Null Grad Wärme“ bedeutete — diese Linie von 8 Grad also erreicht wiederum gerade hier ihren tiefstsüdlichen europäischen Punkt. In Italien streicht die Linie über Rom nach Genua hinauf, und wir sind auf der Höhe von Messina. Zum gefühlten Vergleiche diene, daß die Januarmittelgrade in Deutschland etwa bei 1 Grad unter Null liegen. Im Sommer aber bildet sich das Julimittel von 28 Grad — das deutsche Julimittel ist etwa 18 Grad — von den Ländern Europas außer Griechenland nur noch im verrufenen Hochinnern der massigen spanischen Halbinsel aus. Das Klima Mittelgriechenlands entspricht alsdann dem des fast tropisch von ihm abstehenden Messenien, das ein Mitteljanuarklima von mehr als 10 Grad hat, und ist als Wärme-

insel einem Sommerklimagürtel vorgesetzt, der vom Innern Marokkos längs der Nordküste Afrikas über das afrikanische Tripolis und über Kairo, die Sinaihalbinsel und der arabischen Wüste entlang zieht. Die Linie, welche die Orte mit 26 Grad mittlerer Juliwärme verbindet, greift vom afrikanischen Festlande bei Tunis in einem dünnen Streifen entsprechend der Schmalheit Italiens über Sizilien in das südliche und mittlere Italien herein, keilt bei Ankona aus und kehrt zur tunesischen Küste zurück, folgt, da die Meere ja immer ausgleichend auf Wärme und Kälte wirken, den Küsten des ganzen östlichen Mittelmeeres nach Osten, Norden und Westen, leckt dann in breiter Zunge nach Europa zurück, ganz Griechenland bedeckend, und zieht über Kleinasien weiter in die sommerheißen Wüstengürtel Asiens. Der Wärmegleicher liegt im Sommer weit nördlich vom Gradgleicher in der Sahara, sodaß also Griechenland ihm sehr nahe kommt, und in Wirklichkeit ist Griechenland, insbesondere Ostgriechenland, eines der heißesten Länder der Erde. Wir haben jetzt Anfang Juli, doch werden wir noch höhere Wärmegrade bekommen und wollen uns hier nicht zuviel damit beschäftigen, um uns nicht vorzeitig aus dem sommerglutenden Lande treiben zu lassen. Ich glaube aber jetzt dem Leser schon überlassen zu können, sich die Einflüsse all dieser Umstände auf die Landschaftsbilder, derentwegen wir gekommen sind, selbst auszumalen. Er soll dabei bedenken, daß die uns menschlich besonders lieben edlen Pflanzen gleich den Menschen die ausschweifend hohen Wärme- und Kältegrade scheuen und daher in unserer Landschaft fehlen.

Bei dem Dorfe Chäronäa schreckt uns der schrille Ton einer Dampfpfeife aus dem Halbschlummer auf, in den uns der Ritt durch die mittagsheiße Ebene einwiegte. Wir sehen einen ganz neuzeitlichen Dreschzug zwischen gewaltigen Haufen von Getreide, von vielen Arbeitern umwimmelt, die jetzt eben Feiermittag machen. Ich denke an Landschaften des holländischen trockenen Innern; und schon denken an deutsche Landschaften, in denen der Juli dem griechischen Oktober entspricht, kühlt mir das erhitzte Gehirn. Wir sind ja die reinen Narren, daß wir zu solchen Mittagstunden entgegen aller Landessitte reisen, wo der Bauer auf dem Felde und der Soldat in der Kaserne Ruhezeit hat, und meine Leute fluchen oft genug, aber wir wollen doch diese Landschaften in Freud und Leid, ihre Seele mit allen ihren heißen Leidenschaften und Gluträumen erfühlen und erfassen; wenn wir schlafen, drückt sich in unser Gehirn nichts ein, und der Leser wird sich mit Recht darüber beklagen, daß ich ihm vieles schuldig bleibe. Doch bekenne ich, hier nicht gar viel bemerkenswerte Einzelheiten beobachtet zu haben, ich glaube nach einer halben Stunde, ich habe geschlafen. Unsere kleine schleichende Karawane enthält die einzigen wachen Menschen und Tiere in der mittags-mitternächtlichen Landschaft.

Ich kann jetzt trotz der schwarzen Gläser nichts mehr sehen und muß die Augen schließen. Unterhalten wir uns von etwas

Allgemeinem und von Zahlen, die doch wichtig sind für ein großzügiges Vorstellen griechischer Landschaften. Der Dreschzug hat uns sehr überrascht. Wir wissen, daß die Griechen keine Liebe zum Lande und zum Ackerbau haben und die ihrem Vaterlande so nötigen Kräfte als Handelsleute und Arbeiter nach Armenien und Ägypten, besonders nach Amerika tragen. 175 000 Männer sind draußen, das wäre im Verhältnis die ganze Bevölkerung Karlsruhes auf die Badens gerechnet. Von Griechenland sind ja nur 65 Hundertteile des Landes anbaufähig, angebaut sind aber noch nicht 20 Hundertteile. Wie sehr die Brache der Kulturgegenden das Landschaftsbild für das Auge, noch mehr wohl für das Gefühl beeinflußt, kann man sich leicht denken. Aber nicht „Land“ ist den Griechen Zauberwort, sondern „Geld“. Es wundert mich, daß die Zahlwörter im Griechischen trotz des vielfältigen Gebrauches zwei- und mehrsilbig geblieben sind, nicht, wie vielumgereichte Münzen abgeschliffen werden, zu zwei- oder einsilbigen Worten zusammengeschrumpft sind. Unter den deutschen Zahlen von 1 bis 10 ist eine zweisilbige, unter den griechischen sind's sieben, ja wenn man die sächlichen ja meist gebrauchten Formen nimmt, acht, und gar zwei dreisilbige gibt's. Wir kommen wieder an einem Hause vorbei und obgleich wir durch die offene Tür in die Schattenhalle hineinblickend niemanden sehen, hören wir: „Dreizehn...“ es waren ganz gewiß „Drachmen“.

Die Habsucht der Griechen scheint uralt zu sein. Als der Sprosse des Zeus, der Städtezerstörer Odysseus, von den Phäaken schlafend in Ithaka mit ihren Geschenken ausgesetzt auf heimischer Erde erwacht und diese nicht kennt, bricht er in lautes Jammern über diesen vermeintlichen neuen Betrug aus. Nachdem er dann die Schiffer kräftig verflucht hat:

Also strafe sie Zeus, der Hort schutzflehender Wanderer!

besinnt er sich auf ein anderes:

Aber wohlan, so zähl ich zunächst die Gaben und schaue,
Ob sie mir nicht im bauchigen Schiffe mit Raube davon sind.
Sprach es und zählte sogleich die ehernen Becken und Ständer,
Zählte das Gold und das feine Geweb' und die schönen Gewande.
Doch sieh' da, es mangelte nichts. So schlich er denn traurig
Jammernd um sein väterlich Land entlang dem Gestade.

Die Verse fallen mir ein und unwillkürlich muß das sonnenmüde Gesicht lachen über die naive homerische urgriechische Denkungsart. Im Schweigen des klappernden Rittes werde ich gefragt, warum ich lache.

Da steht auch das große Totendenkmal der in der Schlacht von Chäronäa 332 v. Chr., in der die Freiheit des alten Griechenland verloren ging, gefallenen Makedoner. Der Löwe von Chäronäa ist aus den vorgefundenen Stücken wieder zusammengesetzt worden. Er ist in der Bild 83

ganzen Landschaft sichtbar. Ich konnte mich indes abgesehen von seiner eindrucksvollen Größe nicht hineinfinden, empfand vielmehr das Aussehen des Tiergesichtes in dem viel zu kleinen Kopfe lächerlich. Der Löwe etwa, der als belgisches Wappentier in gleicher Größe auf der Mauer der Talsperre Gileppe in den Nordardennen steht, ist als Kunstwerk wie als Landschaftswert schöner und gewaltiger. Freilich — dieser Löwe von Chäronäa ist das erste dieser Art Denkmäler in unserer westlichen Kulturwelt; unwillkürlich empfiehlt es, sehr alt zu sein, die meisten Zeitgenossen aber stimmt zu bedingungslosem Bewundern, von den Griechen zu stammen. Gemein ist das Geschlecht, das sich selbst verachtet!

Wir müssen den Wärter einer kleinen Bahnhalte wecken, damit er uns den von Thessalien kommenden Zug anhält.

Der Parnaß, über dieser böotischen Ebene mächtig aufragend, verschwindet. Er scheint zur böotischen Seite nicht wie zur delphischen in Stockwerken abzufallen. Auch der im Landschaftsbilde der römischen Kampagna so eindrucksvolle Monte Gennaro geht zur Ebene Roms geschlossen nieder. Ersteigt man ihn aber von hinten her etwa vom Sabinum des Horaz aus, so findet man auch dort den dreistöckigen Aufbau mit zwei den Hirten dienenden weiten Stufen und den steilen Übergangstälern zwischen den Stockwerken. Wir berühren Mittelgriechenland viel zu flüchtig, als daß wir uns ein Gesamtbild seines Baues machen könnten, wie wir es vom Peloponnese getan haben. Lassen wir durch es unseren Schatz an griechischen Landschaftsbildern nur etwas abrunden. Vollends nicht können wir genaue Bilder haben, da wir es jetzt auf einer ziemlich schnellen Eisenbahn durchfahren. Aber wir geben uns nach der Schneckenreise auf dem Rücken langsamer Tiere, die nur Schritt zu gehen gewohnt sind, dem Reize sausenden Fahrens voll hin, und genießen mit Freuden einmal aus einem schattigen Abteile das schnelle Abrollen von Landschaftsbildern, nachdem wir bisher aus Muße vielleicht tiefer in die Bilder gegriffen haben, als dem künstlerischen Genießen diente.

In Rosenkranzform reiht sich Ebene an Ebene, groß und klein, jede von roten Kalkbergen eingeschlossen. Die Fenster der Bahnwärterhäuschen sind dicht und schwarz vergittert zum Schutze vor der Malariamücke wie in allen Niederungen Italiens. Da steht Mais, da steht Baumwolle, da steht reihum Mais mit Baumwolle gemischt. Auf einen Augenblick ein Stück richtigen Laubwalds. Jetzt sehe ich Bäume in Reihen, Kanäle, Rindvieh, eine Ebene — bin ich am Niederrhein? bin ich in Holland? Wir sind in der Landschaft des zum großen Teile wieder trockengelegten Kopaissees. Im Altertume war sie ganz Kulturland, durch Kanäle sorgfältig ent- und bewässert, und glich den Landschaften des Zweistromlandes, Unterägyptens und der Poebene.

Da ist die Erde schwarz. Daneben hinbreiten sich grüne saftige Wiesen. Pferde gehen in einer Stoppel weiden, die ist kniehoch. Ge-

waltige Haufen von Getreide, wieder Dreschzüge, und ein ostelbisches Erntebild taucht einen Augenblick auf — und verschwindet sofort hinter einem Berge, der blaurot durch starre Bildform auffällt; wie ein großes Gewölbe mit Streben erscheint er, auch von den Leuten des Landes durch ein weißes Heiligtum ausgezeichnet. Eine kleine Ebene, in der ich Kartoffeln sehe, und dann ist die thebanische Ebene da. Einförmiger ist sie, in ihr kaum ein Baum. Da leuchtet ein Sumpf mit hellgrünen Rändern. Stoppel. Steppe. Diese noch lange. Jetzt wird sie abgelöst von kaltblauen Zwiebelfeldern. Theben liegt nachmittagsgelb auf einem der runden sandigen Terziärhügel vor den abendblauen Bergen. Helikon heißen sie. Die Terziärhügel stellen sich zwischen den Kalkbergen mehr ein, je mehr die junge Fläche des Sumpfes und der ihm abgewonnenen Ackerfelder verschwindet!

Von Theben ab wechselt engerer und weiterer Raum in belebterer Folge. Mitten zwischen den Fruchtfeldern, auf gleichem Boden mit ihnen, wuchert wilde Makia. Bäume sind über die Felder zerstreut, wohl als Schattenspender für Arbeiter erhalten geblieben. Da wo kein Baum im Felde steht, sitzen die Leute während der Mittagzeit hinter mächtigen aufgespannten roten oder blauen Schirmen. Da sind Kiefern. Die „Seekiefer" entfernt sich nie weit vom Meere und ist dessen Vorbote. Wir sind in der Gegend von Tanagra. Ein zerstörter Turm. Noch einer.

Da eine schöne grüne Eiche. Der Eichen werden mehr, und der Kiefern werden mehr, jetzt sind sie goldgrüne Wälder. Anfangs Kiefernwald mit Eichen, später Eichenwald mit Kiefern, zuletzt nur Eichen. Die Wälder waren nicht einmal weitständig, jetzt lösen sie sich auf, die Eichen stehen über Getreidefeldern, sie verschwinden. Nun erscheint in der Nähe eines Dorfes ein Ölbaum, der erste von Norden. Die Dörfer sind weniger zahlreich als im Peloponnese, Mittelgriechenland ist sehr viel dünner bevölkert. Die Menschendichte in ihm bildet mit 10 bis 25 Einwohnern auf einem Quadratkilometer die dritte Gruppe der Bevölkerungskarte Griechenlands, wenn Messenien mit 50 bis 100 die erste, der übrige Peloponnes mit 25 bis 50 die zweite bildet. Die Landschaftsbilder sind daher etwas einsamer. Dichte Kulturgebiete mit über 100 Menschen auf einem Quadratkilometer wie die Poniederung, wie die ganzen Rheinlandschaften, wie Belgien, Sachsen und Böhmen hat Griechenland überhaupt nicht und seine Natur ist in diesem Sinne mehr „Natur". Freilich hat der Mensch in besonders langen Zeitläufen ungewöhnlich viel im Guten und Bösen an den Landschaftsbildern getan, sodaß sich für unser aufnehmendes Gefühl der Anteil von Natur und Mensch an diesen Landschaften jenen gleich gestalten kann.

Die im Westen stehende Sonne schien uns zuerst ins rechte Wagenfenster herein, dann verschwand sie, jetzt erscheint sie im linken. Wir fahren also in einem flach nach Norden geöffneten Bogen. Der Zug kriecht langsam gegen einen Paß hin, der nahe dem Meere liegt.

Auf der Westseite Griechenlands fanden wir im allgemeinen nord-südliche Gebirgsketten. Die Richtung springt vom nördlichen Arkadien über den Querbruch des großen Golfes auf die Pindusketten über, die sich ungestört nördlich und nordwestlich hinziehen durch Epirus, Albanien, Dalmatien und als Dinarische Alpen an die europäischen Alpen angeschlossen sind. Die Richtung biegt sich im Apennine um, springt durch Sizilien nach dem Atlas hinüber, beugt sich in den andalusischen Sierren zurück und schließt über die Balearen weg mit Berührung der Pyrenäen den Ring. Es ist die Weise des bezeichnenden Rokokozierstückes, wie diese Gebirge sich aneinander fügen. In Griechenland beginnt für den Osten eine andere Linienzeichnung, statt der rückgebogenen Rokokokrümme der Girlandenbogen. Die Gebirgsbögen — wir sind ja auf einem der kleineren, während wir noch immer gegen den Paß hin ansteigen — sind in ihrem untersten Gliede an die dinarische Nordsüdrichtung angebunden, sie verlassen diese im großen kretischen Inselbogen, gehen über den Taurus, das iranische Randgebirge, den Tianschan und die südsibirischen Grenzgebirge, alle nach Norden offen, durch ganz Asien hinauf, indem sich ihnen noch andere, der Himalaja, die hinterindische, die japanische, die malaiische Gebirgsinselgirlande anhängen, bis sie an die Behringstraße angeknüpft werden. In Griechenland vollzieht sich sozusagen ein Stilwechsel, westlich herrscht die Rokokoziere, östlich die Zopfgirlande. Stilwechsel jedoch innerhalb einer Stilgruppe. Man hat diese wundervollen, besonders dem Zuge der Mittelmeere der Erde folgenden Gebirgs- und Küstenlinien zusammengefaßt und ihnen entgegengesetzt die Gebirgs- und Küstenlinien der Tafelländer Afrikas, Arabiens, Vorderindiens, Rußlands, des größten Teiles Spaniens, der bretonischen Tafel Frankreichs und anderer. Diese Unterscheidung ist ja ohne Frage auf der Karte, nicht in der Natur entdeckt worden und sie ist zuerst eine Weisheit der Karte und schönheitliches aus der Karte fließendes Genügen. Aber wir werden sehen, daß sie tief in den Landschaftsgenuß, in Menschheitsgeschichte und in die Kunstwelt greift. Die Kunstwelt und die Geschichte der Kunst läßt sich durch alle Stile hindurch in Klassisches und Romantisches scheiden. Romantisch ist Ausschweifen, Klassisch ist Maßhalten in der Form. Romantisch ist Selbstwille, Klassisch ist Gesetzeswille. Romantisch ist reizvolles reizbares Gestalten, Klassisch ist ruhiges gesättigtes Bilden. Romantisch ist anregend, unterhaltend, Klassisch ist befriedend, das eine sozusagen weckt, das andere stillt den Hunger. So kann man auch die Landschaften in romantische und klassische scheiden und damit die Länderkunde, denn die Landschaft ist die Kunstabteilung der Länderkunde. Jene Gebirgs- und Küstenlinien teilen wir als romantische und klassische. Die Landschaften der romantischen Gebirgslinien sind kraus und reichbewegt, die der klassischen gestreckt, ruhig gezeichnet und etwas langweilig. Die Romantik ist meist ein Zeichen der Jugend, die Klassik des Alters, so sind auch die in diesem

Sinne romantischen Gebirge, Küsten und Landschaften junge, jene alte. Wenn die romantischen Gebirge nicht immer im Stoffe jung sind, so sind sie es in ihrer Gestalt, denn die gebirgsbildenden Faltungen im Erdkörper stammen aus junger, meist terziärer Zeit. Länder alter Stoffe und alte fast verschwundene Gebirge sind gefaltet oder neu und kräftiger gefaltet worden. Sie sind im Alter noch einmal von einer romantischen Welle durchflutet, neubelebt worden, wie wir es aus den Leben und Werken vieler Künstler wissen — das erhabenste Beispiel ist Goethe und der zweite Teil des Faust. Alte Gebirge gibt es eigentlich überhaupt nicht, denn die Wortbildung Ge-birge setzt ein durchgreifendes umwühlendes Bilden der Berge voraus, das lebendig, jungromantisch ist. Die Zeit duldet keine Romantik, der Tod, die ewige Klassik, schickt sie vorauf, mit ihrem Zahne an allen jungen Formen zu nagen und sie alt zu machen.

Nun zutrifft das Sonderbare, daß die Länder, deren Kunstrichtung zum Romantischen neigt, Mitteleuropa, das arabische Ägypten, Rußland, Indien zum klassischen Landschaftsbaue gehören, die aber mit klassischen Kunstneigungen, insbesondere Griechenland und Italien, zum romantischen. (O welch ein Beispiel romantischer Erdbildung sind diese! Ist es nicht bezeichnend, daß sie die Länder der Buchten, Inseln und Vulkane sind! Besonders der Vulkane! In Italien liegen die drei einzigen Vulkane Europas, in Griechenland sind Methana und Santorin erst vor kurzer Zeit erloschen. Die Feuerlandschaften haben ja an sich etwas Schreckhaft-Romantisches und die Vulkane finden sich meist in der Nähe der lebhaft sich bewegenden Teile der Erde, nahe den größten Bruchlinien.) Ist das nur ein eigensinniger Einfall der Natur, die sich die Freiheit ihrer Regeln bewahren will? Oder ist es seelisch tief begründet, indem die Völker ihre Kunst — ich denke hier vorwiegend an die Kunst, welche im innigsten Verhältnis zur Landschaft steht, an die Baukunst — aus dem Gegensatze zu ihrer Landschaft schufen? Wie stehen die ruhigen Linien eines griechischen Tempels im krausen Gefüge der Berglinien rundum! Selbst im Trümmerzustande des Tempels der Phigaleer Bild
ist noch der wagerechte Säulenbalken sozusagen der Sehmittelpunkt, 29
die ruhende Linie der wogenden Berglandschaft. Man denke sich etwa eine gotische Kirche in den griechischen Berglandschaften — unmöglich! Wie steht aber der siebentürmige luftige weiße Dom von Laon in den weiten Flächen Nordfrankreichs auf der ebenen Hügelplatte! Wie der schwarze blumigzerlöste von Reims in weiter Ebene der Champagne! Wie der rote leichte von Straßburg im breiten Rheintale vor den weichen Vogesenlinien! Wie der gotische dunkle von Ely in den stillen Parklandschaften der Londoner Grafschaft! Wie die sieben Türme von Limburg an der Lahn in der alten Rumpffläche des rheinischen Schiefergebirges! Wie die beiden Türme von Köln in den Schotterebenen und den fernen flachen alten Flußstufen des Rheines! Könnte ein Architekt von Geschmack in Holland, in den Rechtecken der Polder

und Kanäle und vor die langen gewaltigen Meerdeiche, etwa vor dem des Zuidersees in Enkhuizen, einen griechischen Tempel errichten? Die holländische klassische Landschaft schreit geradezu nach dem romantischen Gottesdome. Wie herrlich liegt das tausendgieblige rote Danzig vor den weichen Wellenlinien der es umgebenden Grundmoränenlandschaft, in den ebenen Weichselauen und vor den feinen langen Sichellinien seiner Meerbucht! Wer erinnert sich nicht des tiefen Genügens, mit dem er die bunte gotische Marienburg aus Ebenen, Flüssen und Seen auftauchen sah! Wie unvergleichlich thronen die Deutschherrenburg und der Dom von Marienwerder auf der Weichselstufe mit dem kühn ins Tal hinaustretenden Turme „dem Danziger", wenn etwa seine roten Ziegelmauern von tiefstehender Regensonne am Abend beleuchtet sind! Wie müssen die tollen goldenen Kuppeln des heiligen Moskau aus der unendlichen Ebene ragen! Wem hat nicht etwas gefehlt, wenn er über einem deutschen Städtchen der nordischen Alpen stand, wo Kirchtürme, Schloßdächer und Häusergiebel gleich den wilden Linien der umgebenden Kalkberge in den Himmel stachen! Dort ist ja das schönheitliche Aufregen, wo ist die Insel der Ruhe? Das Allegro tönt, wo bleibt das Andante? Beide erst machen das Musikwerk. Die große Kunst ist immer Aufregung und Ruhe, Satz und Gegensatz, Aufströmen und Zurückfließen. Wie wohl tut es aber, unter den kühnen Dolomiten in den Städten Bozen und Trient die ruhige italische Wagerechte anzutreffen! Tausende haben den Reiz dieser Linien empfunden, Hunderte haben ihn beschrieben, wieviele sind sich des Grundes bewußt geworden? War es richtig von König Ludwig, für die Walhalla bei Regensburg das Gewand des griechischen Tempels zu wählen? Das breite Donautal mit den weichen Terziärufern ist ja selbst schon die klassische Ruhe. Das gotisierende Denkmal an der Porta Westfalika mit seinen Durchblicken und Schrägen bereichert mehr den langen stillen Bergzug des Wiehen- und Wesergebirges und die weiten Wasserebenen. Auge und Sinn fühlen sich im unendlichen Gebreite köstlich durch es erregt. Wie wird das Bismarckdenkmal am Rheine ausfallen? Die Landschaft rheinab ist eine sehr alte doch verjüngte Rumpffläche, und rheinauf ist die Geisenheimer Rheinaue breit und flach, das hessische terziäre Schollenland zart bewegt. Es ist besonders schwierig. Wir werden sehen!

War es richtig, Mailands Dom gotisch zu erbauen? Gewiß, nur durfte der Turm auf seiner Vierung italischer Bauweise zum Trotze höher sein. Wie erfreuen in der lombardischen Ebene die Formen der bunten vieltürmigen Kartause von Pavia, wie sehr aber innerhalb ihrer romantischen Bewegtheit dort, wo man die Landschaft nicht sieht, im Hofe, die wagerechten Linien der Kirchenschauseite! Als ich Venedig zum erstenmale sah, lag der Glockenturm von San Marco ein Staubhaufen am Boden; was fehlte? Als ich es mit dem neuaufgerichteten Turme wiedersah und das Wunderbild von San Giorgio aus betrachtete,

da empfand ich zwischen den Wagerechten der Paläste, der flachen Dächer, der Wasserflächen Gabriele d'Annunzio nach, dessen hochgereiztem Empfinden die Linie des ragenden Turmes als ein „mystischer Schrei" ertönte. Die Peterskuppel in der römischen Landschaft! Aber in den weiten Tuffflächen der Kampagna wirkt sie trotz ihrer wagerechten und geschlossenen Kreislinien gar nicht klassisch, sie ist mit ihrem gewaltigen Maße das Aufreizende, Aufreißende in der Ebene wie ihr Schöpfer in den Gefilden der Kunstgeschichte. Michelangelo ist ein Romantiker, darum ist er uns Nordländern teurer als Rafael, während er für die Italier etwas Dunkles und Fürchterliches hat und auf der Leiter der Werte nicht den „göttlichen Rafael" erreicht.

Ich umwerte freilich den Begriff der „klassischen Landschaft", die Preller und Feuerbach malten, die noch viele besonders nordische Künstler in Italien malen. Aber ist es nicht oberflächlich, in Italien die klassische Landschaft zu suchen, weil Italien die Heimstätte der klassischen Kultur war? Trotz des klassischen Stoffes der Helenahandlung bleibt der zweite Teil des Faust ein romantisches Gebilde.

(Klassische Form in der griechischen Landschaft ist die Pinie — aber sie ist selten — und die Zypresse; der Ölbaum, der Merkbaum „klassischer" Landschaft ist aber ein romantischer Baum. Und die Pflanzen spielen, spärlich wie sie sind, im südlichen Landschaftsbilde nicht dieselbe Rolle wie im übergrünten und durchwaldeten nordischen. In diesem ist auch die Pappel ein klassischer Baum und oftmals die Tanne. Man denke an die ernsten stilvollen Pappellandschaften in den Auen des Oberrheines bei Karlsruhe. Klassisch ist in der südlichen Landschaft das helle Licht und die durchsichtige Luft, die sehen und schauen statt träumen und schwärmen machen, echt romantisch ist der nordische dunkle Wald. Und wir sehen, daß auch in diesem Falle wiederum bequeme Klassenbegriffe zu grobe Denkformen sind.)

Man könnte sagen, Ägypten mit seiner Kunst ist eine Ausnahme. Dort wurde in einem klassisch ebenen stillen Lande die am meisten klassische Kunst geschaffen. Es ist recht. Aber ich glaube, daß die ägyptische Kunst sich kaum jemals zur freien Höhe einer Kunst erhoben hat. Immer bleibt ihr etwas Erdgebundenes, ihre Menschenbilder lösen sich nie ganz aus dem Steine, ihre Pyramiden sind geometrische gediegene Berge, ihre Säulensäle sind Steinwälder, ihre Tempel etwa die von Theben und Edfu sind genau so breit gelagert wie drüben das Tafelland der libyschen Wüste, ja einige Tempel wie der von Derelbari und Abusimbel sind in die Berge gebaut, sind nur künstliche künstlerische Höhlen. Die allzuklassische ägyptische Kunst ist noch nicht klassisch. Die Ägypter sollen ja die Griechen beeinflußt, ihnen Säulen und Gebälk übermittelt haben, die Griechen machten aus diesen Stücken eine wahrhaft klassische Baukunst, vielleicht weil sie in einem romantischen Lande wohnten. Es dürfte auch nicht zufällig sein, daß die Ägypter mit ihrer Kunst nicht Schule gemacht haben. Oder haben sie doch Schule gemacht?

Im Rokoko, gewiß einer romantischen Zeit, ahmte man ihre Tempel und Pylonen in Spielmaßen nach in den Parks französischen Geschmackes; es sei erinnert an das ägyptische Tor der römischen Villa Borghese. Und hat sie nicht noch einmal Schule gemacht? Die Kunstschule des Benediktinerklosters Beuron baut, malt und bildet in ägyptischen Formen wie in Monte Cassino und auf deutschen Ausstellungen christlicher Kunst zu sehen ist. Und die Benediktiner — sind Romantiker wie alle Christen! Aber ihres Schulemachens brauchen sich die Ägypter nicht sonderlich zu rühmen.

Die eigentliche ägyptische Kunst ist die arabische. Ist nicht die Alabastermoschee über dem Niltale mit ihren Minarets, sind nicht die hundert Minarets des bunten lauten Kairo kunstechter in der stillen sonnenöden ägyptischen Landschaft als die toten Pyramiden, diese Mäler für Tote? Nehmen die lustigen Giebel und Wimpel der Moscheen der Seele nicht die Stimmung erhabener Trauer, die über der ägyptischen Landschaft schwebt? In Ägypten würde man schwermütig ohne die Minarets. Die arabische Baukunst hat sich entwickelt aus der byzantinischen. Der Kuppelbau der Byzantiner, die romantische Fortentwicklung aus einer sterbenden Klassik, ist in Thrazien und, wie wir neuerdings erfahren haben, in Kleinasien entstanden, sein größtes Beispiel ist die Sophienkirche von Byzanz. Byzanz aber liegt auf der sogenannten Thrazischen Masse, einem abgetragenen großförmigen Rumpfgebirge, das auf das kleinasiatische Ufer hinüberreicht, und der Bosporus ist ein Flußgebilde gewesen, das ähnlich dem Binger Rheine in ein altes abgeplattetes Gebirge eingegraben wurde und nachher durch Senkung des Landes im Meere ertrank. Kleinasien ist von Randgebirgen umwalltes Hochland. Die Malerei der Alten wurde nicht in Byzanz romantisch verjüngt, sie starb in klassischer Starre, aber sie lebte auf in Toskana, im romantischen Italien, und bereitete die große Kunst vor. Die Abnehmer byzantinischer Baukunst waren klassisch alte Länder (oder doch ebene Länder, also klassische Landschaften): Ravenna, Venedig, die französische Mittellandmasse, Ägypten, Arabien, das mohammedanische Indien, die große russische Tafel. Man kann mich mit irgend einer Ausnahme schlagen so, daß die Alhambra — die aber als Baumasse etwas Geschlossenes hat — im romantischen andalusischen Gebirgsbogen und nicht auf der alten Tafel, dem „Tische" Spaniens steht. Aber das Gewebe von Welt- und Menschheitsgeschichte ist zu verwickelt, als daß man es nach einem Gesichtspunkte auflösen könnte. Indessen sehe man es doch einmal aus diesem Gesichtswinkel an!

Auch in Deutschland haben wir ein kleines Ägypten, nur was den Bau angeht versteht sich; es ist das nördliche Schwaben. Die terziären Schichten liegen in Ägypten schindelartig mit ganz flacher Neigung aufeinander, sodaß der sie querende Nil eine nach der anderen anschneidet; seine Ufer sind Tafelländer. Ebenso liegen in Schwaben die Schichten vom Jura bis zum Buntsandsteine und der

Neckar schneidet sie rechtwinklig durch. Wenn man von Stuttgart nach Heidelberg wandert, berührt man eine nach der andern; dies Schwaben ist auch ein Tafelland. Etwas Ägyptisch-Altklassisches hat die Neckartallandschaft, aber Eßlingen mit der zierlichen gotischen Frauenkirche und den kecken bergkletternden Mauertürmen, Heilbronn mit St. Kilian, die Dörfer im Tale und die Burgen auf den Höhen, Heidelberg mit dem Schlosse, sind die nötigen romantischen Gegenreize. Was wäre das Neckartal ohne sie! Der Neckar tritt in die breite rheinische Ebene wie der Nil ins Meer. —

Da haben wir den Paß erreicht, der Blick tut sich weit auf bis nach Euböa hinüber. Unsere Unterhaltung während der Paßfahrt war ein anstrengender kühner Flug über die Gebirgsbögen der Welt vom Atlas bis Kamtschatka, über alle ihre Türme und Kuppeln weg. War das auch „Landschaft"? Ich meine es, denn die Landschaft ist inwendig, in uns! Ich lasse mir Wein reichen und trinke mit Lust.

Der Zug paust ein wenig, ich schlendere an ihm auf und ab. Ich sehe mir die Maschine an, die brave, die uns schleppt. Sie ist in Deutschland gebaut. Und die Leute auf der Maschine sehe ich mir an, dankbar und bittend. Niemand kümmert sich um sie. Die Wägen sind belgisches Erzeugnis. Auf der Fahrt, wenn ich an einem Weichenstellerhäuschen vorüberrolle, möchte ich dem Manne oder Weibe danken.

Pentelikon erscheint, bendeli spricht die weiche griechische Zunge. Der Berg ist ein schöner Giebel. Wir kommen in Kiefernwald, dann in immergrünen Buschwald. Die Sträucher haben grüne Blätter an roten Ästchen. Zwischen ihnen liegen formlose Getreidefelder, Getreidelachen könnte man fast sagen, denn sie haben den willkürlichen und zufälligen Umriß kleiner Seen und Weiher, die sich mit Buchten und Inseln dem Gelände, diese hier dem Makienbusche anschließen. Da steht einmal eine Zypresse im Freien, nicht bei einem Dorfe. Doch auch bei einem Dorfe haben wir auf dieser mittelgriechischen Fahrt Zypressen nur einmal gesehen. Die scheidende Sonne wechselt noch einmal die Wagenfenster, wie schwenken wieder westwärts ein, nachdem wir den ganzen, westöstlich streichenden Gebirgszug Parnaß-Helikon-Kithäron-Parnes umfahren haben. Herden schwarzer Ziegen stieben unter weißen Staubwolken vor dem Zuge davon. Wir sind jetzt in einer Landschaft schöner Eichen, die mehr und mehr Parklandschaft wird. Soldaten lagern unter weißen Zelten. Das ist die Gegend Tatoi mit dem Sommerschlosse des Königs. Pentelikon ist ein außerordentlich schöner Berg. Hymettos beginnt seinen langen linken Flügel einzuschwenken. Oleander blüht rot neben einer weißen Kunststraße. Jetzt treten in der blauroten Pyramide des Pentelikon die großen weißen Flecke der Marmorbrüche heraus. Wir sausen abwärts. Der Zug scheint ebenso atemlos erregt zu sein wie wir, Athen zu sehen. Da ist — sage ich nicht schon besser: war? — eine kleine natürliche Akropolis von der uns längst geläufigen Form; diesmal klettern Bäume den

weichen Teil hinauf; ob sie auch eine menschliche war, weiß ich nicht. Röter und lauter wird die Landschaft. Unruhiger und heißer werden wir. Da, in der Ferne, weißgolden, aufleuchtet die Akropolis.

Die Sonne sinkt. Scheidend hängt sie zuletzt an den heiligen goldenen Säulen, wie man eine Versammlung verlassend zuletzt noch einmal den Vornehmsten grüßt. —

ATHEN UND DIE ATHENISCHE LANDSCHAFT

Farbenbild VII Bild 84 Wir waren zu drei verschiedenen Malen in Athen, zu Anfang April, zu Ende Mai und um die Wende von Juni und Juli. Auf die Akropolis kamen wir zum erstenmale herauf um die Osterzeit am späten Nachmittage. Ein böses Wetter war uns günstig. Was ich auf dem Burgfelsen zuerst erlebte, war einzig: Farbe. Welche Farbe! Wenn man Baukunst studiert hat, kennt man, ohne in Athen gewesen zu sein, jeden Stein der Akropolis. Das Lichtbild hat das Reisen umgedreht, indem jetzt Länder und Städte zu den Menschen reisen.

Ein starker Sturm bläst aus Südwest. Die Sonne hinter meinem Rücken steht schon tief. Graue Staubwolken erfüllen die Luft. Die Wege rauchen. Die an sich grauen Kalkberge Attikas sind blaß und scheinen im Dunste von Staub und Wolken zu schwimmen, selbst schwere Wolken. Über ihnen ist der Himmel voll blauer Sturmwolken. Bild 85 Wie aus einem Scheinwerfer hinter mir strömt gesammelt und flach das Licht der Sonne. Weiß, gelb, rot und gold ist der Stein von Toren und Tempeln. Aber es ist kein Stein, es ist Fleisch. Der Marmor ist nicht bleich und hat kein glitzerndes Korn, aber die Säule lebt wie ein Leib. Man könnte sie umarmen, doch die Ehrfurcht fesselt. Der Wind braust und knallt zwischen den Säulen. Und nun muß ich doch eine von denen des Niketempelchens mit den Armen umfassen, denn ein Windstoß hätte mich über die Burgmauer hinabgeworfen. Dann verhüllt plötzlich die Nacht das Wundergoldbild.

Was soll ich verhehlen, daß ich von einem sinnlichen Erlebnis wegging, so lebhaft gesteigert bis zu jenem schamroten Sinne, den das ehemals unschuldige Wort im Herzen von uns Christen angenommen hat!

Die Attiker brachten durch ihre Kunst dies Wunder hervor, gewiß! Aber dem Steine ihres Landes gebührt das gleiche Maß von Lob. Sie waren glückliche Menschen. Jenes mir nach bloßem Lesen maßlos erscheinende Bewundern der Akropolis habe ich erst vor der Natur von Landschaft, Luft und Stein verstanden. —

Zwanzigmal wohl waren wir auf der Akropolis. Man kehrte zu ihr zurück, wenn man Feierabend machen wollte von vielfältiger Arbeit. Oder wenn man einen ganzen Feiertag einlegen wollte. Man verbrachte

dann den ganzen Tag auf der himmlischen Höhe, fast ängstlich nur mit etwas Brot, Wein und einigen Früchten versehen, diesem beinahe mystischen Urmahle, als ob sich völligere Speise nicht schickte. Man tat dann nicht eben viel. Wir sind so durch Arbeit verdorbene Europäer und Deutsche, daß wir uns anstrengen müssen, einen Tag nicht eben viel zu tun. Auf der Akropolis scheint Arbeit fast Sünde. Es gibt nur eine Arbeit: Schauen, man hat nur einen Sinn: das Auge. Es ist etwas von reiner Himmelslust hier oben, die ja auch nur im Schauen, Gott Anschauen, bestehen soll. Was tun die Götter im Olympe auf Klingers großem Bilde, bevor der lebendige Vorwurf ihres seligen Lebens, die unermüdliche ernste dunkle Arbeit an sich und der Welt, Jesus, erscheint? Unsere ganze Westwelt ist Christentum geworden auch in denen, die vom Glauben des Christentumes nichts wissen wollen. Der Akropolisfelsen aber ragt noch über die dunkle schaffende christliche Welt weg in den goldenen genießenden Himmel der Götter hinein.

Man nimmt sich wohl ein Lieblingsbuch mit — aber man liest nicht darin, man sitzt unter einer Säule, ihrem Schatten folgend, der sich im Ablaufe des Tages auf der Marmortafel dreht, — und schaut. —

Die gesegnete Stelle der Erde, wo Athen liegt, ist ein großer Hof. Bild
Die südliche Mauer ist der wuchtige Hymettos, die östliche der feine 86—88
Pentelikon, die nördliche der lange Parnes, im Westen liegt das offene Meer. Der Hymettos ist über 1000 Meter hoch. Seine Farbe ist grau, nach unten hin in den Halden von Verwitterungsschutt grünlich durch spärlichen Pflanzenwuchs. Dieser Gürtel ist durch viele trockene Rinnen gegliedert. Sie reichen stellenweise hoch hinauf in den Gebirgsbau, ohne aber in die mächtige Umrißlinie einzuschneiden. In
flachem Winkel gegen die Wagerechte steigen die Schrägen an; der Bild
Gipfel ist geometrisch einfach, kein Fels, Baum oder Turm zeichnet 89
ihn aus, es ist lediglich der Treffpunkt der zwei in weitem Winkel zueinanderstrebenden Firstlinien.

Auch dieses Land baute ein Künstler. Er setzte nicht das Fremde neben das Unerhörte, sondern Vertrautes neben Ähnliches, nur bemüht die Form gefällig zu wandeln, und erreicht den Eindruck sowohl des gebietenden Einen wie des unterhaltenden Mannigfaltigen. Wie ähnlich ist der Pentelikon dem Hymettos, und wie von ihm verschieden! Auch er hat die Giebelform, doch sind die Schrägen steiler und die Spitze ist schärfer. Man hat ihn mit einem Tempelgiebel verglichen und ich wiederhole das, weil ich nichts Besseres zu sagen weiß. Er wirkt vornehmer als der trotzige klotzige Bruder. Seine Hänge sind stärker gefurcht, das rückwärts in den Runsen arbeitende Wasser — der Berg besteht zum großen Teile aus Schiefer, während Hymettos fast ein Marmorblock ist — hat sogar seine Giebellinien erreicht und den Umriß des Gebirges gezackt, die Gesamtform aber nicht zerstört. Pentelikon ist 100 Meter höher als Hymettos, aber wenn er auch nicht weiter entfernt

läge, so würde er doch niedriger wirken; auch unter den Menschen tritt das Feine vor dem Mächtigen zurück.

Pentelikon und Hymettos sind Marmorgebirge hohen Alters. Sie ragten schon als Inseln aus dem Kreidemeere hervor, in welchem sich aus den Resten von Milliarden von Kalktierchen die Stoffe zum Parnes absetzten. Parnes gehört stofflich und baulich zu den mittelgriechischen Kalkgebirgen. An Gewalt der Masse ist der Parnes dem Hymettos ähnlich, an Reichtum der Form dem Pentelikon. Er ist der höchste in der Dreieinigkeit dieser Berge, aber die unbewußte Künstlerkraft machte ihn zur Erhaltung des Gleichgewichtes in diesem Landschaftsbilde am längsten. Jene sind eine Masse, dieser ist durch zwei Einschnitte gegliedert, durch deren einen, den Paß von Daphni, die alte
Bild 90 heilige Straße nach Eleusis geht, deren anderen heute die Eisenbahn benutzt. Das durch den Eisenbahnpaß von der Hauptmasse abgegliederte Stück ist so bedeutend, daß man ihm den besonderen Namen Ägaleos gegeben hat. Es setzt sich in der Insel Salamis fort, von ihr nur durch
Bild 96 einen schmalen Sund getrennt, den Schauplatz der Schlacht und heutigen ersten griechischen Kriegshafen.

Im schönheitlichen Brennpunkte nun dieser Berge liegt Athen.

Man hat bis weit hinauf die Geschichte verfolgt und die Gründe aufgesucht, die diesem Stückchen Land seine unermeßliche Bedeutung in der Welt gegeben haben. Aber man ist im Bereiche der Menschen und ihrer Geschichte geblieben. Doch schon viele Millionen Jahre früher wurde sozusagen der Grundstein zum Parthenon gelegt. Wir sehen im Kreidemeere zwei Inseln zueinander rechtwinklig ragen. In
Bild 87 einer von ihnen, dem Pentelikon, schläft schon, noch nicht so ausgereift und edelkörnig wie heute, der Marmor zu den athenischen Bauten. Das Meer tritt zurück und legt seinen Grund bloß, der, wo er von der
Bild 86 späteren Faltung ergriffen wird, im Rohen den Parnes ergibt. Der athenische Hof ist im wesentlichen schon da. Die Wasser des Himmels machen sich über die Berge, ihnen die feinere Form zu geben. Die Kreideschicht tut uns nun nicht den Gefallen, ganz so einfach entstanden zu sein wie ich es hier abkürzend schildere, einzelne Parnesteile gehören wahrscheinlich noch in spätere Zeit und die Geschichte des Ge-
Bild 124 birges ist überhaupt noch nicht ganz geklärt. Genug, daß im athenischen Hofe auch eine Kreidekalkplatte lag, und zwar über Schiefer lag und
Bild 91 zumteil noch liegt. Stücke von ihr sind der Ausräumung des Hofes entgangen und bilden die Turkovunia „Türkenberge“, den Lykabettos, und indem die Platte allmählich sich meerwärts neigt, die Akropolis,
Bild 95 Areopag, Pnyx und den Sternwartenhügel, hinter dem sie unter jüngeren Schichten einfällt und verschwindet. So haben wir alle berühmten
Bild 92 Namen in der Landschaft beisammen. Wie schön erscheint im Durchblicke zwischen Areopag und Pnyx der sogenannte Theseustempel! Er hat als Georgskirche die Zeiten der Barbarei überstanden und so ist dieses Werk der „Heiden“ fast unverletzt auf uns gekommen. Rechts

und links dieses Höhenzuges legten sich früh zwei große Ausräumungstäler an, in denen heute die Bäche Kephisos — vor dem Parnes — und Ilissos — vor dem Hymettos — fließen, das heißt wenn sie Wasser haben. Es ist dann noch einmal im athenischen Hofe zu Ablagerungen gekommen, nämlich terziären, von denen die, welche die Munychiahöhe mit den berühmten Häfen bilden, die landschaftlich bedeutendsten sind. Diese werden wir noch genauer kennen lernen. So ist der athenische Hof baugeschichtlich also fertig.

Wir machen uns den Bau der edlen Landschaft klar auf dem Lykabettosberge über der Stadt stehend. Er ist mehr denn hundert Meter höher als die Akropolis und vertritt mit seinen zackigen Formen — ich glaube das einmal gelesen zu haben — das Romantische in der athenischen Landschaft, in welcher die Akropolis nicht nur durch die Geschichte und die Bauten, auch und besonders durch die Form das Klassische ist. Zwei weiße Kirchen trägt auch der rote Lykabettos. Heute ist Karfreitag, die Tempel der Götter auf der Akropolis sind auch von den Anbetern der Schönheit verlassen, denn alles zieht mit den Athenern auf den Lykabettos. Zwei Glocken hängen da oben in offenem Holzgestühle; die große tut einen dumpfen schweren Schlag, die kleine zwei helle kurze. Knaben läuten die Glocken, untereinander sich um die Reihenfolge prügelnd. Dieser dreiteilige Takt klingt den ganzen Tag über Athen und hat in der kurzen Form etwas Aufregendes und Aufreizendes. Mächtige Wolken wälzen sich über den athenischen Hof und am Abend brennen zahlreiche Lichter vor den Kirchen des Lykabettos. —

Bild 113

Die Akropolis hat ihre regelrechte Form. Der weiche Unterteil ist Schiefer, der sogenannte Schiefer von Athen. In ihm liegen die Theater, das griechische Dionysostheater und das römische Odeion. Wo die Platte ihrem natürlichen Gefälle folgend nach Südwesten sich senkte, ist der Burgaufgang, dort steht der marmorne Torbau der Propyläen. Dort zwischen Schiefer und Kalk tritt auch die Burgquelle aus, Klepsydra, die zum Landschaftsgebilde einer Akropolis ja auch gehört. Auf dem weichen Schieferteile des Lykabettos steht ein kleiner Baumwald. Er sieht aus wie eine Schürze, die der nackte trotzige Kalkberg sich vorgebunden hat. In der Schiefermulde zwischen Lykabettos und Akropolis liegt Athen. Die neue Stadt liegt schöner als die alte, die sich um den Akropolishügel herumzog. —

Farbenbild VII
Bild 89, 91 u. 124
Bild 84
Bild 93

Eine der schönsten Wanderungen in Griechenland, vielleicht auf der Erde überhaupt, macht man in der 80 Meter langen Gottesgasse zwischen der Zella und der Säulenreihe auf der Südseite des Parthenontempels. Die Vormittagssonne steht so hoch, daß, wenn du auf und abschreitest, dein Kopf beständig im Schatten des Gebälkes bleibt, während dein Körper jetzt durch den glühenden Lichtkörper zwischen zwei Säulen, jetzt durch den empfindlich kühlen Schatten der Säule wandert, soweit nicht in der Mitte die oberen Teile der Säulen mit dem Gebälke

fehlen und nur deine Füße den Schatten von Säulenstümpfen treten. Licht und Schatten, Hitze und Kälte spielen auf deinem Körper in einem Takte, der sich in drei große verschiedene Gruppen und siebzehn gleiche Zwischenräume teilt. In diese großartige fühlbare Landschaftsmusik pfeift und rauscht der frische Seewind herein. Innen glüht der Marmor wie von Fleisch und Gold, in den nach oben sich verbreiternden Zwischenraum der sich verjüngenden äußersten Säulen der Westseite, auf die du zuschreitest, schmiegt sich das rötlichglühende Salamis. Wendest du dich und wanderst zurück, so schaust du wieder den silbergrauen Hymettos. Zwischen den Säulen der Langseite huschen im Vorbeischreiten die öden Bilder halb wüstenhafter Felder hin, die bestreut sind mit regellos gesetzten Kästchen weißer und bunter Vorstadthäuser. Der Schritt klingt auf dem edlen geborstenen Marmor und du glaubst kaum auf der gemeinen Erde zu wandeln.

Jetzt hebt sich aus der nackten attischen Marmorwüste ein Sturmwind auf, Wolken von Staub vor sich treibend. Der Staub füllt Augen und Nase und knirscht zwischen den Zähnen. Will er nicht vergessen machen, daß du doch auf der gemeinen Erde bist und daß auch in einem Götterlande Sonne, Wind und Erde den Gesetzen des Klimas unterliegen? Aber auch die Götter fügten sich in das Natürliche und Unvermeidliche, und wenn du die Erde recht lieb gewonnen hast, liebst du auch ihre Härten und Widrigkeiten, ihre Nächte, Winter und Stürme ... Der Staubwind ist schon vorbei und die Sonne strahlt wieder über dem Götterfelsen und der Heldenlandschaft. —

In Athen konnte ich viele Tage nicht schreiben. Der Lärm der großen Stadt, der Reiz der Neugier, die Sucht, sich auszuspannen und zu vergnügen, die ganze Stimmung städtischen Lebens ließen mich nicht ruhig werden, die Feder zu ergreifen, nicht klar werden, um gut schreiben zu können. Um gut zu schreiben, muß man vor allen Dingen ein reines Herz haben.

Bild 93 Athen, die blendende Hauptstadt Griechenlands, einstmals der Welt, ist innig mit der Landschaft verbunden. Geht man eine der beiden Hauptstraßen, die Stadion- oder Akademiestraße, hinauf, so wird das Straßenbild immer geschlossen von der wuchtigen, in den Farben stündlich wechselnden Masse des Hymettos, schreitet man hinab, so erscheinen über den Dächern des tiefer gelegenen Viertels die grauen Formen des Parnes und die roten Felder seines Fußes. Wendet man sich in rechtem Winkel von diesen Straßen ab in das stille „lateinische Viertel" hinauf, so steht vor der Wegzeile immer, welche Straße man auch nimmt, ein grauer oder roter oder grüner Teil des vielgestaltigen Lykabettos. Kommt man die Hermesstraße, die eigentliche Geschäftsstraße herauf, so drängen sich oben, wo die Straße sich erweitert, Akazienbüsche ins Bild und über deren helles Grün steigt die weiße glatte Mauermasse des von Gärtner in München gebauten Königspalastes mit den gelben Marmorsäulen der Vorhalle auf. Im Tiefenblicke der Athena- und der Äolosstraße aber

erscheint der heilige Fels mit den Säulen des Erechtheustempels. Zwischen den grünen Kronen der Pfefferbäume in der Amalienstraße liegt das blaue Meer der Bucht von Phaleron und die Straße scheint schnurstracks in es hineinzulaufen.

Bis 1834, als man die Regierung des Königs Otto von Nauplia hierher verlegte, lag an dieser Stelle nur ein Dorf. Der neue Stadtplan ist das Werk eines deutschen Baumeisters.

Unserem Gefühle erscheint es selbstverständlich, daß Athen die Hauptstadt Griechenlands wurde, und doch war es recht zufällig. Im griechischen Altertume hat es ja keine Hauptstadt in unserem Sinne gegeben und die gegen die Türkei vorgeschobene Lage dieses kleinen armen Attika war nicht eben günstig. Man muß bedenken, daß in den barbarischen Zeiten gründlich mit Denkmälern und Erinnerungen aufgeräumt worden war, daß zum Beispiel der alte berühmte Name des herrlichen Hafens Athens Piräus untergegangen war, daß an der Stelle, wo heute die moderne Industrie- und Handelsstadt sich ausdehnt, ein Fischerdörfchen lag, Porto Leone genannt nach einem der alten Löwen, die jetzt das Tor des Arsenals in Venedig zieren. Aber der Name Athen! Der Glanz des Namens, der nur noch in Büchern lebte, hat die Hauptstadt Griechenlands und eine der geistigen Hauptstädte des Morgenlandes erweckt! Wie mächtig sind Namen! Wenn nicht Griechenland ein Meer- und Schiffsland wäre, läge Athen nicht günstig. Es hat kein „Hinterland". Das doppelmeerige Korinth hätte aus praktischen Gesichtspunkten gesehen griechische Hauptstadt werden müssen. Der Peloponnes wäre Hinterland, der Isthmus ein vollkommenes Baugelände, die Stadt ein Umschlagplatz für Waren gewesen — in der Tat hat man Korinth eine Zeitlang als Hauptstadt in Frage gezogen. Die Landschaft von Korinth ist großartiger, vielleicht auch schöner als die athenische, Korinth hat auch eine Akropolis, die landschaftlich schönste Griechenlands, aber es hat nicht *die* Akropolis.

Die Akropolis ist das heiligste und das schönste Stück Erde. Sie ist kostbarer als ganze Länder, als große Staaten. Sie ist das abgeklärteste Gebilde von Landschaft und Kunst, von Natur und Mensch. Um die Akropolis einmal zu sehen, ist es wert auf die Welt zu kommen, den Sprung ins Leben zu wagen. —

Am Fuße der Akropolis unter den dürftigen Resten der alten Stadt Athen liegt heute das morgenländische Kleinleuteviertel. Eng krumm buntschattig sind die Bazargassen. Die Straßen der Bildung und des Besitzes in der Gegend des Königsschlosses sind gerade weit sonnig und weiß. Außen die Treppen, Türschwellen, Fensterbänke, -stürze und -umrahmungen, Balkone und Zierteile sind weißer Marmor, die verschmierten Felder dazwischen sind gelb, hellgrau oder weiß gestrichen. Die Bürgersteige sind mit Platten des weniger kostbaren, doch auch schönen bläulichen Marmors vom Hymettos belegt. Das Auge ist fast immer geblendet. Vollends dort, wo die gelehrten Anstalten stehen. Die

älteren Gebäude sind hell verputzt, in den schattigen Bautiefen dunkelbunt bemalt, die neuen bestehen vom Sockelblocke bis zum Stirnziegel aus weißem Marmor. Nur ganz dürftig, hier und da mit einem verblassenden Farbenfriese aus Gold sind sie bemalt und man kann vor ihnen die farbige Wirkung der alten Tempel ähnlichen Stiles nicht erleben, denn diese trugen auch in der besten Zeit, wo man den edlen Baustoff soviel wie möglich durch sich selbst wirken ließ, mehr farbigen Schmuck. Meine Augen waren vor diesen glänzenden Bauten stets so geblendet, daß ich von ihnen kein klares Bild behalten, wahrscheinlich nie eines aufgenommen habe.

Denn zu diesem Marmor denke man sich die attische Sonne! Zu Anfang des Frühlings war sie schon quälend hell. Im Sommer ist hier der Himmel fast stets wolkenlos und niemals ganz bedeckt. Die Sonne scheint also ausnahmslos jeden Tag. Ganz wolkenfreier Tage im Jahre gibt es in Deutschland etwa ein Dutzend, in Athen siebenmal soviel, und die Zahl der Tage, da zwar Wolken am Himmel sind, sie aber die Sonne nicht trüben, ist mehr als ein Drittel aller Tage des Jahres. Auf zehn Tage ist nur einer ganz bewölkt. Freilich nimmt mit dieser Lichtfülle selbst unter den griechischen Landschaften die athenische eine Ausnahmestellung ein und Athen gehört zu den hellsten Orten der Erde. Denn in den Tropen am Gleicher unter der senkrechten Sonne sind durchaus nicht die sonnenhellsten Tage. Dort entwickeln sich an den Wendekreisen je eine, am Gleicher sogar zwei jährliche Regenzeiten. In jenem Windstillengürtel, der dem Gleicher folgt, dort wo die beiden Dauerwinde, die Passate der Nord- und Südhalbkugel, aufeinanderstoßen und die Luft aufsteigt, ist die Luft überaus feucht, der Himmel fast immer bedeckt, kaum ein Tag geht ohne Regen, ohne „tropischen" Regen vorüber. Die Pflanzendecke am Lande entwickelt sich zu Treibhausüppigkeit, man muß darüber Tropenreisende reden hören, wie sie tagelang im dampfenden Urwalde wandernd die Sonne nicht sehen, der warme Nebel sich ihnen nicht öffnet und keinen Ausblick auf die Landschaft freimacht und sie eher das Gefühl haben, im Gefängnisse als in der Landschaft zu sein. Man lese darüber Alexander von Humboldts Reisen in Südamerika oder auch nur den dritten Band des Tartarin, in dem der Dichter schildert, wie in „Port-Tarascon" auf der Südseeinsel die sonnenheißen Köpfe der braven Tarasconesen von einem unendlichen Regen abgekühlt werden und ihre Koloniegründungsträume im Lianenurwalde und schwimmenden Moraste ersticken. Deutschland und Mitteleuropa unterliegen dem Gürtel der Westwinde, der doppelt um die Erdkugel in den höheren Breiten sich ziehend, durch die Erddrehung und andere Umstände erzeugt, so beständig ist, daß man seine Winde zu den jedem Planeten eigentümlichen rechnet und sie planetarische nennt — dem Gürtel der Westwinde, welche den fatalen „Regen zu allen Jahreszeiten" erzeugen. Wie manche verregnete Sommerreise, wie manche bewölkte naßkalte Urlaubszeit fallen auf seine Rechnung. Griechenland aber — Athen hat etwa 38 Grad nördlicher Breite — liegt

dem Streifen der sogenannten Roßbreiten nahe, einem Streifen von Stellen hohen Luftdruckes, die um den dreißigsten Breitengrad herum sich bewegen. Sie vermitteln zwischen dem Gürtel wetterwendischer Westwinde und dem der steifen Passate. Diese schleppen die untere Luft fort, welche sich durch frische kalte aus den oberen Luftschichten ersetzt. Diese Luft wird sinkend wärmer, vermag mehr Wasserdampf gelöst zu enthalten, dampft also wiederum die in der Luft schon ausgeschiedenen Anhäufungen schwebender Wassertröpfchen, die wir Wolken nennen, auf und es strahlt mit Homer Griechenlands „heitere Bläue herab von Glanz überlaufen". Ich sagte früher einmal, das Paradies müsse im Glimmerschiefer gelegen haben; zur Landschaft des Paradieses aber gehört wie zu jeder Landschaft Erde und Himmel — und der Himmel in den Roßbreiten!

Athen ist ganz gewiß die lichthellste Stadt Europas. Rechnet man in Verhältniszahlen die Bedeckung des Himmelsbildes mit Wolken über den Ländern Europas aus, so ergibt die mittlere Himmelsbedeckung des feuchten Nordwestens etwa Dreiviertel, d. h. der Himmel ist bei uns im Mittel des Jahres gerechnet immer zu Dreivierteln bewölkt. Gegen Süden und Osten nimmt die trübe Zahl ab, doch so wenig, daß schon zweifünftel durchschnittlicher Himmelstrübe nur sonnengesegneten Ländern von Spanien bis Griechenland zufällt. Im übrigen Griechenlande vermindert sich die Zahl für günstig gelegene Orte noch allmählich bis auf ein Drittel, um plötzlich in Athen auf ein Sechstel zu fallen. Wie in den Brennpunkt der Sonne genommen liegt also dies Athen weiß und strahlend einzig und ausgezeichnet in Europa und selbst in den sonnigen Mittelmeerländern.

So wird es die Berliner nicht verwundern, daß auch in ihrem Sinne die griechischen Landschaften, vor allen die athenische, zu den hellsten der Erde gehören. Gewiß darf man nicht nur aus der Landschaft Sinn und Herz der sie bewohnenden Völker erschließen, Rasse, Blut und die der Wissenschaft vielleicht nie faßbaren geheimsten Geistes- und Schöpfertriebe sollen ihr gerüttelt Maß von Verdienst haben, einen wenn auch kleinen Einfluß aber hat sie ausgewirkt. In diesem sonnenhellen Lande entfaltete sich der klare Geist, der den Reiz der bloßen Zahl ebenso wie den der atmenden Form und der künstlerischen Linie empfand, dem die Berechnung eines Sternlaufes süß wie ein Gedicht klang, der Geist des unerbittlich Unbestechlichen, dem nur die Sonne des Wahren strahlte. Der Geist dieser kleinen, dem Balkanlande angehängten Halbinsel, der Europa, diese kleine Halbinsel Asiens, zum Herzen der Welt gemacht hat, der in den Staaten Amerikas, Australiens und Afrikas alle Seiten des Erdballs umzieht, an dem die Völker des letzten Ostens sich zu erfrischen und entzünden suchen, der Geist, den wir nur treu fortzubilden haben und den wir in unsere Kolonien, zu Negern und Papuas tragen. Die Griechen besaßen jene schönste und tiefste Weltsage von Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, es

seinen Lieblingen, den frierenden und darbenden Menschen zu bringen. Der Grieche selbst aber ward der Prometheus der Welt. Daß wir doch rein sein Feuer hüten, das er aus der bunten Nacht der Wunder und des Wahnes mit kühnem götterverachtendem Geistesgriffe herausgerissen hat! Daß wir jene heitere, in den von seligen menschenähnlichen Göttern überwohnten Landschaften entstandene Weltanschauung wahren und mehren, der doch der einzig wahre Gott der gute schöne freie Mensch war! Gegenüber den massigen Gedanken von Volksunterwürfigkeit und ewigem Menschenglücke, die im nahen Morgenlande der Königsstädte, Feuertürme, Pyramiden und unterirdischen Tempel entstanden, haben diese leichtbewegten den Beweis der Wahrheit erbracht: die Eroberung der Welt.

Die reinste und klügste Geistesverfassung des Denkenden — sie erwuchs ja auch in Griechenland — ist die der freundlichen Komik, die es ermöglicht, ohne Rechthaberei auch das Widerstreitende leben zu lassen, mit sich in einer schmerzlich heiteren Einheit zu verschmelzen. Wie soll ich sonst bei diesem Traume über die hellen Roßbreiten mich damit abfinden, daß das Nilland und das Zweistromland noch näher als Griechenland den Roßbreiten liegen und noch sonnenheller sind? Es wäre sehr ungriechisch, an das Ausschließlich-Griechische zu glauben! Aber griechisch ist es zu versuchen, alles Lebenswahre und Menschenechte in gefälligen Formen zu einen. Sofern es menschenecht und gediegen, ist es einfach und klar wie eine dorische Säule, und vereinbar und abwandlungsfähig wie in der dorischen Säule Ägyptisches, Griechisches und der Holzbau eines geworden sind, eines das ist — ein Schönes. Genug von den Roßbreiten!

Doch müssen wir noch betrachten, wie dieses ungewöhnliche Licht- und Luftleben über Attika im Kopfe der Attiker Bild geworden ist. Herrliche Landschaftsagen und Kulturbräuche sind uns überliefert und von Neumann schön gedeutet worden. Die Athener kommen aus Böotien und verwandeln die aus dem fetten und feuchten Ackerlande mitgebrachte ursprüngliche Bodengöttin Athena in ihrem trocknen Ölbaum- und Weinlande zur Göttin der strahlenden Himmelshelle. Aglauros „die Reinstrahlende“ wird ein Beiname der Göttin. Wenn sie ihre Herrschaft um die Wende von Mai und Juni antrat, reinigte man auf der Burg ihr Bild und ihren Tempel, um sie milde zu stimmen. Auch den Beinamen Pandrosos „die Tauige“ hatte sie, unter ihm verehrte man sie durch einen sinnigen Gang nächtlich ins Tal geschickter kleiner Mädchen, die ein geheimes Körbchen trugen und der Göttin sinnbildlich den erwünschten Taufall ans Herz legten. Denn selbst einem Diogenes wurde es unter der attischen Sommersonne zu arg und er vertauschte für die Sommerzeit Athen mit dem doppelmeerigen Korinth. Die Priester der athenischen Staatsgötter aber machten einen Bittgang unter einem großen Sonnenschirme auf der heiligen eleusinischen Straße, das Ende der Sonnenglut zu erflehen. Wenn aber

Athena unbarmherzig war, so wandte man sich an Zeus, den allgegemeinen Wettergott. Pausanias berichtet, daß auf dem Hymettos ein Altar des Zeus Ombrios, des Regenzeus, und auf dem Parnes einer des Zeus Semaleos, des Wetterzeichen gebenden Zeus, gestanden habe. Das Wetterzeichen ist ein Wölkchen, das um die Bergspitze sich sammelt — ich stieg in jenen Sommertagen manchmal nach einer schlaflosen Nacht vor Sonnenaufgang auf das Dach des Hauses, um zu sehen, ob die attischen Berge Wolken sammelten. Einige Male flatterte ein Nebelfetzen da oben und zerfiel vor der steigenden Sonne. Durch 18 Jahre regelmäßig durchgeführte Beobachtungen auf der Sternwarte ergaben, daß im Sommer oft ein, gar mehre Monate vergingen, bis der Hymettos ein einzigmal sich mit einem dünnen Nebelschleier auf Augenblicke verhüllte. —

Ich ging auch, die berühmte Ansicht des Parthenon und der anderen Marmorbauten bei Mondschein zu genießen. Der Mond war noch nicht am Himmel, es war dunkel und kein Mensch auf der Fläche des Berges. In der Nacht sah ich den Tempel der Jungfrau unversehrt. Die Finsternis ergänzte alle Lücken. Die einstmals bedeckten Umgänge, die man, weil sie oben offen sind, bei Tage innen unnatürlich beleuchtet sieht, waren von der Nacht erfüllt, die von den Sternen schwach beleuchtete Säulenreihe löste sich vom finsteren inneren Tempelhause. In Dunkel und Traum war wiederhergestellt, was die rohe Barbarei der Bombe des lüneburgischen Leutnants in venezianischen Diensten zerstört, durch die 1687 der bis dahin als christliche Kirche unversehrte Parthenon zum großen Teile in die Luft flog, und was die edle Barbarei Lord Elgins um 1800 an Bildwerken aus dem Tempel herausbrach und schließlich nach London führte. Ich hole im Geiste die Wunderwerke aus dem Britischen Museum, das durch sie zum schönsten der Welt wird, und der Tempel ist wieder das, was er gewesen, das steinerne Zelt der Götterjungfrau, in dem sie, die Freundin des Odysseus, die Schützerin des Klugen, die Hüterin des Schönen, wohnte. Das war das beste der nächtlichen Wanderung.

Der Mond kam über den Hymettos. Ich fühlte nichts von Weihe, als ich die Marmorbauten so bleich dastehen sah, wie sie sich die schwächliche Einbildungskraft des Spießbürgers denkt, der nichts davon weiß, daß die Alten ihre Gotteshäuser bemalten. Die Tempel der Griechen sind nicht für die Nacht gebaut. Ich bemerke aber, daß Gerhart Hauptmann, für den die Akropolisruinen am Tage ein sprödes Wesen haben, dem der Parthenon drohend und ernst, fast hart erscheint, in der milden Mondscheinnacht erst die Seele des Baues „das Gebilde der Luft von den Göttern selbst in einen göttlichen Äther hineingedacht“ empfindet. Ich möchte doch nicht an diesem feinen Fühlen vorübergehen, ohne wenigstens das abweichende Erlebnis erwähnt zu haben.

Ich beobachtete, daß nur vier Minuten verstrichen, bis sich die rotgoldene Scheibe des Mondes über den scharfen Bergrand erhoben hatte.

Das Auge nahm das Vorrücken des Mondes wahr, ich sah geradezu, wie die Erde sich ihm entgegendrehte. Das war das zweite große Erlebnis.

Der Beobachter auf der Sternwarte hat in solch mondhellen Nächten den Ziria in Hocharkadien und die Insel Hydra, 130 Kilometer entfernte Berge, gesehen. So klar ist die dampfarme attische ostgriechische Luft!

Ein junges Menschenpaar stieg die hohen Stufen des Jungfrauentempels hinan. Sie war weiß, er schwarz und trug ein glutrotes Feuer im Munde. Er hob sie die letzte Stufe auf seinen Armen herauf, sie verschwanden lachend in der Tempelnacht. Noch viele Mondsüchtige kamen herauf. Ich floh. —

Laßt mich in schnellen Strichen das Menschenleben der Stadt zeichnen. Es ist um die Maiwende. Die sonnbestrahlte Stadt ist früh von wimmelnden Mengen wandelnder Menschen, das ist Männer, belebt, die bald in Kaffeehäusern und schattigen Winkeln verschwinden, um zu trinken, zu plaudern, zu spielen, zu träumen, zu rauchen. Etliche arbeiten auch. Nur die Zeitungsausrufer sind lebendig. Das Blatt Patris „Vaterland" rühmt sich, eine Auflage von 200 000 Stück zu haben, das ist etwa die des Berliner Tageblattes. Dabei gibt es mehr denn zehnmal soviel Deutsch- als Griechischsprechende. Man hört in den Straßen das harte Geklapper des Brettspieles und das helle der aufeinanderfallenden Kugeln des Rosenkranzes aus Porzellan, Bernstein oder edleren Stoffen, mit dem sich alternde Herren die Langeweile fortbeten. Immer mehr zieht sich das Leben auf die Schattenseite der Straße zurück und kurz nach Essenszeit sind die Straßen fast menschenleer. Zwar tut sich gegen elf Uhr der Seewind auf, die schlaff an den Stangen hängenden blauweißen Landesfahnen beginnen sich aufzurichten und nach Osten zu flattern. Die Läden der Häuser sind aber geschlossen und alles, was durch die Arbeit nicht gerade versklavt ist, schläft. Die Schuhputzer, diese liebenswürdigen Bengel, die einem jeden Wanderer auf die Schuhe gucken und auch mit dem blanksten Stiefel nicht zufrieden sind, wenn andere ihn geputzt haben, schlafen auf ihr Bänkchen oder an ein Hausabfallrohr gelehnt. Wenn die Schatten allmählich länger werden, erwachen zuerst die Schuhputzer und sehen wieder den Wanderern auf die Füße. Der Seewind ist jetzt kurz nach dem Höchststande des Thermometers am stärksten; die Fahnentücher wehen wagerecht. Die Kaffeehäuser beginnen sich wieder zu füllen, die Damen, auch jetzt noch bis zur Unkenntlichkeit verschleiert, machen ihre Spaziergänge, Wagen rollen, und nach Sonnenuntergang ist das Leben am lautesten und stärksten. Die Fahnen hängen jetzt wieder schlaff an den Hölzern. Fensterläden werden knallend nach außen aufgeschlagen und es riecht aus den Zimmern nach Erdbeeren und jungen Mädchen. Die hellerleuchteten Straßen sind bedeckt mit Menschen und Wagen und man fragt sich verwundert, wo diese Völker am Tage verschwinden mögen; die Speisehäuser ziehen mit ihren weißgedeckten Tischen auf die Bürgersteige und das Leben der Stadt beginnt. Bis tief in die Nacht hinein

macht man Einkäufe in den Läden. Die vornehme Welt und die Studenten spazieren draußen in den Anlagen vor den Gärten des Königs zwischen dem marmorweißen Stadion und dem Standbilde Byrons auf und ab. Pariser Sängerinnen kann man dort hören und Pariser Films sehen. Wir gehen über den fast trockenen Ilissosbach hinüber in eine stille ländliche Gartenwirtschaft beim Stadion, wo ein Schattentheater sein bewegliches Gerüst aufgeschlagen hat. Es ist eine Art von Kölner Hänneschen. Das Stück heißt „der Bäcker". Es hat drei Personen: den Bäcker, das ist der biedere rechtschaffene Grieche, den Lehrling, das ist das Hänneschen, und den Türken. Das Hänneschen ist der Aberschlaue, der Türke ist der Erzdumme, er bekommt die schlimmsten Prügel.

Oder man ist eingeladen, auf zehn Uhr abends, bis elf darf man kommen. Wer kann, spricht griechisch, sonst spricht man französisch. Die Damen des Hauses legen französische Bücher aus den Händen. Es wird im Laufe der Unterhaltung dann wohl einem Deutschen — in sehr höflichen Formen — ernstlich abverlangt, das Elsaß und Straßburg zurückzugeben. Erst wenn man sagt, daß die Eroberung des Elsasses ein Zurücknehmen alten deutschen Landes war, wie ja die dem Franzosen unaussprechlichen Ortsnamen lehren, wie die Griechen es wünschen, einmal Mazedonien mit Saloniki und die übrigen Teile des ehemals griechischen Kaiserreiches dem Türken wiederabzunehmen, sind sie stille. Es ist dann wohl noch so heiß, daß man in den bequemen Ledersesseln wörtlich festklebt.

Um Mitternacht suchen Betteifrige das heiße Lager auf, erst lange nachher wird es stiller auf Straßen und Plätzen. Da krähen schon die Hähne. Zwar besinnen sie sich bald und geben noch ein wenig Ruhe und es mag wohl eine Stunde lang wirklich Ruhe herrschen. Dann aber setzen die Hähne in Holzhöfen und -kästen kräftig ein, im Wechselgespräche mit den Artgenossen im fernen und ferneren Stadtteile, und man wünscht ihnen wohl ein blankes Messer in die Kehle. Es wird Tag. Die Fahnen, die noch schwach, jetzt nach Westen seewärts wehten, beginnen schlaff zu werden und hangen bald. Der bunte Lykabettos steht vor einem goldgründigen Himmel. Jetzt erhebt sich die Sonne. Ihr erster Strahl trifft die Ostseite des Parthenon, die braungolden aufleuchtet, und es ist als ob eine Weihe über das Land ginge. Hymettos liegt noch in seinem eignen Schatten, das Lichtbündel Sonnenstrahlen, das vor seiner oberen Hälfte vorbeizieht, ist grün.

Auf den Veranden und Dächern nebenan packen die, welche dort die Nacht verschliefen, ihre Decken zusammen, die Straße unten belebt sich früh, denn alles strebt beizeiten aus den nachtschwülen Zimmern hinaus und ein neuer harter Tag beginnt abzulaufen. Ein griechischer Bekannter, ein junger Gelehrter, der in Deutschland studierend arbeiten gelernt hat, arbeitet nur von sechs bis acht Uhr morgens. Die übrige Zeit, behauptet er, sei Arbeiten unmöglich, er verbringt die Stunden mit Kaffeehaussitzen, Zeitunglesen, Baden und Schlafen. Ein attischer

Sommer ist eine harte Lebenszeit. In Jahren ungewöhnlicher Hitze, wie 1911 eines war, soll man das Haus nicht verlassen können, weil die Luft der Straße wie Backofenglut einem beim Öffnen der Haustüre entgegenschlägt. Griechen setzen den Mangel an Leistungen ihres Volkes auf Rechnung des Klimas. Aber zu den Zeiten der Alten war, wie heute der Wissenschaft ausgemacht gilt, das Klima dasselbe wie heute!

Im attischen Sommer und überhaupt im Klima Attikas merkt man die Nähe Asiens. Man hat Athen mit den Mittelmeerorten gleicher Breite, Lissabon, Palermo, Patras verglichen und gefunden, daß es viel schärfere Winter und viel heißere Sommer hat als jene. Fast in jedem Winter schneit und friert es ein- oder einige Male in Athen, und in manchen Sommern erreicht die Wärme 40 Grad.

Sich erinnernd an den Sommer von 1911, der in Mitteleuropa und Deutschland eine unerhörte Ausnahme war, können die Leser sich vorstellen, was von Sommer in Griechenland die Regel ist. Damals regnete es in Deutschland den ganzen Sommer nicht, die Bäume nahe den Straßen bedeckten sich mit Staub, die Blätter hingen schlaff herab, die Wiesen waren verbrannt; nur daß in Griechenland die Pflanzen auf die sommerliche Trocknis eingerichtet sind und daß es hier keine Wiesen gibt. — Im Juli ging plötzlich nachmittags in Athen ein Gewitterregen von zehn Minuten Dauer nieder. Alles stellte sich an Fenster und Türen und atmete beglückt den erfrischenden Geruch von Luft und Erde. In Deutschland fallen im Juli durchschnittlich sieben bis acht Zentimeter Regen, in Athen fällt in sehr vielen Jahren überhaupt nichts, in den meisten ein ganz wenig, in seltenen nur soviel, daß die Regenmenge noch weit hinter der deutschen zurückbleibt. Die Sommerhitze ist aber nicht so unerträglich wie sie es in Deutschland bei gleichen Wärmegraden wäre, denn die Verdunstung ist sehr stark und die Trockenheit der Luft groß. Nicht der Wärmegrad der Luft, sondern der Gehalt an Feuchtigkeit ist das, was der Mensch am meisten wohl oder übel empfindet. Wenn man also eines Landes wegen vorzüglich die Wärmegrade mißt, so sollte man in der Landschaft besonders die Feuchtigkeitsgrade messen. Leider habe ich das zuspät bedacht. Die landschaftliche Aufgabe ist während der Arbeit am Werke, während der langen schweigsamen Ritte langsam langsam geworden; so kann es sein, daß der Frucht noch die Keimblätter anhangen. Wenn in manchen schwatzhaften Reiseschilderungen die Schreiber mit Behagen von einem guten Bette sprechen oder über ein schlechtes Mittagessen jammern, so liegt dem unangenehmen Tun doch ein echter Kern zugrunde: das dunkle Gefühl, daß Wohl- oder Mißbefinden des Körpers das Aufnehmen des Landschaftlichen aufs stärkste hin und her beeinflussen. So gehörten also auch eigentlich zu unseren Landschaften genaue Beobachtungen medizinischer Art über den Einfluß von Licht, Luft und Feuchtigkeit auf die Haut und die Nerven und so fort. Doch was ich diesmal dem Leser schuldig bleibe, hoffe ich ein andresmal leisten zu können.

Im Sommer hat Mitteleuropa etwa 75 Hundertteile Luftfeuchtigkeit, Athen keine 50. Die Verdunstung beträgt dort über einen halben, hier über zwei Meter. Schwül ist es also nie. Bei diesem Verdunstungsgrade kann man ermessen, wie trocken die Erde ist und wie leicht Staub aufkommt. Im Winter, sagt man mir, regnet es einen ganzen Morgen, am Abend brausen wieder die Staubwinde umher. Staub ist die Plage Athens, bei der kleinsten Luftregung wölkt er aus der attischen Marmorwüste auf. —

Die hohen Marmorstufen der steilen Treppe hinaufsteigend wird Bild
man unmittelbar in den Prunktorbau der Propyläen geführt. 437 be- 84
gonnen wurde er in fünf Jahren fertig. Draußen stehen schlanke dorische, drinnen schlankere ionische Säulen. Winkel voller Lichtwunder und Goldschatten gibt es in ihnen. Zwischen den Säulen blickt Bild
man auf den Ölbaumhain, der die breite Kephisosniederung erfüllt, über 90
sie weg auf den flachgiebligen Ägaleos, den Paß der heiligen Straße nach Eleusis und die eleusinischen Berge. Auf einer hochvorspringenden Bild
Mauerstufe thront das sogenannte Niketempelchen. Ionisch sind seine 95
Formen, zierlich und klein. Am Rande der hohen Burgmauer stehend schaut man den athenischen Hof hinaus über die rauchende Fabrikstadt Piräus und den mastenvollen Hafen auf Salamis, auf Ägina, nach Megara und entdeckt in der Ferne das dunkle Akrokorinth.

Dann steigen wir aus den Propyläen die kahle nach Südwesten uns Bild
entgegenfallende Schräge der rot und blauen Kalksteinplatte des Hügels 85
hinan. Mächtig hebt sich uns der Parthenon des Iktinos entgegen, durch viele braune Porosstufen, die unter die drei baugerechten marmornen des Säulenfußes untergeschoben sind, die natürliche Hügelschräge aufhebend, und wir denken an das, was wir beim arkadischen Apollontempel des Iktinos beobachteten.

Die meisten betreten die Akropolis morgens, ich empfehle abends zu gehen. Morgens sieht man in die Schatten der Bauwerke und in die Sonne, abends mit den Sonnenstrahlen. Man steht selbst im Schatten der Propyläen und hat vor sich die erleuchtete rote Schauseite des Parthenon.

Die Akropolishöhe ist eine trümmerhafte Baulandschaft. Aber es Bild
gehört viel Kriegs- und Kunstgeschichte, Schrifttum und Baukunst 90
dazu, um sich die alte Tempel- und Bildsäulenlandschaft wiederherzustellen.

Ich glaube, die Alten haben den Parthenon mit all seinen Götterbildern und Heldenleibern nicht so herrlich gesehen wie wir sein trauriges Trümmerstück, wenigstens nicht die Griechen des Perikles, die ihn in zehn Jahren bauten, und die der nächsten Jahrhunderte. Nein auch die nicht, obgleich es nichts beweist, daß der trockene Pausanias im zweiten Jahrhundert n. Chr. nichts von den besonderen Reizen sagt. Ich meine natürlich nicht die Reize des Ruinenhaften, denn jene gefühlskranke Zeit zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist

vorbei, wo man die Ruine schöner fand als den Bau, wo die Ruine oft der Zweck des Bauens war, wo man künstliche Ruinen errichtete. Die Farbe des Tempels ist ganz unbeschreiblich. Sie wird erzeugt durch die Verwitterung in den 2350 über ihn hingerollten Jahren. Die südöstliche Langseite gegen das Meer hin ist gelb bis weiß, es ist die Schlagseite, Regen und Sturm waschen den Marmor. Die gegenüberliegende nordwestliche ist weiß und grün, der Regen läuft auf ihr langsam ab und feine Moose überziehen die Steine. Wenn ich sage: weiß, meine ich weder ein glänzendes noch ein kreidiges Weiß, das eine verhindert die verwitternd rauh werdende Oberhaut der Steine, das andere das immer durchscheinende lebendige blitzende Marmorkorn. Wie mit Diamantstaub übersät erscheinen durch es die Quadern. Der pentelische Marmor ist ich glaube bis zu zehn Zentimeter Tiefe durchleuchtbar gleich einem Körper aus Fleisch und Blut. Wieviel Sonnenlicht lebt und spielt also in diesen Steinen! Die Schmalseiten des Tempels aber haben jenes wunderbare Rotgold. Es entsteht durch Auflösen einer kleinen Menge Eisen im verwitternden Marmor.

Die Verwitterung arbeitet in diesem glücklichen Klima überaus langsam, daher mag wohl die Feinheit der Wirkungen kommen. Wie anders verwittern die Steine im feuchten Nordklima. Ich lese in einem amerikanischen Buche: „Als man einen Obelisken im Jahre 1880 nach Neuyork gebracht hatte wurde er — er war wohl wie fast alle ägyptischen Obelisken Granit und hatte Jahrtausende dem Wüstenklima getrotzt — in einem einzigen Winter so von der Witterung angegriffen, daß man ihn mit einem Schutzstoffe überziehen mußte." Wie töricht ist es daher bei uns, im Freien Marmorbilder aufzustellen! Wie lächerlich wirkt es, in Berliner und Potsdamer Schloßgärten ein Viertel oder Drittel des Jahres die marmornen Bilder in häßliche graue Holzkästen gepackt zu sehen! Stellt man nun einmal Marmor im Freien auf, so soll man ihn auch sich selbst überlassen. Was nicht leben kann, soll untergehen, und was seine natürliche Zeit gelebt hat, soll sterben. Der Marmor gehört im Norden — und selbst oft noch im Süden — in die Museums- oder Haushalle. Das nordische Überschätzen des Marmors ist romantisch und verdreht, auch ganz und gar unklassisch, denn das Klassische ist auch das Natürliche, das Ort- und Zeitgemäße.

Ich sagte, die Alten haben ihre Tempel wahrscheinlich nicht so malerisch gesehen wie wir, denn wir sehen die neuen Marmorgebäude der Stadt, die Staatsbücherei, die Akademie der Wissenschaften, nicht malerisch. Sie blenden. Der Parthenon blendet nicht, er verklärt und ist verklärt.

Denn auch das Bemalen der Alten haben wir uns nicht roh und nicht die feinen Baustoffe ganz überziehend zu denken. Die älteren Porostempel aus schlechtem Steine mußten schon der Erhaltung wegen mit einer Stuckhaut und mit Farbe bedeckt werden; auch bei uns malt man die Häuser nicht bloß zum Zieren. Hier aber werden

nur die tiefen Bauteile, der Grund der Giebelnische und die Metopenfelder blau und rot gefärbt gewesen sein, sodaß sich die vorgesetzten Figuren lebhaft abhoben, allenfalls noch ein Sims, die Triglyfenstreifen und die Säulenköpfe mit den feinen Halsriemchen. Aber das natürliche Wundergold von heute, das Luft, Sonne und die Jahrtausende malten, hatte der Tempel nicht.

Wie um einen geliebten Leib bemüht man sich hier und da ehrfürchtig um das Gebäude. So suche ich denn auch im Augenscheine der berühmten Frage nahezukommen, ob der Unterbau des Tempels einer feinen Sehwirkung zuliebe etwas nach oben geschwungen ist. Man glaubt, daß die alten Baumeister eine landschaftlich-bauliche Absicht verfolgten, indem durch die Krümmung das Gebäude in Luft und Landschaft etwas Federndes erhalten hätte. Die Laien und die Kunstgelehrten, die selbst nicht zu bauen verstehen, nehmen die Sache als ausgemacht an, die Bauleute aber, die den Tempel studierten und die ungeheuren Schwierigkeiten kennen, welche die geringe Krümmung unten für das Fugenpassen oben nach sich ziehen würde, sind ungläubig. Sie sagen, kein Baumeister könnte um solch kleiner Wirkung willen die Verantwortung gewagten Bauens übernehmen, auch kein alter. Die Pfeilhöhe der Krümmung von der Wagerechten ist denn auch ganz gering, ich glaube mich zu erinnern, daß es acht Zentimeter auf dreißig Meter Baulänge ist. Ich neigte in der Frage der Krümmung der Wagerechten (auf Affendeutsch „Kurvatur der Horizontalen") der Meinung der Bauleute zu, aber es ist nicht zu leugnen, daß die Krümme da ist. Wir machten ein Lichtbild, auf dem man sie wohl erkennt. Ist sie durch Bauversetzungen entstanden, indem die Bauecken etwa schlechter gegründet waren? Hat sie die furchtbare Pulverentladung bewirkt, als durch die venezianische Bombe der in ein türkisches Pulverbewahr umgewandelte Tempel zersprengt wurde? Genaueste Feinmessung der Bauleute hat die verschiedensten Zahlen ergeben, verschieden nach den messenden Personen und unter sich nach den Seiten des Tempels; sicher ist, daß nicht einmal die vier Bauecken in einer Ebene liegen. Das ist doch gar auffällig, wenn man an Absicht glauben will! Auch bei dem anderen Iktinosbau in Arkadien beschäftigte mich die Frage, auch da ist eine Krümmung (gar eine Schlangenlinie!) vorhanden, aber der Tempel ist zu sehr zerstört, als daß man auch nur sicher beobachten, geschweige denn bündig folgern könnte. Man kann auch nicht beobachten, ob und wie es wirken würde wenn die Krümmung am Parthenon nicht da wäre, denn sie ist nun da! Wohl kann ich mir denken, daß die Verehrung für das Altertum in dem immer reicher werdenden Europa soweit gehen wird, daß unsere Enkel einmal einen haarscharf ausgewogenen Notbau ohne die Krümmung neben den Parthenon für einige Wochen setzen werden, einzig um dieser Frage durch den lebendigen Augenschein näher zu kommen. Ich wage mir keine eigene Meinung zu bilden und muß die Frage, welche gerade für unser land-

Bild 94

schaftliches Bestreben außerordentlich reizvoll wäre, für uns ungelöst lassen. —

Die Südostseite des Akropolishügels über den Theatern umfaßt die mächtige tiefbraune, im Bilde des Hügels so malerisch wirkende Porosmauer, die Kimon auf der Hügelschräge aufführen ließ, die Bergplatte zu erweitern. Das Loch zwischen Mauer und Fels war mit dem sogenannten Perserschutte zugeschüttet, man hat es wieder aufgegraben und mit den zutage gekommenen Trümmerstücken von Werken der älteren Kunst ein klug im Loche verstecktes Museum gefüllt. Welche Schätze! Besonders lernt man die Bemalung der Standbilder verstehen und bewundern. Aber ich muß, wie in Delphi und an anderen Orten, wehen Herzens an den unendlichen Kunstwerken vorübergehen und mich mit Selbstüberwindung auf die zwei Worte beschränken, die ich über dieses Buch schrieb, wir würden sonst kein Ende finden.

Bild 90 u. 111 So klar in Bau und Landschaft wie der Parthenon, so verbaut und versteckt ist gegenüber der Erechtheustempel. Der Adel der Formen und die reine Schönheit sind für den Genuß unerschöpflich. Die entzückende Korenhalle „Mädchenhalle" überrascht mich durch die Kleinheit der Gestalten, die nur wenig mehr als Lebensgröße haben. Eine von ihnen aus Thon, welche die nach London entführte ersetzen soll, steht wie aus Scham schwarz zwischen den leuchtenden Schwestern.

Ich kann nicht wie Hauptmann auf der Akropolis der süßen Vergangenheit nachträumen und nachtrauern. Es widert uns schnell der schaurigen Trübsal, sagt Menelaos zu Telemach, der den verlorenen Vater sucht wie wir die entschwundene Vaterzeit. Aber wohlan! Das oft gehörte homerische Mahnwort muß uns ermahnen. Aufzustehen und zu arbeiten, damit wieder schön werde was schön war. Es hat eine glänzende Zeit der Wiedergeburt gegeben; soll der Muttergeist des Altertums nur einmal fruchtbar sein? Soll unser männlicher Wille und edelster Eifer dem Götterschoße nicht noch ein Kind erwecken können, unsere und unserer Kinder Zeit? Wenn man lebt, hält man es für unmöglich, daß nicht eben die Zeit wo man lebt die schönstmögliche ist. Immer wenn die Zeiten nicht mehr aus noch ein wußten, flüchteten sie sich zum Altertume wie der verlorene Sohn zum Vaterhause. Schon in römischer Zeit, unter Augustus und später unter Hadrian gab es eine Art von Wiedergeburt aus dem Geiste der Griechen. Zu Karls des Großen Tagen hat es schon die scheue karolingische Wiedergeburt gegeben. Im schwärmerischsten Mittelalter gab es eine zaghafte in Toskana. Nach dem Traume der Gotik setzte dann jene große, die Wiedergeburt ein, die wie ein schönheitrauschendes Bakchenfest den Zeitenfron übertönt. Als es wieder stille geworden und der letzte Rokokoziersang verklungen war, stürzte man sich gar Hals über Kopf ins Altertum. Aber diesem ist immer das Natürliche das Heilige gewesen. Diese Zeit war schnell vorüber. Eine lange romantische Dämmerung brach an. Soll es wieder Tag werden?

Ich spreche von der Kunst, dem Geschmacke, der persönlichen und öffentlichen Lebensführung, nicht von der Wissenschaft, die nur das fortlebt, was das Altertum erzeugt hat, nachdem sie das verlorengegangene Kind wiedergefunden hat. Die großen Taten der erdkundlichen Wissenschaft zum Beispiel, von der Entdeckung Amerikas bis zu der der Pole, hieß nur das durch die Tat beweisen, was die Griechen durch die Beobachtung gefunden und durch die Zahl errechnet haben: Kugelgestalt und Größe der Erde.

Wir können nicht das Christentum einfach ablehnen. Es ist da, es lebt, und ist wie alles Lebendige in seiner Art unsterblich. Es wäre unklug und unmöglich, und darum unklassisch. Nicht zerstörend, schaffend haben die Geister sich bewiesen, und unser Schaffen kann nur sein, Altertum und Christentum, soviel wie in ihrer beider Natur liegt, zu vereinigen, das eine durch das andere zu verjüngen, wie es Ibsen im „dritten Reiche“ geträumt hat. Der Zeit der großen Wiedergeburt hat ja auch das Altertum die Form und den Geist, das Christentum den Stoff gegeben. Vom Altertume die Schönheit, vom Christentume die Güte!

Die Landschaft des Götterfelsens ist uns ein sittliches Bekenntnis, ein Pol des Lebens geworden. —

Abends gehen wir nach Patissia, wo die Athener sich in parisischen Singtheatern vergnügen, und über es hinaus ins Kephisostal. Das Leben der Villen an der Straße zieht sich auf die breiten Balkone und Emporstufen heraus, wo leichtgekleidete Frauen sitzen. Zypressendunkle Gärten dehnen sich um die Häuser der Glücklichen aus, auf einem hohen zylindrischen Turme vor dem Abendhimmel sehen wir das versklavte Pferd den ewigen Kreis um den Göpel gehen, der das Grundwasser hebt. Wir sehen auch sorgfältig genäßte Kartoffelfelder. In einem Zuflusse des Kephisos steht nur noch brackiges Wasser in Tümpeln, in denen die Frösche quaken. Oleander blüht da rot und der Granatbaum mit einem Rot, das man wohl das feurigste Naturrot nennen kann. Dieselbe Pflanze trägt auch schon dunkelschwellende Früchte. Violett blüht der Brombeerstrauch und die Kakteen setzen die ersten schwefelgelben Blüten an. Wir gelangen abwärts an den trockenen Kephisos. Wir kommen durch hohe Lehmgassen, und eine Zeitlang wandert man unwillig dahin wie in der hochangebauten toskanischen Landschaft, wo Wandern in der Natur zwischen unendlichen Gartenmauern laufen heißt. In den Gärten zieht man alle Gemüse bis zu Kartoffeln, welche die Hauptstadt verzehrt. Schöpfwerke aus langen Paternosterketten, von Eseln oder auch von elektrischer Kraft bewegt, holen das Wasser aus tiefen Brunnen herauf. Kühe brüllen sogar, trockengefüttert in dieser athenischen Durstlandschaft, von denen man die Butter für die großen Gasthöfe der Stadt gewinnt. In Griechenland nach griechischer Weise lebend haben wir nie Butter zu essen bekommen. Die Gassen tun sich auf und die bunte Stadt liegt vor der abendblauen Hymettosmauer. Wir kommen in einen Ölhain. Es ist die Gegend Akademia, wo Platon

lehrend wandelte, von wo die gelehrten Anstalten unserer Welt ihren Namen haben. Artischokenfelder in bewässerten Kammern dehnen sich unter den Ölbäumen aus. Es riecht faulig.

In einer nächtlichen Straße der Stadt bittet uns jemand auf deutsch um eine Gabe. Er ist Pfarrersohn aus Torgau, behauptet, er habe sich wirklich nichts zu schulden kommen lassen und sei aus reiner Abenteurerei dem frommen Vaterhause entlaufen. Er hat sich in Ägypten in den Packraum eines rumänischen Schiffes geschlichen und ist unbemerkt bis nach Kalamä in Messenien gebracht worden. Dort haben sie ihn zwar beim Warenlöschen gefunden, aber was kann man von einem gepflückten Baume schütteln? Er ist von Messenien über Frankovrysis, Tripolis und Argos bis nach Athen gelaufen und hat gar trotz Hunger und Durst die Landschaften in seiner Weise gesehen. Ich nehme ihn in eine Schenke mit, spende Wein und lasse ihn von Syrien und Bagdad erzählen. Vielleicht schwindelt er, aber dann schwindelt er gut, er weiß sich fast gar zu geschickt zwischen all den verfänglichen erdkundlichen Fragen, die ich ihm stelle, durchzufinden, und als ich ihm beim Abschiede ein paar Silberdrachmen für die gute Unterhaltung in die Hände drücke, stimmt er in der halb türkischen Gasse einen so echten oberbayerischen Jodler an, daß die trägen Griechen erstaunt zusammenlaufen. Wandern, wandern weit in die Welt! Was leidet der Deutsche ums Wandern! —

Bild 86 An einem Morgen gehen wir nach Kolonos, wo Sophokles geboren wurde. Man kann sich im heiteren Südweststurme kaum auf den Beinen halten. Ein nackter Fels von etwa zehn Meter Höhe ragt vor uns auf, zur Kalkplatte der Akropolis und der athenischen Höhen gehörig. Er trägt die Gräber zweier hervorragender Erforscher des Altertums, Otfried Müllers und Charles Lenormants. Ein Steinbruch in seiner Flanke ist rechtzeitig aufgegeben worden. So verdankt der Hügel sein Leben den Gräbern der Toten. In einer Bucht im Windschatten unter der vollen Sonne schläft ein Bettler. Der Sturm führt den verpestenden Verwesungsgeruch eines toten Hundes an der anderen Hügelseite über den Schläfer hinweg, den Schlaf, das beste unbestrittene Gut der Elenden, nicht zu stören. —

An einem anderen Abend gehen wir ins Ilissostal. Das Bachbett in roten Kieseln ist pulvertrocken. Auf der Haide der hohen Ufer tönt die Trompete übender Soldaten. Plötzlich läuft das Bachbett durch eine Mauerlücke in einen Garten hinein, in dem Weiden, Eukalyptus und Granaten stehen; er ist durch einen Brunnen bewässert. Dahinter wieder Haide und Wüste. Ein Hund frißt an einem Aas und knurrt uns als verdächtige Mitbewerber bei der schaurigen Mahlzeit an. Krankenhäuser folgen, mit weißen Pflegerinnen, Liegehallen und Entlüftungsschächten, nach der neuesten wissenschaftlichen Vorschrift von einem reichen Griechen dem Vaterlande gestiftet. Dann traurige Vorstadtlandschaft wie in Europa, und mit Riesenschutthaufen, wie sie wallartig die arabischen Städte

umgeben. Jetzt kommen wir an die üppigen Gärten des Diadochen, des Kronprinzen, und ans marmorne Riesenstadion, auf Kosten eines ausländischen Griechen über den Resten des alten dem Volke erbaut. Ich denke freudig der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinns der reichen Griechen. Fast alles, was an öffentlichen Gebäuden, Büchereien, Gymnasien und Museen im Lande ist, wurde von ihnen geschenkt. Im Abendscheine tauchen die roten herrlichen Säulen des Olympieion, des gewaltigen Zeustempels des Kaisers Hadrian auf. Von seinen 104 fast zwanzig Meter hohen korinthischen Säulen stehen noch 15. Sie scheinen im Abendgolde mit leicht geschwelltem Riesenleibe zu atmen. Junge Männer üben sich im Diskuswerfen, ein Greis läßt seine Rosenkranzkette klappern und auf einem Marmorblocke sitzt ein seliges Liebespaar. Die beiden sprechen leise irgend eine unbekannte Sprache Asiens. Als ob man nicht jedes Wort verstände! —

Auf der zwischen Athen und Piräus, in Athen unterirdisch, laufenden elektrischen Bahn kann man wieder einmal die in Griechenland vergessene Wonne europäischer Schnellzugfahrt genießen. Dem jüngsten Anschwemmungsgebiete des Kephisos legt sich am Meere ein junger Bild
terziärer weißer Hügel vor, in dessen Rand die berühmten Häfen 96
Athens eingeschnitten sind. Zunächst der Piräus, geteilt in den von einem ungeheuren Spinnennetz von Stangen und Raaen überwobenen Segelschiff- und den rauchenden und donnernden Dampfschiffhafen. Die Höhe zur Westseite übersteigend sieht man weißblühenden Oleander in Gärten und gelangt an den stillen Zeahafen. Brauner und grüner Tang liegt auf der stillen Wasserfläche, nicht ein Kahn ist darauf. Rote Stühle eines nahen Cafés stehen auf der Hafenmauer, in denen Damen unter grünseidenen Sonnenschirmen sitzen. Wieder auf- und niedersteigend kommen wir an das edelgezeichnete Eirund des Munychiahafens. Ein reizender Wohllaut der Linien umtönt ihn. Er erinnert an den Kraterhafen Ischias. In offenen, mit welken Blättern gedeckten Lauben trinkt man Wein. Eine stilvolle Stimmung ist in der kleinen Hafenlandschaft, wie sie Hans von Marées an die Wand des Neapeler Aquariums gemalt hat. Frauen baden hinter blauem Sackleinen. Meerwellen strömen durch die enge Öffnung herein und breiten sich fächerförmig und still im Hafen aus. Einige farbenreiche Boote liegen da, an denen die Abendwelle schwätzt. Von den Fischerkähnen abgesehen scheint der Hafen nur für das Auge da zu sein. Wir gehen weiter. An dem leichten löcherigen Kalksteine zerbricht die schäumende Brandung. Grün und gelb ist das Land. Ein weißes deutsches Schiff liegt in der Bucht von Phaleron und läßt seinen Scheinwerfer spielen. Nahebei ankert schwarz das einzige große griechische Kriegsschiff, der Averoff, auch ein Geschenk jenes Stadionerbauers an das Vaterland. Wir kommen auf den Sand. Tang grün wie junges Gemüse bedeckt ihn. Und vor uns schwingt weit der Sandstrand der Bucht von Phaleron auf den Hymettos zu zwischen Land und Meer aus.

Wenn man es in Athen vor Staub und Hitze nicht mehr aushält, fährt man im Schnellzuge nach Phaleron, um zu baden. Das Wasser auf dem Sandstrande ist grün und durchsichtig. Der Boden ist gerillt, man geht wie auf einem Wellbleche. Wenn eine Welle darüber wegrollt, sieht man am Sandgrunde von den Höhenlinien den Sand aufwölken. Es ist, wie wenn ein Gott aus großer Höhe über dem Luftmeere aus Schützengliedern den Pulverdampf aufrauchen sähe. Die Stimmung in Athen ist so kriegerisch gespannt, daß einem unwillkürlich Bilder des Krieges durch den Sinn ziehen. Schwimmt man, so sieht man den Schatten seiner Hände wie riesige Schwimmflossen eines Meerwesens über den Sandgrund kreisen. Es ist schön, mit dem Auge ungefähr in der Seefläche zu sein. Man sieht dann deutlich die Erdkrümme, nahe Boote sind ganz sichtbar, fernere halb, von weiteren ist nur das Bord, von den weitesten einzig der Mast zu sehen. Sonderbar, daß man in den Schriften der Alten niemals diesem einfachsten Beweise für die Erdkrümmung begegnet.

Ließ man einmal im starken Seegange mit dem Rücken gegen ihn gestemmt die Wellen sich überkommen, eine nach der anderen, viele, so fühlt man noch lange nach dem Meerbade bis in den Schlaf hinein eine Art von unstofflicher mathematischer Linie sich durchwellen.

Die Wellen kommen und kommen und der Zug der Kommenden ist unerschöpflich. Die Wellen sind Kraft und Stoff. Sofern sie Kraft sind, erneuern sie sich immer, denn sie kommen angetrieben aus Weiten und Seiten, sofern sie Stoff sind, bleiben sie dieselben. Denn nicht die Wellen kommen, sondern das Wellende kommt. Die sogenannte Platonische Idee, die unstofflich das Stoffliche durchzieht, durchformt und hält, läßt sich am Bilde der Meereswelle am besten klarmachen. Man kann es beobachten: Das auf den Brandungssandstreifen zurücksinkende Wasser verschwindet zwar unter der ersten nachstürzenden Welle, sein Rückwärtsbewegen wird aber von ihr oder der nächsten bereits nach aufwärts und nach vorwärts geleitet und wieder überstürzt sich die Welle, das ist immer derselbe Wasserstoff, aber die andere Wasserkraft. Die Wassereinheiten werden so stets im Kreise durch die Luft geworfen.

Mit welcher Kraft eine Welle bei mäßig bewegtem Meere am heiteren Tage breit geplättet und brettdünn den Sandstreifen heraufschießt, kann man an seinen nackten Füßen spüren, wenn sie von einem platten handgroßen herausgeschleuderten Steine getroffen werden.

Wieviel Luft in den fußhohen, laut rauschenden Schaumkämmen steckt, kann man daran sehen, daß die aufgefallene Welle, wenn das Weiß erlischt und sie fast luftleer ist, kaum einige Zentimeter tief ist.

Das Großartige am Meeresufer ist, daß eben hier, unter meinen Augen, auf einem schmalen Erdstreifen eine fernwirkende gewaltige Kraft, der Druck des Windes oder der Stoß entfernter ausgetobter Stürme oder gar die Kraft des Mondes diesseits und jenseits der Erde

zum vollen Austrage, zum ruhigen Erlöschen kommt. Es ist ein dramatisches Erlebnis, eine an sich unsichtbare Kraft ist im Vergehen vollkommenes Bild geworden, das Naturschauspiel ist fast dichterisches Kunstwerk. —

Zwischen den Felsen ist ein ganz vom Meere abgeschlossener Trog, mannstief und breit wie ein Faß. Nachdem ich hineingestiegen bin, beruhigt sich das Wasser und die Oberfläche wird glatt. Der Hymettos, rot vom Abend, und die goldene Akropolis spiegeln sich darin. Doch wallt von meinem Atmen noch immer leicht die Fläche, ich halte den Atem an — doch sie wird nicht gänzlich still und eben, denn ich kann mein Herz nicht hindern zu klopfen, und in seinen leichten Schlägen zittert die Fläche, und Hymettos und Akropolis auf ihr. Lange sehe ich mir dieses sonderbare und mir immer sinnbildlicher werdende Schauspiel an. —

Wir sind im Stadion, wo Spiele gefeiert werden. Die junge griechische Mannschaft zeigt ihre rüstigen Glieder. Ich frage meine griechischen Bekannten, die Offiziere und den Staatsbeamten, warum sie nicht die Gelegenheit nützen, daß die Italiener gegen die Türken im Kriege liegen, gegen diese loszuschlagen. Sie sagen: „Wir vertrauen auf Veniselos! Veniselos wird den richtigen Zeitpunkt wissen!" Da erhebt sich Händeklatschen. Veniselos betritt das weiße Stadion. Er trägt einen Zylinder und sieht mit seiner goldenen Brille und der kurzen Gestalt einem deutschen Professor ähnlich. Händeklatschen und Jubel pflanzt sich das ungeheure Marmorrund fort. So wurde auch einst Themistokles begrüßt. Bild 89

Ein anderer Tag. Ungewöhnliche Erregung in Athen. Neben meinem Zimmer wohnt ein kretischer Abgeordneter. Jetzt kommt er in blauem Tuchanzuge aus seiner Türe, eine Masse Zeug baumelt ihm zwischen den Beinen und den Pumphosen, er trägt schneeweiße Lammfellstiefel und grüßt mich, wie ein König grüßt. Ich folge ihm die Stadionstraße hinauf. Andere Abgeordnete Kretas gesellen sich zu ihm, viele, sie sammeln sich vor dem griechischen Abgeordnetenhause und wollen mit Gewalt in das Volkshaus eindringen und damit das türkische Kreta für griechisch erklären. Aber Veniselos hat eine starke Truppenabteilung vor das Haus gestellt, die Kreter werden gefaßt und weggeführt. Veniselos ist selbst ein Kreter! Ich sah Leute weinen. Und alle fühlen, daß der Zustand unhaltbar ist. Aber es scheint, daß für Veniselos noch nicht der richtige Zeitpunkt gekommen ist. —

Wir durchloten alle Schichten der griechischen Bevölkerung wie ein Senkblei. Am längsten hielten wir uns am Grunde, unter Bauern und Hirten, Pferdeknechten und kleinen Gastwirten auf, in der Schicht, in welcher das Volk wohl am echtesten spricht. Wir steigen auf durch die der Dorfschulmeister und der Mönche, der Offiziere und Gelehrten, und heute sind wir im marmornen „Palast von Ilion" bei Schliemanns eingeladen. Schliemann ist nun schon lange tot, aber Frau Schliemann,

seine Mitarbeiterin, mit einer mehrfachen Perlenkette umgetan, der längsten, die ich je sah, empfängt auf der Saalschwelle. Es ist ein Fest im Palaste, der halb Wohnhaus halb Museum stilreine ältere Griechenzeit darstellt. Die feuerrot gekleidete Tochter oder Schwiegertochter Klytemnästra tanzt mit dem lächelnden griechischen Kronprinzen Konstantin. Im glatten Boden mit den mykenischen eingelegten Mustern spiegelt sich die Farbe der Kleider. — Ein andermal in einem großen Saale drängen sich die Fracks, die Sterne und die bloßen Schultern. Der alte König Georg mit einem breiten blauen Ordensbande unter dem schwarzen Fracke steht inmitten, nach der Pflicht seines Berufes den ganzen Abend liebenswürdig und gnädig. Die alte Königin hat sich ermüdet auf einen Stuhl gesetzt, doch springt sie auf für den, wer immer sich vorstellen läßt. Die Kronprinzessin Konstantin, die Schwester des Deutschen Kaisers, hält sich gemächlich in einem Sessel sitzend besonders mit den Deutschen auf. — Es ist Universitätsfest. Heute flattern die blauen Seidenbanner der Studenten um die goldroten Säulen des Parthenon. Der König als Admiral, der Kronprinz als Heeresoberst kommen die Akropolis herauf, die unermüdliche alte Königin läßt sich von den Armen ihrer Söhne halb die steilen Stufen zu den Propyläen aufwärts tragen. Im Parthenon werden von in- und ausländischen Gästen Reden gehalten, in denen das alte und das junge Griechenland gefeiert wird. Den Ruhm des alten Griechenland haben die Griechen bis zum Überdrusse gehört; als nun auch ein Redner das neue Griechenland feiert, bricht unter Junghellas ein Beifallssturm los, der um die alten heiligen Säulen donnergleich rollt, während die blauen Seidenbanner im frischen Winde knattern. —

ATTISCHE LANDSCHAFTEN

Wie groß ist Attika? Es hat weniger Flächeninhalt als Luxemburg, als Strelitz, denselben wie Anhalt, fünfmal das Gebiet des Hamburgischen Freistaates. So — klein ist Attika.

Von Athen bis zum Kap Sunion ist so weit wie von Aachen bis Köln, von Hamburg bis Lübeck, von Berlin bis Brandenburg, von München bis Augsburg, von Konstanz bis Zürich, von Wien bis Krems, von Rotterdam bis Amsterdam, von London bis Oxford, von Stockholm bis Upsala, von Rom bis in die Sabinerberge — nun mögen sich vielerorts Leser lebendige Vorstellungen machen von Griechenlands Kleinheit.

Wir verlassen Athen frühmorgens mit der attischen Bahn und fahren die athenische Ebene hinauf. Rechts haben wir die graugrünen Rücken und Köpfe der Türkenberge. Die Weinreben lassen die Blätter hangen, man sieht die fahlere Unterseite. Feigenbäume reichen mit den Ästen bis auf den Boden, grüne Schattenzelte für Esel, die sich vor der Arbeit drücken.

Fein und vornehm, immer gleich, steht Pentelikon im Landschaftsbilde, während Hymettos sich ungebührlich vordrängt. Wir durchfahren Dörfer mit dem breiten und hohen gelben Kasten Kirche, über dem eine niedrige Kuppel thront. Schafe ruhen im Schatten von Ölbäumen neben den Bäumen; die Sonne steht noch tief, die Tiere folgen dem rückenden Schatten.

Über einen ganz niedrigen Paß kommen wir in die innerattische, die „inländische" Ebene „Mesogäa". Wir haben Hymettos und Pentelikon nun im Rücken, vor uns schließen den Blick aschgraue Kalkberge, links gegen das Meer niedrige weiche Höhen. Die sind junges Terziär gleich dem auffallend roten Boden der Beckenebene. Attika war in der Terziärzeit eine Inselflur von Marmorbergen so wie die etwas weiter südlich liegenden Marmor- und Schieferinseln der Kykladen mit Naxos, Paros, Delos noch heute sind. Ölbäume, Kiefern, auch Eichen stehen in Rebenfeldern und auf Steppe. Pentelikon ist von hier aus nicht so schön, ein zweiter Berg setzt sich seiner einen Seite auf, doch ohne die Haupthöhe zu erreichen und das Bildgefüge ganz zu zerstören. Hymettos enthüllt hier das Geheimnis seiner Schönheit. In seinen geschlossenen Marmorbau schneiden auf seinen beiden Schmalseiten Schieferschichten ein, die ein wenig ausgewittert sind, die Entwässerungsrinnen und zwei Bergpfade tragen; durch sie entstehen die breiten Schultern des Berges. Und wie in einem menschlichen Rücken die Mulde des Rückgrates steigt eine Schiefermulde den Bergrücken hinauf auf die feine flache reizvolle Spitze schießend, die den Hauptreiz der Bergschönheit ausmacht. Nach dieser Seite ist der Hymettos steiler als nach der athenischen, aber gleich dem Pentelikon nicht so schön wie nach jener. Ein Mann trägt lebende Hühner vorbei, die Köpfe nach unten, zusammen mit Fischen, roten toten Knurrhähnen; die Hühner erbrechen sich. Die Eichen sind schön, die Kiefern sind schön, die Ölbäume sind besonders schön. Hier zeigt sich Attika als Land des Ölbaumes, den Athena ihm brachte.

Ein Gespräch mit einem griechischen Kyrios: „Gibt es auch in eurem Vaterlande Berge?" — „Ja." — „Auch Wein?" — „Gewiß." — „Und schöne Frauen?" — „Und ob." — „Na freilich" lächelt er. „Aber, dann versteh ich nicht — wollt Ihr Euch etwa hier ankaufen? Im Piräus eine Fabrik bauen? Ein Bergwerk anlegen bei Laurion?" — „O nein!" — „Oder Euch einen Palast bauen wie der Kyrios Schliemann in Athen oder wie Fremde am Strande von Phaleron?" — „Palast? Was denkst du? Wir sind arm, wir haben nicht mal ein Haus, nicht mal eine Wohnung." — „Hm. Ja. Erlaubt mir die Frage, warum kommt Ihr denn eigentlich hierher — ?" Was soll man darauf antworten?

Wir treten in die südlichen Berge der Ebene ein, Pentelikon verschwindet, bald auch Hymettos. Die Höhen sind alle Marmorberge, graue, glühende, von Geißen beweidet. In den Talungen liegt bläuliche Steppe neben goldgrünem Rebengelände. Mehr und mehr verschwindet

am Boden der Landschaft der terziäre Stoff des Binnenlandes und Schiefer tritt an seine Stelle, „Schiefer von Athen". Die Marmorberge treten zurück, die Schieferhügel näher. Diese sind bis oben hinaus bebaut. Nicht ein Baum, soweit das Auge reicht. Da liegt eine verlassene Grube, die alte Halde vor ihr ist gelb. Die Halden mehren sich. Sie sind nun braun. Die Reise geht langsam, oft wird gehalten, man sehnt sich fort aus dieser traurigen braunen Landschaft. Ein einziges ganz kleines Mohnblümchen bemüht sich, unser Auge in der Haldenwüste zu erfreuen. Wir brechen es zum Danke ab.

Wir treffen auf Schiefer, der in der Sonne glänzt wie der in den Weinbergen am Rheine. Da ist ein eigenartiges Landschaftsbild: drei Streifen hat der Berg, der untere ist silbriggrün von windbewegten Ölbäumen, der mittlere gelbgrün von Kiefern, der obere auffällig fettigweiß. Es liegt da ein Marmorstreifen über dem Schiefer als Felsen in der Landschaft wagerecht, senkrecht brechend; bläuliche Schatten darin. Ich spreche immer von Marmorbergen und der Leser denkt sich vielleicht etwas Wunderschönes, Heiliges sozusagen darunter, aber es sind graue traurige Höhen, mit Fryganasteppe oder Makienbusch dürftig begrünt. In der Landschaft verwitternder Marmor beträgt sich wie gemeiner Kalk, dessen feinerer Bruder er ist. Hier ist aber ein seltenes Mal, da glänzender weißer Marmor als solcher in der Landschaft steht.

Ich habe im Peloponnese den Vergleich mit einem großen Hause durchgeführt, auch gezeigt, wie der Landpalast in die große Straßenzeile der eurasischen Gebirgsreihen eingebaut ist, als ein Eckbau eingebaut ist. Attika läßt sich nicht einheitlich mit dem Peloponnese zusammendenken. Auch das mittlere Griechenland, das älteste Land der Griechen, das heute bei den Griechen „das feste Hellas" heißt, während der Peloponnes noch altertümlich Peloponnesos oder mittelalterlich Morea genannt wird, fügte sich ins Gesamtbild nicht ein. Auch der innere Bau der Länder ist ja verschieden. Attika scheint schon aus den Zeiten des Erdaltertums her den Beruf zur Führung Griechenlands und zur Erzeugung der höchsten Blüte des Griechentums zu haben. Der Kalk des übrigen Griechenland ist in ihm Marmor, kristallinisch umgewandelter Kalk, umgewandelt nach noch nicht ganz aufgeklärten Gesetzen. Dieses ausgezeichnete Attika nun bildete sozusagen einen festen unverrückbaren Block einer uralten Grundmasse, auf den die in jüngeren Erdzeiten sich auffaltenden Gebirge gleichsam sich aufstützen konnten. Es ist ein eigenartiges, aus Wissen und Anschauen genährtes Gefühl, auf der Grundmasse Attikas zu stehen, verklärt noch dadurch, daß auch in der geistigen Welt das Attische eine unverrückbare Grundmasse bleibt in allen ihren Faltungen und Zuckungen. Man fühlt sich überaus feststehen. Man zieht Linien hinüber zu den anderen Ländergrundpfeilern, zwischen denen die Wunderwelt des Meeres der Meere, des Mittelmeeres, eingespannt ist, zur lydischen, thrakischen, böhmischen,

mittelfranzösischen, spanischen und tyrrenischen Masse der Inseln Sardinien und Korsika. Den gedachten Linien strömt das Gefühl nach. Wer ähnlich fühlt, kann mitfühlen, wer es nicht tut, lernt es nicht durch mich, denn Gefühle lernt man nicht, man hat sie. Selbst diese Gedanken kann ich kaum so mitteilen, daß man sie behält, behält in der Art einer aufgenommenen Speise, wenn man sie nicht beinahe schon gedacht hat. Man lernt nur das, was man eigentlich schon weiß, weiß ohne das Dingliche zu wissen, unbewußt weiß, froh bereit das Dingliche wissen zu wollen. Denn das, was man nicht weiß und nicht wissen will, rührt man, Freiheit des Wählens natürlich vorausgesetzt, nicht an. Kommt dann jemand und hebt uns den Schleier vom unbewußten Eigenen, so nennen wir dieses nun bewußte Eigene das Wahre und leben und sterben dafür. Wie närrisch von Byron, nicht wahr, einen Berg sein Gefühl zu nennen? Und doch, wieviel größere Gedanken über Natur sind gedacht worden?

Öde und öder. Da sind wir im Industriegelände. Die Senkrechten einiger Zypressen wollen wenig zu den angeschwärzten hohen Schornsteinen und den wagerechten, langsam dahinziehenden schweren Bleidämpfen passen. Ohne das Meer und die Lichtfülle des attischen Sommers könnte ich glauben, in den Blei- und Galmeigegenden Deutschlands, in Stolberg oder Neutral-Moresnet zu sein.

Glückliche Athener! Ihr zahltet keine Steuern, die Silberbergwerke von Laurion deckten den Staatshaushalt. Euch wurde sogar in ertragreichen Jahren der Überschuß aus der Staatskasse verteilt. Themistokles mußte euch in euren Schicksalsjahren bewegen, auf die Einkünfte zu verzichten, damit eine Flotte aus dem Ersparten gebaut würde. Ihr liebtet das Vaterland nicht sonderlich. Seht auf eure kleinen Nachfahren zurück, die, um sich der Perser von heute, der Türken, zu erwehren ein Drittel der gesamten Staatsausgaben für die Rüstung verwenden!

Die Gegend von Laurion ist trostlos. In der Tat, wir können in Griechenland keine Industrielandschaft ertragen, deren Reize wir im dunkeln Norden der Not folgend langsam zu entdecken beginnen. Die Griechen sehnen sich nach Industrie, damit sie nicht alles und jedes Geräte im Auslande, in England, Deutschland und Amerika, kaufen müssen. Der Schönheit ihres Landes würde der erfüllte Wunsch nicht dienen. Industrielandschaften können sozusagen nur moralisch genossen werden. Man muß den sittlichen Wert der Arbeit, den Reiz der Maschine, die Heiligkeit des Schweißes werten, um Industrielandschaften voll von breiten Arbeiterhäusern und hohen Schornsteinen, von schrägen Halden und blitzenden Bahnschienen auch dem Gefühle zurechtzumachen. Sie sind selten malerisch, eher zeichnerisch, darum bemächtigt sich ihrer die Schwarzweißkunst der Radierer, und es ist nicht zufällig, daß heute auf den Kunstausstellungen die Amerikaner das beste an Industrielandschaften zeigen. Wenn einmal das mittlere Westeuropa

eine große Fabrikstadt geworden sein wird, wenn wir unermeßlich reich geworden sind und die ganze Welt bei uns den Kram der Kultur kauft, werden auch unsere Seelen umlernen, Schönheiten und Reize in Industrielandschaften werden zu ihnen sprechen, die auch den Kühnsten und Maschinenfrömmsten von heute noch schweigen. Die Industrielandschaft also in Ehren — aber im malerischen Griechenlande ist sie noch zu vereinzelt, wir ertragen sie in ihm noch nicht.

In der Hafenbucht von Laurion, die ganz einfach Ergastiria „Werkstätten" heißt, schiebt das blaue Meer sich auf ebene weißgrünliche Kalkplatten herauf. Ganz flach geneigt streicht der Kalk ins Meer, flach liegen im allgemeinen die zwischen Marmor, Kalk und Schiefer wechselnden Schichten des südlichen Attika. Trotzdem ist es nicht leicht, einen Überblick über den Bau zu gewinnen, weil die Verwerfungen, Hebungen oder Senkungen ganzer Schichtgruppen an senkrechten Bruchlinien, zahlreich sind. Die blauschwarzen Halden blitzen im flutenden Sonnenlichte wie die Zitterwellen draußen auf dem ruhigen Meere; wenn ich nicht scharf zusehe, kann ich Meer und Land im Blitzen nicht unterscheiden. Gefärbte Lachen stehen in Erdbecken, braunschwarze, braunrote. Schließlich hält man das blaue Meer auch für gefärbt.

Lange bedeckte Gänge führen den Rauch auf die Hügel, wo die Schornsteine stehen, gerade wie im rheinischen Stolberg. Im Altertume grub man auf Silber und gelegentlich auf Blei, heute auf Blei und gelegentlich auf Silber. Es ist ein Zeichen der Zeit. Heute beutet man noch einmal die Abfälle der Alten aus, die mit Grün bewachsenen und in die Landschaft eingegangenen Halden. Was die nüchternen Bergleute in Laurion tun, tun das nicht auch viele Professoren und Schulmeister in Europa? Die Abfälle der Alten ausbeuten? — Ausgebeutetes Land hat etwas Trostloses, selbst wenn die Oberfläche nicht entstellt ist.

Die Bahn endigt, wir nehmen einen Wagen. Auf dem Meere, in einem seeartigen Becken, vom Festlande und der wüstenhaften grünlichschwarzen Makronisi „langen Insel" gebildet, stehen schwarze Barkensegel in der dunkelblauen Fläche. Vorne liegt ein Strandsee. Der größte Teil seines Bodens ist weiß, ist Salz, die noch übrige Wasserfläche ist bleichblau und von einem schmalen Streifen roten Bodens umgeben einem wässrigen entzündeten Auge gleich. Üppige Kiefern stehen in verbrannter Frygana der Schieferhügel, durch die hier und dort der schwarze Fels herausragt. Eine Hirtin mit einem weißen Sonnenschirme hütet eine schwarze Schweineherde. Ein Esel ist an die Schiene eines Geleises gebunden. Zum erstenmale sehe ich auch ein Eselfüllen, das an der Mutter angebunden ist, nicht frei auf ihren Wegen hinter ihr herläuft.

In der Öde der attischen Sonnenlandschaft malt sich hier und da in einer Bucht ein grüner Rebenfleck und das Blau des Meeres. Das Rebengrün ist ebenso edel wie das Meerblau. Wir fahren nach Süden

in geringer Höhe über der See. Ein Rohrdickicht steht in einer flachen Bucht — plötzlich erscheint der Tempel auf Sunions Höhe. Fein wie Nadeln stehen die Säulen gerade über einer flachen Paßmulde. Schon sind sie verschwunden.

Heuschrecken und Zikaden überzirpen das Knirschen der Wagenräder. An mehren natürlichen Hafenbuchten geht es vorbei, wo wohl ein rosa Haus mit grünen geschlossenen Läden und Türen schläft, oder auch das Nichts. Es fehlt eine starke Farbe im Lande gegenüber dem herrischen Meerblau. Die Felsen sind braun und schwarz, das ist fast farblos. Wenn man einen Augenblick ganz als Maler, nur farbig sieht, verliert die Landschaft ihr Gleichgewicht und es ist, als ob das Meer überkäme.

Der Tempel erscheint wieder in Durchblicken zwischen Schieferhügeln, jetzt nur das Gesims, jetzt er ganz mit seiner Rampe. Auf den kleinen Pässen ist es angenehm in einem Seewindchen. In den flachen Tälern und Mulden steht die Glut. Der Schweiß tritt uns Fahrenden still aus den Poren.

Nicht lediglich gespitztes Ende eines Landes gegen das Meer ist Bild
das Kap Sunion, sondern ein Bau für sich. Ein 60 Meter hoher Hügel 97
einer festeren Schicht ist dem Lande vorgesetzt, mit ihm durch einen niedrigen Schieferrücken verbunden, dem Schiefer von Athen, wie er unter der Akropolis liegt. Das Kap ist eine Art Akropolis. Für den schönen Bau ist es von Bedeutung, daß die Steinschichten nach Norden, also gegen und unter das Land einfallen und sich gegen die südliche See hin herausheben. Fast senkrecht stürzt die Stirnseite des Kaps in das Meer hinab. Die Platte oben ist ein brauner Sandstein, der Abfall ist braun, gelb, rot bis schwarz. Ein chrysoprasgrüner Streifen Wasser umsäumt das Land. Auch von dieser Höhe herab kann ich ins Wasser sehen und erkenne die im Brandungsgürtel allmählich flacher werdenden Ufersteine. Eine weiße Möwe umflügelt unter mir den Fels, ihr Schatten als ihr schwarzer Zwillingsvogel gleitet oder springt über die Platten und Blöcke und zeichnet mir den Bau vor, den die keinen Schatten werfende Mittagssonne in glänzender Fläche verbarg. Das Meer ist still, von Fischerbooten belebt, von kleinen Dampfern gefurcht, die eilig um das Kap biegen. Ich kann in ihre Schlote hinabsehen. Im Verlaufe einer Stunde umschifften uns mehre Dampfer, der Seeweg nach Thessalien und zur „Stadt" geht hier vorbei. Wind und Strömung sind den Segelbooten wenig günstig, die weißen Fahnen hängen flach und flatternd an den Masten und die Leiber der Männer, die vier an jeder Seite nach Homer „gereiht auf den Bänken" sitzen, heben sich auf und legen sich in die Ruder. Diese scheinen sich krumm zu biegen, doch nur die Lichtbrechung beugt die Hölzer. Der zweite Mann auf der rechten Seite ist lässig, denkt seinen Brüdern die Arbeit zu überlassen und bedroht das Ruder seines emsigeren Hintermannes. So kann ich wie ein Gott aus den Lüften in die Fahrzeuge und fast in die Herzen der Schiffer

niedersehen. Schließlich bringt die lebendige Maschine das Boot um das gefürchtete „Säulenkap", wie Sunion im Volksmunde heißt.

Bild 98 Elf weiße Säulen von einem dorischen Tempel des Meerbeherrschers stehen noch aufrecht. Ein in der Nähe gebrochener Marmor, wenig edel zwar, doch leuchtend weiß, ist ihr Stoff. Angenehm ist es, mit nackten Füßen über die sonnenwarmen Marmorplatten des Bodens zu schreiten. Der Unterbau des Tempels, der braune feinkörnige Sandstein, ist mit einer dicken Schale weißen Salzes überzogen. Wir haben Salz für unsere mitgebrachten Eier vergessen und schaben es uns von den Säulen ab. Wüstenhaft braunes Hügelland dehnt Attika sich nach Norden aus. Es ist fast zu hell im Lande, als daß man es gut sehen könnte, und so bleibe ich ohne ein rechtes Bild des Baues. Die nächsten Inseln der Kykladen lösen sich im Mittagsdunste auf, die Landschaft scheint mir finster vor Licht.

Hier stand in Frühzeiten des Altertums wie an der Stelle fast aller Marmortempel ein älterer aus Porossandstein. Von diesem Tempel und in dessen Grundmauern fand man zwei mehre Meter große Jünglingsstandbilder älteren Stiles. Sie waren wie die bekannten von der athenischen Akropolis von den einfallenden Persern zerstört worden, die neubauenden Griechen aber stellten die verstümmelten Bilder nicht in ein Museum, wie man es heute tun würde, sondern warfen sie schlankweg in die Erde und füllten mit ihnen die Löcher aus, welche durch die Erweiterung des alten Tempelplatzes entstanden. Auf der Akropolis hat man mit den Resten älteren Stiles ja ein Museum angefüllt. Auch in Delphi fand man von den Griechen vergrabene, sozusagen auf die Halde geworfene ältere Werke. Welch eine Zeit und welch ein Geist! Wie würden wir heute die Beispiele des alten Stiles, etwa die herrlichen Jungfrauen von der Akropolis entbehren! Und doch, müssen wir nicht staunen über die allem Museumswesen abholde starke Selbstgefälligkeit, das Alte, das oft nur wenige Jahrzehnte gedient hatte, frischweg auf die Halde zu werfen, weil wir, wir etwas Neues, Unseres, Unseres an seine Stelle setzen! Die Altertumswissenschaft scheint einem im Lande des Altertums oft gar lächerlich. Man bekommt eine heiße Stirne und schämt sich vor den Schatten, die diese weißen Säulen von unserem verehrenden Odem beseelt umleben. Etwas von der gesunden Art hatten auch unsere Vorfahren, unsere Vorfahren noch vor wenigen Geschlechtern. Wenn das romanische Chörchen einer Kirche nicht mehr genügte, riß die Geistlichkeit es nieder und setzte an seine Stelle ein großes gotisches Chorhaus. Das kann man an zahllosen Beispielen fast in jeder alten Stadt der christlichen Länder beobachten. Die Barockzeit war noch gewalttätiger, sie umkleidete auch die heiligsten Altertümer mit ihrem Schmucke und ihren Formen. So dankbar wir heute sind, wenn diese Zeit mit ihrem meist groben Schmucke an sich hielt, so sehr müssen wir ihr Recht erkennen, wenn sie es nicht tat. Heute würde das die staatliche Denkmalsaufsicht nie gestatten. Etwas Barbarisch-

Gesundes hatte das Verfahren, aber große Kultur ist nie Sache der Nerven und der Empfindlichkeit gewesen, sie hat immer etwas Barbarisch-Gesundes gehabt.

In einer warmen Bucht unter dem Tempel baden wir. In die schattige Brandungskehle geschmiegt erregen wir mit spielenden Füßen mehr Brandung als dem Meere heute natürlich ist. Wir wähnen uns belauscht; aber die menschenähnlichen Rufe rühren von Möwen her, die mit uns baden. —

Pentelikon muß uns noch eigen werden. Zwischen den Bergen Bild
der Ebene liegt Höhe mit Höhe verbindend ein braungrauer, die Täler 87
füllender Streifen, der Hitzenebel. Haide und Kiefernwald sind voller Zikaden, der Wald knarrt von ihnen. Ein vierrädriger Karren knattert uns entgegen durch die rotstaubigen Wagengeleise, mit sechs Marmorblöcken beladen; in ihrem blauen Schatten räkelt sich schlaftrunken der Fuhrmann. Reichlich neben dem Wege fließendes Wasser verrät uns, daß wir uns einem größtenteils aus Schiefer bestehenden Gebirge nähern. Von Ohrenspitze zu Ohrenspitze meines ehrwürdigen alten Esels gemessen ist so viel wie die Spurweite des Karrenweges. Wir sehen Feigen, Birnen, Schlehen, Reben. In den Wasserläufen blüht roter Oleander unter hellgrünen Platanen. Mit glänzenden Marmorbrocken sind die Löcher in den Geleisen gestopft. Schwarzblauer, senkrecht stehender Schiefer glimmert in der Sonne. Es mehren sich die Steinkarren, die Fuhrleute gehen in der rotgelben Staubwolke, einen Wisch Stroh in der Hand, den sie den Pferden lockend vors Maul halten. Ein unvollendetes Schloß einer fremden Fürstin wirft in der Einsamkeit seinen zwanzig Meter langen Schatten auf den Weg; eilig streben die Esel, ihn die kurze Minute zu nützen. Im Glimmerschiefergebiete liegt 400 Meter über Athen ein kleines Erdbecken und darin unter turmhohen Pappeln an rauschendem Wasser das weite reiche Kloster Pendeli. Domartig ist der Hain, ganz und gar ungewöhnlich in Griechenland, man denkt an einen deutschen Buchendom. Voll Schatten ist die Halle und doch voll Licht, es wird von den benachbarten glühenden Makienhöhen hereingeworfen. Das Kloster ist ein Hof mit dem weißen Kirchlein inmitten. Kein Mensch ist zu sehen, die Mönche schlafen jetzt während der Mittagszeit, wir wollen sie nicht stören und gehen vorüber. Lorbeer grünt und weiß blüht weiter oben die Myrte. Im Schatten auf den zinnoberroten Bänken vor einem blauen Dreifaltigkeitskapellchen ruhen zwei samtschwarze Ziegen so maß- und massengleich, als wären sie aus Stein oder Bronze geformt und von einem Künstler zur Zierde hingelegt worden. Die Glimmerstückchen im roten Schiefer glitzern, ebenso die Schweißperlchen auf der Haut der Menschen.

Wir haben zwei kleine Führer mit, kluge Knaben von zehn Jahren. Sie sprachen schon den ganzen Weg über wie die Alten nur von Geld und suchten alle Augenblicke mich zu veranlassen, mehr als ausgemacht

zu zahlen, denn die Bürschchen hatten noch nicht begriffen, daß man eine Verabredung, die auf griechisch symphonia heißt, halten muß. Wir sind dem Gebirge nahe, da erklären sie plötzlich männlich fest, nicht weiter gehen zu wollen. Ich erinnere sie daran, daß wir für den ganzen Weg die Drachmen vereinbart haben, aber jetzt handelt es sich bei ihnen nicht ums Geld. Der eine, ein schöner Knabe mit Negerhaaren, befiehlt mir mit kurzen Worten abzusteigen. Ich freue mich seiner männlich festen Art und sage vielleicht ebenso männlich fest: „Das tu ich nicht!“ Nun ist der Junge doch plötzlich ein Kind, er beginnt zu heulen, stellt sich vor die Stirne des Esels, umschlingt den Riesenkopf des Tieres mit den kleinen Armen und bittet und beschwört, um unseret-, ihret- und der Esel willen, nicht weiterzugehen — wegen der Schlangen und bösen Geister.

Da steigen wir natürlich ab, weil es Kinder sind. Es sind aber auch Unzuverläßige und ich entlohne sie nicht schon jetzt, wie sie wünschen. Sie müssen also warten. Die Knaben binden die Esel an Bäume und legen sich schlafen. Wir steigen zufuß weiter, nehmen uns aber vor, uns nie mehr mit Knaben einzulassen, die nichts von einer symphonia verstehen.

Jetzt kommt erst das beschwerlichste Stück Weges. Es ist Juli, Ostgriechenland und Mittag. Wir verfluchen die Schlangen und die bösen Geister. Wir steigen auf die Halden zu, die aus dem grauverwitternden zutagestehenden Marmorgesteine und dem Grün des Kiefernbusches weiß erglänzen. Wir sind noch im Glimmerschiefer und folgen dem Streifen möglichst weit. Die Trockentälchen sind darin ausgebildet. Wir treffen auf schöne Mädchen einer zigeunernden Familie mit kostbaren Ohrgehängen und Spangen. Sie weichen vor uns erschreckt in die Büsche. Noch immer stoßen wir nicht auf den Marmor — glücklicherweise, denn Marmor ist Kalk und Kalk ist höllisch! Da ist eine blaue Halde. Blauer Marmor wird dort gebrochen, der minderwertige, den man in den Straßen braucht. Dieser unten am Berge liegende Marmor heißt oberer Marmor. Pentelikon ist ein aufgefalteter Berg, zwischen zwei Marmoren, einem „unteren“ weißen edlen und dem „oberen“ blauen gemeinen liegt die Glimmerschiefermasse. Nach der Auffaltung wurde der obere Marmor fast ganz und der Glimmerschiefer großenteils weggeräumt, sodaß der innerste untere Marmor oben am Berge zutage trat, wohin er durch die Auffaltung gehoben worden war, der obere aber unten am Bergfuße der Wegführung entging. An der Grenze des Schiefers gegen den Marmor treffen wir Quellen, der Bach läuft im Glimmerschiefertälchen abwärts. Der Kalk beginnt.

Hammerschläge erklingen endlich, wir sind bei 600 Metern im Bruche. Die Arbeiter reichen uns Wasser in einem, mit einem Pinienzapfen verschlossenen roten Kruge. Schweißtropfen fallen von meinen Schläfen auf den Wasserspiegel im Becken, während ich trinke. Die Spitzhämmer der Leute rauhen die groben, aus dem Bruche gekom-

menen weißen Blöcke ab. Ein glänzender Staub wölkt davon. In wagerechten und senkrechten Linien wird der Block aus dem Felsen gebrochen, indem Eisenkeile wagerecht nebeneinander eingetrieben werden, bis ein feiner Riß den Erfolg verkündigt. Jetzt liegen gewaltige Blöcke bereit, abgefahren und im athenischen Königsschlosse zu einem Umbau verwandt zu werden. Andere Blöcke kommen auf die Schiffe im Piräus und gehen in alle Welt. Was mag in zehn Jahren aus euch, Gutes und Schlechtes, geworden sein! Durch dünne abgesprungene Schalen hindurch sehen wir die Sonne. Rechts oben zeigt uns der Werkführer weißgraue, halb verbuschte Flecke, die Steinbrüche der Alten.

Das ist also der Berg, in dem einst die Hälfte aller marmornen Standbilder der Welt als ungeformter Stein dalag. —

Bei der Rückkehr im Zuge, bei der Einfahrt in die Stadt, strömten die in Abständen errichteten Häuser der Vorstadt Wärme aus; man fühlte sie taktmäßig auf seinem Körper, während man an ihnen und den Lücken vorüberfuhr; man konnte die Straßenzeile sozusagen mit geschlossenen Augen wie gewisse augenlose Tiere sehen.

Alles am Körper ist müde, besonders die Augen, müde ist auch die Haut, die das unendliche Licht zu verarbeiten hatte.

DIE LANDSCHAFTEN DER UMFAHRT

Schließlich gibt es vor der Hitze keine andere Rettung mehr als das Meer. Der Wärmeunterschied zwischen Athen und dem Innern des athenischen Golfes beträgt 2 Grad. Als wir vom Pentelikon nachmittags nach Hause kamen, am 5. Juli, empfanden wir 31 Grad im dunkeln, immer verschlossen gehaltenen Zimmer als sehr kühl. Draußen im glühenden Winde der Straße, doch im Schatten, zeigte das Thermometer 37 Grad, die höchste Wärme des Tages. Die tiefste der Nacht war 25 gewesen. Am Tage vorher waren die Zahlen von Höchst- und Mindestwärme: 31—25, am 3. Juli ebenso, am 2. Juli: 30—22. Die am 5. Juli gemessenen Grade entsprechen dem im Durchschnitte der Jahre erreichten höchsten Stande. Das mittlere Julihöchstmaß für Deutschland ist 5 Grad weniger. Der höchste in Athen überhaupt beobachtete Wärmegrad ist etwas über 40, und so sehr weit sind wir denn nun auch nicht von den von Alexander von Humboldt am Orinoko gemessenen 47 und den im Zweistromlande beobachteten 50 Grad, das ist die höchste überhaupt auf der Erde vorkommende Luftwärme. Das Thermometer scheint für die nächsten Tage noch zu steigen — aber wir haben genug. Die Stadt liegt tot und verlassen da, die Straßen sind vom späten Vormittage bis in den Nachmittag hinein fast leer. Vielleicht gehen nur die Diebe um. In Rom mitten auf dem Korso gegenüber dem weltbekannten, fast immer belebten Café Aragno brachen

in diesem Jahre Diebe eben um diese Sommermittagszeit in den Laden eines Edelschmiedes ein. Die Diebe werden wohl die stillste Stunde einer Stadt kennen. Auch die Korinthen sind reif geworden. Die kleinen schwarzen Beeren stehen so dicht in den Trauben, daß sie schwer zu pflücken, leichter mit den Zähnen abzuweiden sind.

Auf den großen europäischen Dampfern sind auf Wochen hinaus alle Plätze an wohlhabende Griechen verkauft, die nach Mitteleuropa, besonders in die Berge der Schweiz fliehen. Wir verschaffen uns mühsam Plätze auf einem griechischen Küstendampfer. Wir wollen die berühmte Umfahrt um den Peloponnes machen. Wir müssen das uns im Innern wohlbekannte Haus Peloponnes auch noch von draußen sehen und unser Bild runden, rechte Deutsche, die sich immer erst mit dem Vollständigen zufrieden geben. Wir fahren im Wagen am späten Nachmittage die staubige öde Landstraße im Zuge der ehemaligen „Langen Mauern", die Hafen und Stadt verbanden, von Athen nach Piräus. Diesmal sitzen wir mit dem Rücken gegen die Fahrt, um möglichst lange das göttliche Bild der goldenen Akropolis zu genießen. Immer kleiner wird sie, und immer dunkler der Abend — ich muß bekennen, daß ich gar etwas Zufriedenheit empfand, als sie endlich verschwand.

Wir begeben uns im finsteren Hafen aufs Meer. Die Feuer des griechischen Johannesfestes, das mit dem griechischen Kalender 14 Tage nach dem unseren fällt, beleuchten die am Tage weißen Hausmauern in Gassen und Höfen der Piräusstadt märchenhaft rot, als wir auf dem dunkeln Schiffe in die schwarze See hinausgleiten. Am Morgen steht mir gerade im runden Kabinenfenster das schöne Bild Monemvasia, ein spitzer ins Meer hinausgeschobener Berg und Ort, im Abendlande bekannter durch den Ruf des dorther benannten Malvasierweines. (Wie malt der Name die Landschaft des Ortes, Monemvasia „Nur-ein-Zugang"!) Fast alle höchsten Wertmaße, selbst also des Trinkens, entstammen uns aus diesem fast übernatürlich geweihten Lande da, dem wir nun stille und ehrfürchtig vorübergleiten. Die Küste, der südliche Parnon, ist hohes Gebirge, besteht aus Kalk und ist fest gezeichnet. Nur hinter der Kalkhalbinsel Monemvasia fällt die Umrißlinie etwas ein; dort liegt ein Streifen Schiefer. Die Küste, steil, ohne Strandstufen, zeigt alle Merkmale eines gesunkenen oder sinkenden Landes. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß die ganze Ostseite Griechen-
Bild lands sinkt. Kap Maleas hebt sich immer schärfer heraus und bald
99 erkennt man deutlich in den entblößten Steinschichten den aufgewölbten Sattel. Wir fahren nahe der Küste, das Meer ist tief, purpurdunkel, der argolische Grabenbruch tritt nahe an das Land heran. In einer feinen Linie des tiefsten Weiß brandet das Meer weithin an den Felsen auf. Die Seefahrer fürchten das Kap — schon Odysseus erzählt, daß der Nordsturm sein Schiff ergriffen, als er eben Maleas umfuhr, und es hart an Kythera vorübergeworfen habe. Von kräftigen Wellen werden

wir bei sonst ruhiger See an das Kap herangetragen und können es auf 50 Meter Entfernung gefahrlos umschiffen. Diesseits ist das Meer bewegt, jenseits ruhig und glatt. Man erklärt die gerade bei diesem der drei Südkaps große Schiffsgefahr so: diesem mittelsten Mittelmeere kommt die afrikanische Küste am nächsten, ihre heißen Lüfte machen das Meer stark verdunsten, ohne daß ein großer Fluß zum Ausgleiche der entdampften Massen nahe wäre; es entsteht also in der Meeresebene ein flacher Trog; das westliche und östliche Mittelmeer erhalten ergänzende Zuflüsse, den Gibraltarstrom vom Atlantischen Ozeane, Ebro, Rhone und Po, Nil und besonders den Bosporusstrom; dieser schießt reißend stark, daß Schiffe nur mühsam gegen ihn aufkommen, aus dem von den größten Flüssen Europas genährten und nur schwach verdunstenden Schwarzen Meere heraus und fließt, unterstützt vom sommerlichen Nordwinde als ägäischer Meerstrom nach Süden; an Kleinasiens Südküste gibt es eine westliche Strömung, und beide vereint stürzen sich um Maleas herum in den Trog. — Ein einziges Dorf erschien von Monemvasia ab an der wüstenhaft rötlichen Küste; hier an der Spitze liegt ein einsames Klösterchen. Das ist eine sonderbar gebaute Kaplandschaft: aus dem Meere erhebt sich über der grau verwitterten Brandungskehle senkrechter Fels, der sich zu einer weiten aufrechtstehenden Flachmuschel öffnet; ihr oberer Rand, wieder von senkrechten Felsen gebildet, liegt beim hohen Stande der Sonne in scharfem Schlagschatten; der sehr schräg ansteigende Grund der Muschel enthält etwas Verwitterungserde, die von einigen künstlichen Stufenmäuerchen gehalten wird. Im Ausstrahlungspunkte der Muschelradien liegt das blendendweiße Klosterkirchlein. Wir fahren so nahe vorbei, daß das Bild sich verschiebt, verkürzt, verschwindet, in nicht viel längerer Zeit als zum Lesen der Beschreibung nötig ist.

Ein stilles Glück erfüllt mich, daß ich nun auch dieses schöne Bild zum ewigen Erinnern und Erfreuen mit davontragen darf.

Die Insel Kythera liegt an der anderen Seite der Fahrt, wüst und rot. So abweisend die Landschaft Kytheras ist, so sehr gibt man sich eine Weile dem süßen Schmelze seines Namens hin als des Wohnsitzes der Aphrodite und allen aphrodisischen Erinnerungen, die man, wenn man glücklich war, besitzt. Und vergißt darüber die Festlandküste.

Wie ich wieder hinschaue, ist auch diese wüst und rot. Es ist sehr verführerisch, die dort den Bergen vorgelagerten kleinen Ebenen als von der Brandung verlassene Stufen anzusehen; aber wir sind, obwohl das Schiff sich jetzt von der Küste fernhält, nahe genug, um die vor den steil aufragenden Kalkbergen wagerecht liegenden bröckligen Schichten der Stufenebene zu erkennen. Sie scheint der Rest einer größeren, dem Festlandgerüste eingespannten jungen Terziärfläche zu sein. Bald aber, an der Hirschinsel — Elaphonisi ist der nicht schriftlich überlieferte, doch durch die lange Barbarennacht erhaltene griechische Name —, sind die vier übereinander liegenden aufragenden Stufen unverkennbare

Werke der Brandung, da sie in steilstehenden Kalkschichten ausgearbeitet sind. Dieses Küstenland scheint also sozusagen in Paketen zu steigen und zu sinken. Der am Morgen unbewölkte grauhelle Himmel bedeckt sich mit losen Haufenwolken, die jedoch die Sonne nicht ernstlich behindern.

In Wolken sind auch die beiden Hauptstücke der Landschaft gehüllt, die das Auge bei der Einfahrt in den lakonischen Busen unwillkürlich zuerst sucht, das Parnongebirge rechts und der Taygetus links. Doch um diesen sind die Wolken Schichtwolken, in eine lange Linie als eine künstliche Gesichtsebene gezogen, während gemeine Haufenwolken jenes umballen. Zwischen den Gebirgen spannt sich das niedrige
Bild 18 Bergland der Vardunochoriá aus, dessen hintere Seite wir von Sparta her kennen. Vor den Hügeln ist ein grüner Streifen wie mit einem Borstenpinsel über das Blau des Meeres in das Gemälde dieser Landschaft gesetzt, das fruchtbare und sumpfige Mündungsland des Eurotas, Helos. Ihm wie so vielen kleinen Dingen in Griechenland entstammt ein Begriff der Weltkultur.

Wir laufen am Nachmittage den unbedeutenden Hafen Elaia an, der die kleine im Parnon eingesenkte Ebene Leuke mit der Welt verbindet. Gythion ist der Hafen Spartas und der Hauptort Lakoniens. Griechenland ist so sehr Meerland, der Verkehr geht so sehr zur See, daß die Küstenorte leicht den Vorrang vor den im Innern liegenden, einst berühmten Städten gewinnen, die sich an der Liebe der Kulturmenschen schadlos halten müssen für die Stille und wirtschaftliche Ohnmacht, in die sie allmählich versinken.

Schon in homerischer Zeit war die eigentliche Straße in Griechenland das Wasser; den alten Nestor im sandigen Pylos zu besuchen, fährt Menelaos zur See und begegnet im lakonischen Hofe dem Schiffe des Paris, das er nichts ahnend vorüberfahren läßt.

Gythion liegt vor einem kahlen Kalkhügel, der einstmals als Insel im Meere gestanden hat. Die Gassen gehen zwischen hohen Steinmauern unter weitausladenden Holzbalkonen durch und benutzten oft Schratten im Kalke als Stufen. Die Weiber versitzen lockergekleidet auf den Balkonen die Abendkühle, während die Männer unten auf dem Platze am Hafen vor dem Kaffeehause versammelt sind und über wichtige Dinge bedeutend schwatzen. Ausgediente französische Sängerinnen schreien auf einem Brette. In den Gassen finden wir verdächtige Pakete, Zeitungspapier die Hülle, Geheimnis die Fülle. Sie sind offenbar aus den Fenstern geschleudert. Das ist ja auch eine Abhilfe eines in Griechenland häufigen, früher erwähnten Mangels.

In der Nacht, da wir auf dem schwarzen Meere nichts mehr erkennen, zeichnet der Mast mit langem Finger den Weg in die Sterne. Und ich berechne wohl — in der Nacht scheint die Zeit unermeßlich lang und hat keinen Wert — aus den Schwankungen der Mastspitze die Größe der Wellen, welche das Schiff unterlaufen. Die Mani, die

mittlere der drei Halbinseln, ist nur ein schwarzer Schattenumriß, das Kap Tänaron ist nichts als das körperliche Ende dieses Schattens. Sonderbar, daß ich schon als Knabe auf der Schulbank mit dem Namen die Vorstellung von etwas unnennbar tief Schwarzem verband. War es, weil hier Orpheus in die Unterwelt hinabstieg? War es, weil der schwarze Marmor hier gebrochen wurde? Taten es die vielen a und o im alten Namen Tänaron oder im neueren Matapan, die mir vom Gehör ins Gefühl übergehend immer schwarz erscheinen? Nun fügt es das Geschick, daß ich dies Kap schwarz in dunkler Nacht sehen soll. Eine ungeheure Stimmung von Finsternis und Tod überkommt mich, die doch nichts Schreckliches, nur etwas Beschauliches hat, denn ich weiß, fühle ja aus hundert klopfenden Pulsen, daß ich lebe, lebe, und daß ich morgen einen frischen Tag als ein Neugeborener, vom Wunderschlafe Neugeborener begrüßen werde. Also ergebe ich mich leicht darin, nichts Einzelnes vom Kap und der Halbinsel Mani zu sehen. Der diensttuende Unteroffizier, neben dem ich um Mitternacht auf der Brücke stehe, summt alte orphische Weisen, während er mit einem Fernrohre den hohen Leuchtturm betrachtet. Die Menschenfreundlichkeit, die ein Blinkfeuer bekundet, hat etwas fast zu Tränen Rührendes.

Von der Westseite der Mani sah ich nachts noch die Bai von Limeni, den großartigen Naturhafen. Viereckig ist er, die beiden Winkel überragt und betont durch zwei eindrucksvolle Berge. Es ist vor Tage, das schwache Licht in der Bucht ist fast veilchig oder purpurn, ich ziehe zwischen Bett und Brücke mit einer Decke hin und her, um möglichst viel zu sehen und zuweilen ein Stündchen Schlaf zu erhaschen, denn das Landen des Küstenfahrers, das Ein- und Ausladen alle paar Stunden läßt keinen regelrechten Schlaf gedeihen. Für den, der trotz der Dampfwinde und der auf den Eisenplanken über seinem Kopfe laufenden Füße schläft, ist das letzte am Abend das Heulen des Schiffshundes, der sich fürchtet, und das erste am Morgen das Krähen des Schiffshahns, der sich seiner Hühner freut.

Die Bewohner der Mani, die Manioten, halten sich für die echten und einzigen reinen Nachkommen der alten Spartaner. Ihre Geschichte ist reich und blutig, noch heute hat die Regierung mit ihnen ihre liebe Not, aber das einzige, was wir von ihnen sahen, waren grauenhafte blutige Traumbilder im aufgeregten Schlafe, während wir ihrer harten fürchterlichen Küste vorüberglitten.

Der Berg Selitza im Ostwinkel des messenischen Golfes, mit seiner rückspringenden Kehle eine Kleinausgabe des spartanischen Taygetus, ragt vom grünen Frühmeere auf, verkürzt sich, indem wir uns ihm nähern, immer mehr und immer günstiger, bis wir uns im Hafen von Kalamä in seinem schönheitlichen Brennpunkte befinden. Da liegt also wieder das schöne Messenien! Das Edelgrün dieser halben Trope erfreut das wassermüde Auge. Vom Meere aus erkennt man am besten den Bau des Landes, die beiden seitlichen Stufen, die sich den Gebirgen

anlegen und den tiefen Zwischenriegel, hinter dem das obere Messenien sich verbirgt. Ithome, von hier ein sehr breiter und tief unten abgestumpfter Kegel, beherrscht wieder das Landschaftsbild.

Das westliche Griechenland verrät sich sofort, auch in diesem Sommer, durch Wolken und Wasser. Eine Regenbö peitscht über das Schiff, die alles, was durch Pflicht oder Neugierde an das Äußere gebunden ist, im Augenblicke bis auf die Haut durchnäßt. Grau erschien mir nachher die Oberfläche des Meeres, ob aber von der Verdünnung des Salzwassers oder nur vom Widerscheine der Wolken, wage ich nicht zu entscheiden. Links der nunmehr südlichen Fahrt durch den messenischen Golf zeigt sich die Westküste der Mani, rot, steinig und sehr zerrissen, rechts der Reise die dritte Halbinsel, ruhig gezeichnet und stark begrünt. Koroni ist das Herz dieses Korinthenlandes. Es liegt auf einer Stufe junger terziärer Stoffe über einer weißen Kliffküste. Eine weitläufige graue Venezianerburg mit zerfallenen Zinnen beteiligt auch das geschichtliche Erinnern beim Genusse dieses heiteren Landschaftsbildes. Wir sind nun im vierten Messenien, nachdem wir die Kammern des ersten und zweiten und die wilden Berge des dritten, des Iramessenien, kennen lernten.

Bild 100 Bei mildem Nachmittagslichte und in feuchter Luft, die sich wie schwüle deutsche Sommerluft anfühlt, biegen wir um das Kap Gallo, die westliche kürzeste der drei Halbinseln, in das glitzernde jonische Meer. Die Höhen wurden immer niedriger, der Kalk verschwand. Das Kap selbst besteht aus Sandsteinen des Flysches, die nach Osten einfallen. Auf der Westseite angesehen liegen die Schichten fast wagerecht. Der Flysch ist nicht widerstandsfähig und das Kap wird schnell abgetragen. Links von der Fahrt im Kapkanale ist bereits die Flyschinsel Venetiko vom Kap abgetrennt. Nach Nordwesten biegend kommen wir in eine von Inseln geschlossene See. Man sieht noch jetzt, wie das nordsüdlich streichende Gebirge des Landes sich in den Inseln fortsetzt.
Bild 101 Die erste große Insel Skiza ist Flysch, die zweite Sapienza ist Kalk. Diese ist ganz unbewohnt. Sosehr ist man doch alles, besonders alles Land inbezug auf den Menschen anzusehen geneigt, daß man auf dem goldnen Nachmittagsmeere einem fremden Erdteile vorüberzugleiten glaubt. Dort wo die Fortsetzung des Kalkgrates der Insel das Festland trifft, liegt die Stadt Methone. Die vorspringende Kalknase des Festlandsgebirges, das sich zum schönen Nikolaosberge erhebt, bildet die natürliche Hafenmauer gegen die Weststürme des jonischen Meeres. Methone heißt „Klippenstadt" und man verehrte dort eine Athena „Sturmbesänftigerin". Das stille Städtchen liegt auf einer weichen, in das Kalkgerüst des Landes eingefügten Stufe. Eine gelbe Venezianerburg sitzt der Naturmole auf, ein unten viereckiger oben achteckiger flachkuppeliger Turm behütet die äußerste Spitze.

Ich sitze in unendlicher Behaglichkeit nach kurzem Schlafe in einem Stuhle, in meine vielerfahrenen braven Kamelhaardecken gehüllt,

und kann mir kaum ein größeres Glück denken als vor diesem langsam und landnah fahrenden Schiffe die Landschaften sich abrollen zu sehen. Worin liegt die geistige Lust der Küstenfahrt? Auf unendlicher See zwischen Luft und Flut zu fahren hat gewiß seinen Reiz; innerhalb der Welt einmal die Welt, die doch im letzten Grunde immer für uns Menschen das Land ist, aus den Augen verlieren können wie ein den Lüften und dem Äther angepaßter Gott, ist vielleicht das höchste mögliche Erlebnis von Großartigkeit — aber das Großartige erträgt der Geist auf die Dauer am schwersten, das Großartige ermüdet schnell und tief. Wer es erfahren hat, weiß es, wer es nicht erfahren hat, kann es durch einfaches Überlegen wissen. Im unendlich bewegten und wirklich im Zahlensinne unendlich vielförmigen Lande reisen, sich rühren, sein hat wiederum seinen eignen Reiz; unverlierbar in lebendiger menschennaher und meist menschenfreundlicher Natur sein, mit starken Füßen den festen Boden treten, zu dem der Mensch gehört, (denn er ist nun einmal nicht trotz aller kühnen Künste der Kultur dem Wasser angepaßt wie der Fisch, dem Grunde wie der Wurm, der Luft wie der Vogel,) das ist die tiefste Erfahrung vom Rechte aufs natürliche Leben — aber das Gefühl des Rechtes verwandelt sich bekanntlich schnell in das des Selbstverständlichen und dieses in das der Öde; auch erzeugt die unterhaltende Formenüberfülle beim platten Geiste leicht Verdruß und Langeweile, beim tiefen Verwirrung und Unsicherheit, bei beiden Ermüdung. Da wirkt denn die Linie, wo das unbedingt einfache Meer und das überaus vielfache Land zusammenstoßen, Wunder auf das Gefühl. Nach Bedürfnis und Laune kann der Geist sich unterhalten und erregen, sich erweitern und beruhigen, indem sich der Blick auf das Land oder das Meer hinauswendet. Vom Meere aus messen wir alle Berge, auch die Tausende von Meilen in hohen Umländern liegenden beziehen wir auf es, das Meer ist der Nullpunkt der Maße — auch der Nullpunkt des Gefühles. Es würde mir schwer sein zu denken, daß in der Landschaft, wo mir einmal vier eigene Wände bestimmt sein sollten, die Fläche des Meeres oder doch die eines Sees oder Flusses fehlen sollte. Daher rechne ich denn auch jene Linie des Nullpunktes, zumal wenn sie das sichtbare Zeichen ihrer dramatischen Bedeutung trägt, eine zwischen blauer Fläche und grüner Formgestalt hinwellende weiße Schaumkrause der Brandung, zu den schönsten Dingen der Erde.

Voraussetzung des Genusses ist das küstennahe Fahren, so küstennah, daß auch die persönlichen Einzelheiten der Erde bis zur Ziege, die auf dem Felshügel weidet, und bis zum Esel, der im Hohlwege jämmerlich schreit, sichtbar und hörbar bleiben. Das gestattet diese Küste auch den tiefstgehenden Schiffen. Ja westlich der Insel Sapienza gibt es einen der größten Steilabfälle des Mittelmeeres, der Weltmeere überhaupt. Auf 10 Kilometer Küstenferne fällt der Seegrund zu 3 Kilometer Tiefe ein und der eigentliche Landsockel sinkt zwischen 500 und 2500 Metern im selben Maße, als er sich von der Küste entfernt,

das ist im Verhältnis 1 : 1. Dem Meere selbst sieht man natürlich die Tiefe nicht ab, doch das Stückchen Wissen in uns wird sogleich ein Werkzeug der Landschaft außer uns und das mit solcher, in der ganzen Welt fast unerhörter steiler Kraft dem Meere sich entringende Land erscheint als etwas Heldenmäßiges.

Küstenfahren hat auch etwas Urtümliches. Man erlebt die älteste Form des Seefahrens nach, als der Mensch sich noch nicht aufs hohe Meer hinauswagte. Und man denkt sich dabei, daß es besser gewesen wäre, wenn man um die große Wende der Zeiten nicht über die freie See verkehrt hätte. Dann wäre das Vermächtnis der fanatischen morgenländischen Welt nicht unvermittelt zu den nüchternen Römern gekommen, sondern es wäre in Griechenland milde und menschlich umgebildet worden.

Im Weiterfahren wird der schöne Nikolaosberg, den wir sozusagen im Querschnitte sahen, zu einer langen eintönigen Mauer, er ist ein deutliches Zeichen des Nordsüdstreckens der Gebirge des Peloponneses. Ich werde an den schönen Santameri im Norden des Landes erinnert. Beide Berge sind aufgepreßte Kalksättel, Kämme von Kalkwellen, deren Mulden im benachbarten Flyschlande untertauchen.

Wir haben auf der Brücke eine kleine Wetterwarte eingerichtet und Karten ausgestellt, der Kapitän und die Unteroffiziere bewundern die harmlosen Werkzeuge. Ein mitreisender Heeresoffizier bestaunt die Philippsonsche Karte des Peleponneses, die beste bestehende, die er nicht kennt, obgleich sie über zwanzig Jahre alt ist! Ich habe aber den Eindruck, daß er, vor den Türken gestellt, sich tapfer schlagen wird. Am Abend laufen wir in die herrliche Bucht von Pylos oder Navarino ein.

Bild 102 Sie ist so groß, daß sich die Schlacht von Navarino 1825 in ihr abspielen konnte, in der englische und französische Schiffe den griechischen Ruhmeskrieg zugunsten der Griechen entschieden. In dieser Bucht überraschten im griechischen Schandkriege 425 v. Chr. die Athener die spartanische Flotte und vernichteten sie. Das jonische Meer draußen ist kräftig bewegt, drinnen aber ist die Fläche klar, denn die schönsten und großartigsten Wellenbrecher in Gestalt der Kalkinsel Sphakteria und einer kleinen südlichen Zwillingsinsel entkräften alle Stürme. Platt wie eine künstliche Mauer, von einem Bogen wie von einem Architektur-Tore durchbrochen, gekrönt mit einem senkrechten Leuchtturme und einem wagerechten Kirchlein, läßt diese auch unter den griechischen überaus schöne Insel genügend Raum zum Ein- und Ausfahren neben sich. Die Bucht ist weit und still, von tiefstehender bleicher Abendsonne ist der glatte Spiegel wie vom Monde beleuchtet, die weitläufige weiße Trümmerfestung der Venezianer ist von Mensch und Tier verlassen, das kleine Dorf Pylos daneben scheint unter Maulbeerbäumen zu schlafen, unseres ist das einzige Schiff im ungeheuren Hafen, die Stimmen der Seeleute klingen zu mir, der ich am Lande bin, über das Wasser, als wären sie ganz nahe.

Wohl niemals habe ich so stark das Erlebnis redender Stille, donnernden Schweigens in Ohr und Seele gehabt wie an dieser weiten öden Bucht bei tiefstehender bleicher Abendsonne, indem der Lärm schicksalsreicher furchtbarer Seeschlachten in einer mystischen Weise über die Jahrhunderte zu mir herüberschallte.

Diese Bucht als irdisches Gebilde ist ein großartiges Beispiel aufschreitender Küste. Das Land ist gesunken, ein kleiner Paß im Kalkgebirge ward überflutet, das Meer trat in das innere Landtal hinter den Berg ein, und der klassische Naturhafen war fertig.

Mit der Nacht nahmen das stürmische jonische Meer und der ruhige Schlaf uns auf. —

Vor Mitternacht schon fahre ich aus der Bretterkoje. Wir liegen auf der offnen Reede von Marathos, im Kanale zwischen der Kalkinsel Proti und den weichen terziären Korinthenstufen. Griechische Männer schiffen sich aus und schiffen sich ein, im Saale ist ein ewiges Gehen und Kommen, und wenn die Füße ruhig sind, laufen die Mäuler. Das stundenlange laute Nachtgeschwätz griechischer Männer — das Volk ist wirklich geschwätzig — wird unerträglich. Es fehlt ihnen wie auch den Italienern die selbstverständliche wortlose Rücksicht auf den Nächsten. Fordert man sie schließlich zur Ruhe auf, so schweigen sie wohl erschreckt stille, wie Kinder es tun, die man über ein Unrecht belehrt. Die dreisten unter ihnen lachen wohl auch, wie Kinder ebenfalls tun. Nach einer Weile schon haben sie die Belehrung vergessen. Das Küstenfahren, das wir uns als Erholung von den Landreisen gedacht, ist eine wahre Anstrengung. Die wechselnden Bilder des Tages, der Lärm in den angelaufenen Häfen bei Nacht, das Poltern der Reisenden, das Donnern der Schiffskrähne lassen einen Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Ich ergebe mich denn jetzt und gehe hinauf auf die Brücke. Der Mond steht über dem Korinthenlande, Lastkähne als schwarze Umrisse fahren zwischen Schiff und Land durch die silberne Lichtstraße des Nachtgestirns, die Insel Proti liegt hinter mir schreckhaft und öde. Lichter brennen in einigen offnen Kaffeehäusern und die Lampe scheint durch eine Fensterscheibe — denn im Korinthenlande haben die Fenster Scheiben — vielleicht den Todeskampf eines Sterbenden beleuchtend. Da schlief ich doch auf der Brücke über den messingnen Kompaßtisch gestreckt ein.

Der nachtdiensttuende Unteroffizier, mein Freund, der Kenner orphischer Verse, läßt mich über der Nadel schlafen und fährt nach seinem Gefühle.

Proti ist der äußerste Wellensattel jener Flutung im Kalkgebirge, Bild
hebt sich kräftig und weithin sichtbar vor der weichen Strandlinie 120
heraus und heißt also bei den über die hohe See heraufkommenden Schiffern Proti „das erste“ Messenien.

Als ich in einen schönen Tag von Sonnenlicht und Wolkendunst hinein erwache, liegen wir auf der Reede von Kyparissia. Ähnlich, mit

der gleichen Bedeutung Zypressenstadt, lautete der Name im Altertume. In der Barbarenzeit hat der Ort einmal Arkadia geheißen, als die inneren Gebirge durch die Schrecknisse der Geschichte Wüsten wurden und der Name mit den Gebirgsbewohnern herabkam. Hei, wie weckt mich das herrliche Landschaftsbild! Die Umrißlinie der Korinthenstufe ist von ganz reiner künstlerischer Schönheit. Das Kalkgebirge im Landstocke ist zackig und schartig, an seinem Fuße liegt eine schöne Hohlkehle. Es ist die Brandungskehle des Terziärmeeres. Die Linie fällt ab in schwacher, nach Ruskins Ausdruck „unendlicher", das ist der Wagerechten sich in unendlicher Ferne erst angleichender parabolischer Krümme über weichem Flyschlande, sie wird unterbrochen von einem niedrigen Kalkrücken, der den Kopf der nächsten, vom gefalteten Landgebirge auslaufenden Kalkwelle bildet. Dieser Rücken hat ganz unter niedrigem bewegtem Meere gelegen und ist daher gerundet, die äußere, die Stoßseite, läuft flach an, die innere, die Fallseite, stürzt kräftig ab. Die ablaufende Linie der Stoßseite setzt sich fort über eine weiche Terziärscholle hin und geht in die Fläche des Meeres ein. Kampos, Feld schlechtweg, heißt diese meergebaute und -geformte Landschaft.

Bild 103

Wenn ich mich hier dem Linienreize dieses Stückes griechischen Landes hingebe, so muß ich doch sagen, vom Meere aus in den Mündungsebenen griechischer Flüsse nichts gesehen zu haben, was den Vergleich mit dem unendlichen Wohllaute der Linie aushält, die von den Höhen am Kap Misenum bei Neapel bis zur Mündung des Volturnus streicht, der die Ebene vor Kapua aufbaut. Reisende sollen sich diese Linie bei sichtigem Wetter etwa von Mezza Torre auf Ischia aus ansehen, die Linie, die sich gleich einer nervigen Bogensehne beugt und dem Meere nähert und nähert, in es zu fallen, doch kraftvoll sich von ihm fernhält und mit geruhiger Sicherheit weiterzieht, bis es ihr zuletzt gefällt, in das Blau zu tauchen. Etwas atemlos Spannendes hat die Linie, etwas von der Verwegenheit eines Beethovenschen Tongedankens, der immer wieder durch alle Harmonien sich wandelnd stets der fangenden Tonika der Grundtonart ausweicht, bis er schließlich, des kämpfenden Spieles müde, doch freiwillig sich ergibt und in die Anfangstonart zurückkehrt. Diese Linie ist 25 Kilometer lang und es mag sein, daß nur die Baukastenkleinheit griechischen Landes solche reinen und übersichtlichen Formen nicht aufkommen läßt, sodaß hier einmal Griechenland vor Italien im Nachteile ist.

Die Karte zeigt, daß die kleinen den Kampos entwässernden Flüßchen den unteren Kalkrücken rechtwinklig durchbrechen. Leider verschlief ich die Aufsicht auf den Höhenzug, er muß wie ein gekerbter Wall erschienen sein. Das ungewöhnliche Gebilde ist so zu erklären, daß die sich formenden Wasserläufe in einer höheren weichen Strandebene dem allmählich zurücksinkenden Meere folgend sich langsam in den Untergrund einschnitten, dabei auch den härteren Riegel an-

schnitten und in ihm verblieben, als die höhere überlagernde Ebene mit ihren Ufern im Laufe der Zeit davongeführt wurde.

In Kyparissia kommt Nachricht auf das Schiff, daß wir im nächsten, im elischen Hafen Katakolon einige Hundert Pilger aufzunehmen haben werden, die nach den einsamen Strophadeninseln wollen, um einen Heiligen zu verehren. Das Schiff wird seine Fahrt den Pilgern zuliebe ändern und auf einen oder zwei Tage die Inseln anlaufen. Fast gleichzeitig lese ich in Philippsons großem wissenschaftlichen Werke über den Peloponnes, daß die Strophaden leider geologisch unbekannt sind. Da soll ich sogar auf meiner empfindungsvollen Fahrt noch ein wenig sachliche wissenschaftliche Arbeit leisten können? Der Kapitän, meinen Eifer für Steine kennend, nennt mich einen Glücksprinzen, denn nach den Strophaden gibt es überhaupt keinen regelmäßigen Schiffsdienst, was wohl auch der Grund gewesen sein mag, daß die Wissenschaft sie nicht kennt. Ich brenne darauf, nach den Strophaden zu kommen.

Die Inseln sollen nur von einigen Mönchen bewohnt sein. Der Kapitän, ein spöttisch angelegter Junggeselle, warnt mich, mit einer Dame die Inseln zu betreten. Er erzählt eine Skandalgeschichte, daß vor einiger Zeit eine englische Dame nach den Strophaden entführt und von den Mönchen schmählich behandelt worden sei. Er erzählt, daß daher die strengen Oberen die Inseln für Frauen verboten haben. Er erzählt, daß in früheren Zeiten gar weibliche Haustiere, die mit Hähnen und Hengsten den Mönchen hätten Ärgernis geben können, von den frommen Inseln ausgeschlossen waren. Er erzählt das alles lachend und zwinkernd. Aber wir fürchten uns nicht, wir brennen darauf, nach den Strophaden zu kommen.

Ein andresmal vor Jahren schon fanden wir im jonischen Meere schwere, wenn nicht stürmische See bei Sonnenschein. Ein Sturm bei Sonnenschein ist etwas Großartiges. Er ist wie ein übermütiges Spiel überreicher Kräfte, nicht die finstere Wut vernichtungbrütender Nachtgewalten. Sonst bei ruhiger See ist das Meer, weil es spiegelt, hell, gegen den Gesichtskreis hin aber wird es dunkel, die äußersten Gesichtskreise auf der sich rundenden Kugelfläche schieben sich zusammen und der Gesichtskreis erscheint fast als eine schwarze Linie. Bei bewegter See ist das Meer weil nicht spiegelnd dunkler, der Gesichtskreis aber ist dunstig hell, wohl von den im Wogengange abgesprengten Wassertröpfchen, in denen das Licht sich zerstreut. Wir brennen darauf, nach den Strophaden zu kommen. Ich kann in keine Bücherei gehen, um zu sehen, ob und was bereits über die heiligen Eilande geschrieben worden ist, ich vorbereite mich notdürftig, in der Kartenkammer des Schiffes liegt nichts als die englische Seekarte, von der eine Pause genommen wird.

Die Küste ist niedrig und weich und spannt sich in flachen Bögen aus, auf die einzelnen ehemaligen Inseln, jetzigen Vorgebirge, als auf

feste Punkte sich stützend. Ihr Land und Hinterland kennen wir schon. Waren die bisherigen Flachküsten in den südlichen Landhäfen flußgebildete, war die der Südküste des korinthischen Golfes eine meergebildete, so haben wir hier ein Gemisch von Meer- und Flußbildung. Das Meer insbesondere baut mit Hilfe eines aus der Adria kommenden Stromes, der die Fracht der Flüsse auffängt und südwärts als Dünen auswirft, die Flüsse bauen mit dem, was ihnen bleibt, Delten hinaus. Oft geht beides ineinander und es entstehen die Strandseen und -sümpfe. Ich kann nicht eben Curtius beistimmen, wenn er sagt, daß die Westküste durch Lagunen „entstellt" sei. Wie schöne, deutschen Küsten ähnliche Landschaften sahen wir doch auf unserer elischen Reise und im sandigen Pylos, die im übrigen Griechenland nicht wiederkehrten! Was mich reich macht, lasse ich mir gefallen, auch wenn es nicht übereinstimmt mit den Bildern, die ich von griechischem Lande vorgefaßt habe. Im allgemeinen — wir kennen ja schon gewichtige Ausnahmen — scheint sich der Peloponnes um eine im Kap Tänaron auslaufende Achse zu drehen, sich sozusagen auf die östliche Seite hinüberzulegen. Das Küstenland hier ist sich hebendes Land. Aufsteigendes Land empfindet mein Gefühl als heiter und heldisch, sinkendes als trotzig und tragisch. Solcherart allgemeine Stimmungen nehme ich von den beiden Seiten des Peloponneses mit mir fort. Insbesondere ist mir der Westen hold und vertraulich. Mag sein, daß mir die milden goldenen Abendlandschaften des nach Westen offenen Landes besonders sich eingedrückt haben, daß ich also unter dem Zauber dessen gestanden habe, was in einer gewissen Voreingenommenheit für westliches Wesen, im Anlegen der Villenorte im Westen der Weltstädte, in der Richtung alter Völkerwanderungen und in den nach dem Abend sich verdichtenden neuen Eisenbahnen, im „Zuge nach Westen" sich ausdrückt. (Meine Jugendeindrücke vom Lande erhielt ich in einer Landschaft mit nach Westen geöffneten Tälern.) Das Sichfreuen der Menschen ist etwas Endloses, und als end- und formlos — „apeiron" unendlich war den Griechen der Ausdruck für Gefasel — befriedigt es nicht und läßt zuletzt leer. Das natürliche Ende der Freude ist der Schmerz und alles Menschliche ist im letzten Grunde etwas Tragisches. Zuletzt sehnt alles sich nach dem Frieden und der Ruhe, die dort sind, wohin jeden Abend die Sonne geht; die goldenen Gärten und die asfodelosbestandenen stillen Landschaften des Hades sind der großartigste Ausdruck des „Zuges nach dem Westen" bei den Griechen, die „ewig heiter" nur für platte Köpfe waren, welche den Schmerz der Tragiker und die dunklen, die strahlenden Worte der Philosophen begleitenden Töne mit ihren harten Ohren nicht hören. Der kosmische Schmerz, dem Tränen und Klagen fern sind, der sich auch in Jubel und Singen offenbart, ist der Schöpfer alles Großen gewesen. Für ihn ist nicht die schottische Ossianlandschaft der klagenden und untätigen Empfindsamen, sondern die lockende Westwelt der Tätigen und Kühnen,

deren Größter dort gar einmal die Neue Welt fand, das Reich zu leben.

Dieses jonische Meer! Seine Sturmlust bringt mich um die Strophadenfahrt! Am späten Nachmittage in Katakolon, einem öden kleinen Hafen an einer niedrigen Kliffküste, ist kein Pilger. Des Sturmes wegen blieben sie aus. Der Kapitän spottet nicht mehr, betrübt bringt er mir die schlimme Kunde. Meinethalben allein kann er doch nicht das Soundsoviel-Tonnenschiff nach den Strophaden fahren! Die Unteroffiziere sind traurig. Die Maschinisten, die uns an einem Abend vorher um die Ehre gebeten haben, an ihrem Tische zu speisen, schicken aus ihrem schwarzen Loche herauf und lassen mich fragen, ob ich denn nicht soviel Geld habe, für einen bis zwei Tage das Schiff zu bezahlen und drehen zu lassen. Ich habe es nicht. Ich überlege die Nacht hindurch, während das Schiff nach der Insel Zante hinüberfährt, was zu tun sei.

Noch in der Nacht war der Unteroffizier an Land und am Morgen in der Frühe steht ein Schiffer auf Deck, dessen Schiff ich miete. Es ist nur ein großes offenes Segelboot mit einem Maste von der Art, die hierzulande Kaïk heißt. Kapitän und Unteroffiziere geben ihr Urteil über das Fahrzeug ab und wir verlassen die freundlichen Griechen.

Die Stadt Zante liegt zur Hälfte vom Erdbeben umgeworfen in Trümmern. Das Geburtshaus des italischen Dichters Ugo Foscolo, das zu einer öffentlichen Bücherei umgestaltet war, ist zerstört. Da fällt mir ein Wort ein, Foscolo sagt es von Italien in den „Letzten Briefen des Jacopo Ortis", einer Nachahmung von Goethes Werther, die ich als Knabe für meinen und meiner Schulfreunde Gebrauch übersetzte: „geschändetes Land, ewige Beute des Sieges". Es gilt auch von Griechenland und von jeder schönen Kulturlandschaft, die eben wegen ihrer Schönheit einmal in die Hände von Barbaren fällt.

Ich finde den Leiter der Bücherei, einen freundlichen griechischen Gelehrten in seinem mit Büchern vollgestopften Stübchen. Beim letzten Erdbeben sind all seine lieben Bücher zu Haufen gefallen, jetzt ist einem neuen Erdbeben und seinen Folgen mit einer Schnur vorgebeugt, die vor ihnen hergezogen ist. Bei einem Manne von so rührender Zärtlichkeit für Bücher finde ich denn auch alles vereinigt, was in italischer, griechischer, deutscher, französischer, englischer und lateinischer Sprache über diese Gegenden des jonischen Meeres geschrieben worden ist. Etwas Zureichendes über die Inseln steht nicht hinter der Erdbebenschnur, insbesondere ist die Geologie und die Landschaft der Strophaden noch zu entdecken.

Um Zante selbst bekümmern wir uns später. Ich habe wider die Übung dieses Buches bei den Vorbereitungen zur Fahrt und der Reiseerzählung länger verweilt, als vielleicht erlaubt ist, aber die Zufälligkeit der Arbeit muß ihre Mängel erklären. In der Stadt hat sich das Gerücht von unserer Reiseabsicht verbreitet. Obgleich die Inseln

nur 60 Seemeilen von Zante entfernt liegen, wird die Reise dahin selten gemacht und wenige Zantioten kennen die Eilande. Die beiden Schiffer, Brüder, rüsten das Schiff. Das Söhnchen des einen hat sich im Vorderteile versteckt. Ein Schreiner ohne Rock und mit einer Flinte kommt und bittet um die Erlaubnis mitzufahren; er darf es unter der Bedingung, daß er für uns jagt. Griechische Handwerker können im allgemeinen beliebig oft einen Feiertag einlegen. Der Wind ist gut. Unter Segenswünschen freundlicher Zantioten stoßen wir ab. Wir wollen morgen zurück sein. Die Schiffer wenden ihr Gesicht nach dem Kloster, wo der Leichnam des heiligen Dionysios ruht. Sie beten um glückliche Fahrt. Es ist die zweite Woche des Juli.

Am späten Nachmittage laufen wir in der aus der großen südlichen Bucht der Insel Zante ausstrahlenden Zweigbucht von Keri auf den Sand. Wir fuhren drei Stunden, wir würden bei Tage die Strophaden nicht mehr erreichen und beschließen zu ankern. Alles ist homerisch. Die Schiffer springen ins Wasser und ziehen das Boot auf den Kieswall auf. Einer steht mit dem Rücken wider den Bug, das Schiff schiebend, genau so wie der eine Schiffer auf Feuerbachs Medeabild.

Wie umständlich und mühsam doch jedesmal das Landen, selbst bei bestem Meere und im schönsten Hafen ist! Die Reise zur See geht glatter als die zu Wagen auf dem Lande, aber der Wagen hält und man ist da, das Schiff hält und man ist noch recht fern. Der Übergang von einem Elemente ins andere kostet Mühe.

Wir gehen in die Bucht hinein, die von zahllosen in den Ölbäumen sitzenden Zikaden stählern widerhallt. Ein Zirkus von Kalkgebirgen umgibt uns, ihr Boden ist ein mit dichtem Schilfe überwachsener Sumpf. Eine starke Rindviehherde steht zwischen den Gräsern. Ziegen läuten vorbei, ihr Bauch und die halbe Seite ist geschoren. Nun kommen wir zu den berühmten, schon von Herodot beschriebenen Pechquellen. Man hat sie roh gefaßt. In einem Steinbottiche steht das gelbe Wasser, darauf liegen schwarze Punkte, auch richtige Fettaugen mit einem Runde in der Mitte, und Gebilde wie Kaulquappen. Von Zeit zu Zeit steigen Bläschen auf, von Gas, die an der Luft zerplatzen, oder von Pech, die sich als flache Tellerchen ausbreiten. Das Wasser ist trinkbar, es schmeckt fett und weich. Daneben in einem Brunnenrunde steht die 85 von 100 Teilen starke Pechbrühe, die höllische Suppe, braun dick unheimlich. In einer Quelle liegen am Grunde die braunschwarzen Pechklumpen; rührt man sie mit einem Stocke an, so breiten sich über das Wasser die herrlichsten Regenbogenfarben aus. Man muß sich überwinden, die ekelhafte Brühe anzusehen, und kann sein Auge kaum trennen von den Farbenspielen in ihr. Eine blaue Libelle schwingt sich furchtlos über das Wasser hin.

Herodot ging vom Meere vier Stadien das ist 640 Meter bis zur Pechquelle, wir kaum den dritten Teil. Das Meer muß vorgerückt sein, unser zantiotischer Gelehrter hat gezeigt, daß zwei kleine Inseln des

Golfes in Küstennähe auf einer alten Karte von 1633 noch als Vorgebirge gezeichnet sind. In dieser Gegend bewegt die Erde sich beständig; das traurige Bild der Stadt Zante beweist es.

Wir haben nichts zu essen. Ich gehe in eine einsame Hütte am Strande und bitte um ein Brot. Ich will es kaufen, aber der Grieche sagt: „Verkaufen will ich es dir nicht, Effendi, aber schenken." Landschaft, Leben und Stimmung muten uns so ursprünglich an diesem Abend an, ursprünglich ist auch das Mahl, das aus Brot und Wasser besteht.

Als die Frösche im weiten Sumpfe zu quaken beginnen, erhebt sich die Furcht vor den Fiebermücken. Die Schiffer machen los, wir fahren hundert Meter in die Bucht hinaus und werfen Anker. Auf das salzige Meerwasser gehen die Mücken nicht hinaus. Das Segel wird wie ein Zelttuch gesenkt und wir schlafen auf einem türkischen Teppiche. Die Nacht ist kalt und wir frieren.

Vor Tage ein Schwung über den Bootsrand in das bleibleiche Meer, einige Kreise schwimmend um das Schiff, das ist eine köstliche Morgenwäsche. Wir gehen auf den Sand zurück, und wieder das Medeabild! Die Leute holen frisches Trinkwasser in thönernen Krügen aus einer dünnen Quelle, die in einer Thonschicht am Ufer fließt. Sie stellen die Krüge unter die Ruderbänke. Sie richten den Mast auf — aber es ist homerisch, darum will ich mit Homers Worten reden:

Und sie zogen das schwarze Gefährt zur Hälfte ins Wasser,
taten den Mast und das Segel hinein und steckten die Ruder
klar zur Fahrt durch den ledernen Stropp und richteten alles
nach dem Gebrauch seefahrenden Volkes und machten das Fahrzeug
völlig flott.

Bei Sonnenaufgang sausen wir vor dem frischen Morgenwinde aus den Buchten nach Süden hinaus. Wir sind bald über der großen Meertiefe, die von der Insel Sapienza heraufzieht. Die purpurdunkeln Wellen mit schneeweißen Schaumkämmen wogen bis in Bordhöhe und ab und zu langt eine zu uns herein. Aber die Schiffer sind unerschütterlich ruhig und bedienen sicher Segel und Steuer. Es gelingt mir sogar, sie zu überzeugen, daß selbst ich, grün im Meersegeln, zu steuern verstehe. Das nenne ich Seefahren! Ich pfeife auf Riesendampfer und „das blaue Band des Ozeans".

Was man anfaßt, knistert leise von Salz und der Mund schmeckt nach Salz. Das Mittelmeer ist salzhaltiger als der Ozean. Die Gibraltarschwelle mit 14 Kilometern Breite und nur 1/8 Kilometer Tiefe, der Bosporus gar mit nur Flußbreite und -tiefe und die wenigen Ströme füllen nicht auf, was die Sonne dem Meere entzieht. Daher wird das Mittelmeer stark eingedampft und wird an Salzgehalt nur von dem noch mehr abgeschlossenen Roten und vom Toten Meere übertroffen.

Des vielen gelösten Salzes und der wenigen und schwachen schuttführenden Landflüsse wegen ist es so durchsichtig, so farbenreich, des größeren Gewichtes wegen so tragkräftig, was man beim Schwimmen fröhlich merkt. Diese Überlegung macht auch besser verstehen, warum bei Homer das Meer, das ist das Mittelmeer, die Salzflut oder einfach das Salz heißt. Man steckt wohl die Hand über Bord ins Wasser gegen die Fahrt und läßt das edle Naß den Ärmel heraufschießen. Kein Land ist in Sicht und nichts Festes ist auf dieser hoch und tief atmenden Masse zu sehen als die paar Bretter unseres Schiffes.

Der Schiffer steht im Vorschiffe an den Mast gelehnt wie Odysseus auf Otto Greiners Sirenenbilde. Er sieht aber nach einem weißen Turme aus, den er mir schließlich selbstzufrieden zeigt. Er hat ohne Kompaß haarscharf die Fahrt gehalten und den Gebrauch des meinen verschmäht. Nach vier Stunden Fahrt erst auftauchen die Eilande, sie müssen ganz niedrig sein und erscheinen in der Tat bald platt wie Bretter im Meere liegend.

Die Bretterinseln teilen sich jetzt in zwei, eine größere südliche und eine kleinere nördliche. Noch zwei Stunden ziehen die großen Wellen vor dem Nordwinde. Man fühlt sozusagen das Pulsen des Meeres durch die dünne, uns von der Tiefe trennende Bretterwand durch wie den Herzschlag eines Menschen durch seine Kleider. Wie anders als auf einem Dampfer, wo Eisenwände und tiefe Räume, in die nur der Fuß des Eingeweihten tritt, zwischen uns und der Tiefe sind! Daher betrachtet man auf einem Dampfer leicht das Meer als etwas Feindliches, auf diesem Holze sehen wir es aber eher als etwas Freundliches an, in der Art der Naturvölker, die das, was sie fürchten, lieben und verehren. Die sturmerfahrenen Seeleute, denen das Meer ein großartiger zorniger grausamer Brotgeber ist, lächeln über unsere poseidonische Schwärmerei.

Der Wind sitzt voll im Segel, das uns, die genau nach Süden Fahrenden beschattet, alle Taue sind bis zum Reißen gespannt, wir fliegen mit schrägem Maste dahin, aber die Wogen sind immer noch schneller, sie heben das Schiff hinauf und eilen voran, indem sie es in einem Wellentale zurücklassen und für einen Augenblick uns das Bild der Inseln entziehen. So von Welle zu Welle fortgereicht liefert uns die zwanzigtausendste — zwei Stunden nach Sicht der Inseln — in einer flachen Bucht der kleineren nördlichen ab. Das viele Beobachten hin und her im schwankenden Schiffe hat mich aufgerührt und so mußte ich denn noch kurz vor dem Ziele Poseidon den grünlichen Zoll zahlen. Unsere Dame ist seefest wie ein alter Schiffer.

DIE STROPHADEN

Allmählich gewöhnt man sich wieder daran, daß der Boden unter den Füßen fest ist. Wir treffen einen Mönch im einzigen Hause der Insel, der uns über Mittag beherbergt. Es wird beraten, mit welchen Künsten wir die große weiberscheue Insel drüben betreten können. Die Schiffsleute bringen das Kaïk bei günstigem Winde um die Insel herum auf die andere Seite, wo in einem kleinen Hafen das Kaïk des Klosters liegt, durch das die Eilande an die Welt geschlossen sind. Der Wellenbrecher des Häfchens ist durch die Planken eines gestrandeten Schiffes verstärkt. Man hat ein Gefühl, als sei einem Hafen hinter solchen Brettern nicht zu trauen. Die eintönige Form der Insel entspricht einem eintönigen Baue, eine Steindecke liegt oben und fast eben über einem thonigen Grunde.

Farbenbild VIII

Bild 108

Bild 41

Am Nachmittage fahren wir im Ruderboote des Mönches durch den die Inseln trennenden Sund. Das Wasser ist durchsichtig, der Grund der Bank überall sichtbar. Soviel ist schon sicher, daß die Inseln baulich eng verwandt sind und vor nicht langer Zeit eine waren. Sogar die Schiffer wissen das; sie erzählen, als einst ein Schiff den Leichnam des heiligen Markus aus dem Morgenlande nach Venedig brachte und bei der Insel vor schlechtem Winde kreuzte, spaltete sich diese und ließ das Schiff durch. Das Meer ist blauweiß, gegen die Ufer grünweiß, rote und schwarze Stellen wechseln miteinander. Der Teil der Ruder, der im Wasser steht, ist, solange er darin bleibt, besonders kurz vor dem Herausheben wie von Gold. In dem Augenblicke, da das Ruder das Wasser verläßt, fühlt man deutlich den Ruck des Vorwärtskommens. Wir halten auf den weißen Turm drüben zu. Die Überfahrt dauert zwanzig Minuten. Unter dem Tosen der Brandung und dem ehernen Zirpen der Zikaden laufen wir in einen kleinen künstlichen Hafen ein.

Die Schiffer gehen, während wir warten, und melden, daß Fremde da sind, besonders eine fremde Dame da ist. Die Inseln sind Eigentum des Klosters, eines Tochterklosters des auf Zante, zu dessen Turm gewandt die Schiffer vor der Abfahrt beteten. Bald laufen Mönche herzu, schwarze Gestalten mit langen wohlgepflegten Bärten, doch derber als die von Megaspiläon, das eher ein Herrenkloster zu sein scheint. In früher Zeit soll hier gar die Vorschrift bestanden haben, daß Adlige nicht Mönche werden könnten. Man ruft uns zum Abte. Wir gehen eine gepflasterte Schräge hinauf, kommen vor einen hohen, blendend weißen Turm mit Zinnen und Schießscharten, gehen an den zwei alten Kanonen vorbei, die den Eingang bewachen, durchschreiten einen Torweg, in dem ein Fallgatter hängt und Waffen in den Winkeln rosten, kommen in einen rechteckigen Hof, schreiten links an einem Brunnen mit schmiedeeisernem Aufsatze vorbei, steigen eine Treppe hinauf, gehen einen langen holzbedeckten Gang mit ausgetretenen Thonfliesen entlang, kreuzen dunkle leere Zimmer und stehen schließlich in einem

Stübchen gleich einer Studentenbude vor einem alten weißen Männchen, das uns willkommen heißt.

Die Schiffer küssen dem Abte die Hand und führen sie an die Stirne, wir drücken sie kräftig, er bestellt Kaffee und Zigaretten, wir sprechen vom gottverhaßten Türken, denn obgleich auf diese Inseln nicht einmal Zeitungen gelangen, was für Griechenland äußerste Weltentlegenheit bedeutet, so ist die Geschichte der Inseln und des Klosters halb eine
Bild türkische. Das Kloster ist eine Gründung eines byzantinischen Kaisers,
105 ging mit einem großen Teile der byzantinischen Besitzungen in Venedigs Hände über, wie die schöne Geschichte der Schiffer schon vermuten ließ, und litt beständig unter den Angriffen von Seeräubern und Türken. Im sechzehnten und noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts landeten die Türken, verbrannten die Archive, knüpften die Mönche im Torwege auf und verstümmelten den Leichnam des Heiligen der Insel, Dionysios Bischofs von Epirus, dessen Reste deswegen nach Zante in das Tochterkloster gebracht wurden, das danach und demnach Mutterkloster wurde. Noch statten wir der Kapelle, wo der Heilige geruht hat, einen pflichtgemäßen Besuch ab, dann beginnen wir sofort, den Bau der Insel zu untersuchen.

Ich kann hier, wo ich schon über die Zwecke reiner Landschaftschilderung hinaus erzähle, nicht das einzelne der Arbeit und das rein Fachliche berichten. Ich sprach darüber auf dem Geografentage 1913 in Rom und werde es noch in einer erdkundlichen Zeitschrift mitteilen. Hier nur das, was zum Verständnis von Bau, Landschaft und Stimmung der Inseln notwendig ist.

Wir gehen aus dem festungsartigen Kloster, das auch von den Mönchen nicht Kloster, sondern pyrgos „Burg“ genannt wird, und
Bild schreiten über die ebene Steinplatte, auf der die Äcker der Mönche
104 als leere steinige Stoppeln liegen, zu dem zweiten und letzten Gebäude
Bild
41 der Insel auf der Westkante, dem Leuchtturme des Staates. Rechts vom Pfade dem Meere nahe liegen die Gärten, Gärten mit Zitronen, mit Feigen und Maulbeerbäumen, mit Reben, mit Kürbissen, Bohnen, Gurken, Melonen, Tabak und einem Nußbaume. Sie sind klein, liegen am Abbruche oder in Löchern, dort nämlich, wo die die Insel bedeckende Kalkplatte aussetzt oder abbricht und über dem thonigen Untergrunde süßes Wasser hervortritt. Wir sehen einen riesigen bleichenden Delfinschädel, der Wind wühlt in den Wedeln zweier Palmen, wir sehen 70 bis 80 Ziegen, 50 Schafe, 7 weiße Ochsen, 2 schöne Pferde, einen herrlichen blaugrauen Eselhengst, und mit den 15 Mönchen kennen wir nun die ganze Einwohnerschaft. Außer den Wärtern des Leuchtturms. Die Insel steigt gegen Westen langsam an, wir verlassen das angebaute Land, schreiten durch echt mittelmeerischen immergrünen niedrigen Buschwald, verwilderte Hauskatzen lugen neugierig aus den Büschen, verwilderte Haushühner flattern erschreckt und schnatternd ins Gesträuch, und wir stehen nach nicht einer halben Stunde neben

dem Leuchtturme vor einem Häuschen im Lorbeerwalde, unter dessen reisiggedeckte Laube zwei erstaunte Männer heraustreten. Wie erstaunte! Sie haben seit langer Zeit außer den Mönchen keinen Mann und seit einem Jahre kein Weib gesehen. Der eine von ihnen heißt Xenophon, er ist klug, ist jung und froh, wieder einmal mit gebildeten Menschen zu sprechen und eine wissenschaftliche Arbeit kennen und verstehen zu lernen. In den folgenden Tagen ist er mein steter Begleiter an Kliffen und Klippen, trägt Hammer, Meßstange und die gesammelten Versteinerungen, nachdem er die halbe Nacht auf dem Leuchtturme Dienst getan.

Die Wärter erhalten alle Jahre einen Monat Urlaub. Vier- oder fünfmal jährlich fährt das Kaïk des Klosters nach Zante und bringt Post zurück. Gelegentlich läuft ein Regierungsdampfer auf eine halbe Stunde an und lädt Öl für den Leuchtturm aus. Im Winter umtoben fürchterliche Stürme die Inseln, dann liegt das Mönchsschiff drüben im Hafen fest vertaut und die Inseln sind auf vier Monate von der Außenwelt abgeschlossen. Einmal wurde in dieser Zeit ein Mönch krank. Er erwartete mit Sehnsucht das Frühlingsboot, das damals in Zante überwinternde Kaïk. Doch dieses wagte wegen schlechten Wetters nicht auszulaufen. Der kranke Mönch stand jeden Tag auf der Zinne des weißen Turmes und schaute nach Norden. Als das Schiff nicht kam, beredete der Mönch einen Jungen, der sein Probejahr im Kloster abdiente, ihn im Kahne nach Zante zu fahren. Zwei Tage ruderten sie, an der Südküste Zantes aber kenterte das Boot und der Mönch ertrank; der Bursche gelangte schwimmend ans Land. Im Sommer wehen ewige Nordwinde, dieselben, mit denen wir die schnelle Fahrt hierher machten. Kann man oft im Winter nicht zu den Strophaden hin-, so kann man im Sommer manchmal nicht von ihnen fortkommen. Das Kloster dient auch als Strafort für Mönche. Der bleiche Mönch, der mir wegen seiner durchgeistigten Augen in der Schar schwarzer Männer auffiel, der von den drei des Lesens kundigen mithelfen konnte, eine griechische Bauinschrift im Kloster zu lesen und abzuschreiben, ist wegen Irrglaubens und Widersetzlichkeit auf neun Jahre aus seinem thessalischen Kloster hierher verbannt. Vier Jahre hat er schon verbüßt, aber ich glaube, daß er vor Ablauf der fünf sterben wird. Wegen der ewigen Winde wachsen die Bäume nur an geschützten Stellen zu bescheidener Höhe auf — einzig die Palme mit ihrem fasrigen Baue im Winde federnd vermag ihm offen standzuhalten — am Meere ist alles Gesträuch windrasiert. Die vorherrschende Richtung der Winde kann man geradezu aus den laufgräbenartigen Heckenversammlungen der immergrünen Sträucher ablesen, es ist Nordwest. Der Wind bläst wechselnd stark, doch ununterbrochen und den ganzen Tag scheint die Sonne. Die Luft ist überaus feucht. Das Zeichenpapier beult, das Panamastroh zieht sich zusammen und unsere Hüte werden zu enge, und nachts trocknet auch im Winde der Schweiß nicht in der Wäsche.

Es funkeln auch die Sterne wie in unseren feuchten Breiten, während sie im trockenen Griechenland als feste Sterne, wirkliche „Fix“sterne an der Himmelsdecke stehen. Gar etwas Heimatliches erleben wir auf diesem Eilande, das nicht einmal zu Europa zu gehören scheint, und ich muß wohl sagen, daß der flimmernde Stern des Nordens schöner ist als der starre des Südens.

Nachts auf dem pritschenartigen Bette in einer Klosterstube liegend — eine „Prinzessin auf der Erbse“ dürfte wegen der Betten nicht in Griechenland reisen — werde ich durch ein fürchterliches Geschrei aus dem Schlafe geweckt. Ein Grunzen, Knurren, Knarren, an Schweine, an Raben erinnernd, aber doch edler. Oft lautet es auch wie menschliche Rufe um Hilfe, wie Wimmern und Klagen, und ich dachte im Augenblicke des Erwachens an ein Schiff in Meernot auf den Klippen. Große schwarze Vögel fliegen vor den zitternden Sternen her. Sie heißen hier Artinnen, für uns aber sind es die Harpyien.

Denn in Wirklichkeit haben die Alten in dieser Möwenart ihre schrecklichen Harpyien und als deren Wohnort eben diese Strophaden angesehen. Nirgendwo sonst in Griechenland scheint der scheue Vogel zu leben und das am Tage für einen Kulturmenschen so schöne Erlebnis der Eilande mit ihrer Welteinsamkeit und Selbständigkeit ist in der Nacht durch den Vogel noch schöner.

Am Tage weiß Xenophon mir griechisch die alte Sage zu erzählen, die uns durch Virgil in lateinischer Sprache am geläufigsten ist und die ich nach dem Dichter deutsch wiedergebe:

Nun irren wir drei Tage umher im dunkeln Gewoge
ungewiß durch das Meer und gleich viel sternlose Nächte.
Endlich am vierten Tage sehen wir Land sich uns nahen.
Berge heben ferne sich auf und Rauch wölkt zur Höhe.
Nieder die Segel! Und an die Ruder! Die Schiffer schlagen
eilig und niedergebückt den Schaum und bezwingen die Wellen.
Also dem Meere glücklich entronnen nimmt der Strophaden
Ufer mich auf. Strophaden nennt sie die griechische Sprache.
Liegen im weiten jonischen Meer. Die wilde Kaläno
und die andern Harpyien bewohnen sie, seit ihnen Phineus'
Haus verschlossen ist und verjagt seinen Tisch sie verließen.
Schrecklicher gibt es nichts als sie; und niemals erhob sich
aus den Wassern des Styx so gottverhaßtes Gelichter.
Mädchen sind die Vögel von Antlitz, doch Krallen die Hände,
aus ihrem Bauch kommt der ekelste Schmutz, ihr Gesicht ist von Hunger ausgezehrt.
Als wir dorthin gelangt in den Hafen fuhren, ei Wunder!
sehen wir muntere Herden von Rindern gehn in den Feldern
und das Ziegenvieh ohne Hirten weiden im Grase.
Schwert heraus und geschlagen! Die Götter, Juppiter selber

rufen wir her die Beute zu teilen; in einer Bucht dann
richten das Lager wir her und erfreun uns am leckeren Essen.
Aber plötzlich fällt's von den Bergen schrecklich hernieder,
die Harpyien sind da und schlagen klatschend die Flügel,
reißen an sich das Mahl und beschmutzen es über und über,
während sie schrecklich schreien und stinkende Gase entlassen.
Wir ziehen uns ins Innre zurück, und im hohlen Felsen
rings umgeben von Bäumen im tiefen Dunkel des Waldes
stellen die Tische wir auf und entfachen wieder die Feuer.
Wieder rauscht es um uns aus Höhlen und Winkeln, es kreist um
seine Beute der Schwarm und zeigt die kralligen Hände.
Sie verschlingen das Mahl. Jetzt rufe ich an die Genossen,
zu den Waffen zu greifen, die Untiere nieder zu schlagen.
Wie ich befehl, so geschieht's, es werden heimlich die Schwerter
ringsum niedergelegt, versteckt die Schilde im Grase.
Da, wie sie wieder erscheinen und fallen ein in die Buchten,
gibt in hochgelegener Höhle Misenus das Zeichen,
schlägt auf den hohlen Schild. Aufstehen alle Genossen,
gierig das ekelhafte Seegevögel zu töten.
Doch sie sind am Gefieder nicht zu verletzen und nicht am
Rücken; in schnellem Fluge entwischen sie in die Wolken,
lassen benagten Raub zurück und stinkende Spuren.
Nur Kaläno setzt sich nieder auf ragender Klippe,
sie, die das Unglück vorhersieht, und spricht mit schrecklicher Stimme:
Schon habt ihr uns Rinder und Kälber geschlagen, Trojaner,
und denkt nun uns Harpyien aus unsrer Heimat zu treiben?
— —
Also sprach sie und schwang sich auf ihren Flügeln zum Walde.
Kalt überlief es da die Genossen und machte gefrieren
ihnen das Blut . . . . Dann läßt der Führer vom Ufer
holen herein das Seil und die Taue zum Fahren bereiten.
Südwind schwellt uns die Segel. Wir fliegen auf schäumenden Wogen
unsre Bahn wie's der Wind und der Mann am Steuer gebieten.
Jetzt auftaucht im Meer Zakynthos mit seinen Hainen . . .

Xenophon erzählt die Vorgeschichte so, wohl wie er sie in der Schule gelernt hat (und ich füge in Klammern einige andere gangbare Wendungen der sehr unfesten Sage zu): Als die Argonauten auf ihrer Fahrt nach Kolchis an den Bosporus kommen, erholen sie sich Rat und Wegeskunde bei einem dort wohnenden Seher Phineus. Dieser ist von den Göttern mit Blindheit geschlagen (nach der ältesten Fassung wegen prometheischen Übermuts, nach den tragischen Dichtern wegen Blutfrevels), grausige Vogelgespenster stürzen aus Süden heran, sobald er essen will, entreißen ihm die Speise und beschmutzen, was sie ihm lassen. Der Seher verspricht den Argonauten Auskunft, wenn

sie ihn von den Ungetümen befreien. Die Söhne des Boreas, des Nordwindes (welcher den Argonauten freundlich ist), verfolgen die Harpyien (die bald als Fabelwesen aus Vogel und Weib, den Winds„bräuten“ des Nordens gleichzusetzen, bald auch als Rosse, immer aber als reißende Sturmwesen gedacht werden). Sie können sie aber nicht erreichen. Da wenden sie sich an Zeus, den Lichtgott auf dem Berge Ainos in Kephallonia, der ihnen Sieg über die Ungetüme gewährt. Nun verfolgen die Boreaden die Harpyien mit neuer Kraft nach Süden, holen sie auf den Strophaden ein, schlagen sie (nach den einen tot, nach den anderen nieder) und kehren um (strephein); daher heißt der Ort ihrer Umkehr Strophaden.

Man hat nun für die Sage eine Erklärung, die ihre Schönheit nicht vermindert, sondern vertieft und die Sage zu einem großartigen landschaftlichen Gleichnisse macht. Ich gebe sie daher wieder: Die Harpyien sind Wesenwerdungen jener Winde, die uns unter dem Namen Schirokko am bekanntesten sind, und zwar der echten trockenen Schirokkowinde, nicht jener schwülen und feuchten unechten, die man in Rom und im oberen Italien Schirokko nennt und welche die Nordländer gewöhnlich als Schirokko kennen lernen. Der echte Schirokko — einzelne leiten den Namen von einem griechischen Worte her das „austrocknen“ bedeutet — ist ein Wind von 40 bis 50 Grad Tageswärme, der Menschen und Tiere dörrt und die Pflanzen, oft ganze Weinberge und Olivenhaine, versengt. Am meisten tritt er in der Umgegend der Sahara auf und ist mit Sand so dicht beladen, daß selbst die afrikanische Sonne nicht durchzudringen vermag und sichtbar, doch nicht scheinend als eine blaßrote Scheibe am Himmel steht. So erlebte ich ihn einmal in Ägypten. Wenn der rote Staub niederfällt, sagt man, es habe Blut geregnet. Gewöhnlich kommt er aus Süden und man hält ihn deshalb meist für einen Saharawind. Doch weht er auch aus anderen Richtungen und man erklärt ihn daher wohl richtiger als einen aus hohen Lufträumen herabstürzenden und dabei sich außerordentlich erwärmenden Fallwind. Der in den nördlichen Alpentälern und in Süddeutschland häufige Föhn ist ein echter Schirokkowind. Immerhin ist er nicht eben häufig und mir ist er während der vier Monate in Griechenland nicht aufgefallen. Die auszehrende hohe Unlust erzeugende Wirkung des Windes ist versinnbildet in den die menschliche Nahrung verderbenden Harpyien. Die Söhne des kühlen Nordwindes Boreas aber, die Boreaden, reinigen die Luft, nicht ohne Mühe wie ihr Gebet an Zeus, den Herrscher von Luft und Licht, beweist. Bis zu den Strophaden reicht ihre Kraft, dort lassen sie die Harpyien in Frieden und wenden sich, das heißt: der Wind springt um.

Die Strophaden aber liegen weit draußen im Weltmeere der Alten. Die platten Inseln sind ja auch vom Festlande aus nicht sichtbar, während man jede andere griechische Insel bei günstigem Wetter sehen kann. Sie werden auch den Eilanden der Hesperiden gleich-

gesetzt, wo ferne im fabelhaften goldenen Westen, dahin nicht Menschen, nur Götter und Halbgötter gelangen, die wunderwirkenden goldenen Äpfel wachsen. Ja sollten sich einmal Menschen auf die Fahrt nach ihnen machen, sie werden sie nicht finden und im Meere verschellen, denn die Inseln selbst fahren und schwimmen, Plotai „die Segelnden“ heißen sie, ehe der Name Strophaden an ihnen festgeworden ist.

So wächst uns denn unter der traumhaften Einwirkung der alten Sage unsere Strophadenreise zu einem fabelhaften Erlebnisse aus, indem wir selbst uns einige tausend Jahre zurückversetzen, unsere Sechzigseemeilenfahrt für einen kühnen Vorstoß ins westliche Weltmeer und unser Schifflein für ein großes meerdurchsegelndes Fahrzeug halten, dessen kühnem scharfsichtigem Auge selbst die schwimmenden Inseln nicht entweichen konnten. Was wirkt, ist wahr! Die Träume waren auf diesen von Einsamkeit umgürteten Inseln angenehme und auch erlaubte Gesellschafter. Doch wir sind von dem Ernste des Wissens und der Wissenschaft demütig genug gemacht, um auch mit Fabeln im Kopfe unsere bescheidene Arbeit gründlich auszuführen und die auch in der Erdkunde noch immer schwimmenden Inseln festzulegen.

Auch Dante erwähnt Vögel und Inseln im dreizehnten Gesange der Hölle. Auf allen vieren kriechen wir durch die natürlichen windgeformten Pflanzenhecken den vielen Spuren der am Tage unsichtbaren Möwen im thonigen Sande nach. Aber sie sind fast wie fortgeblasen und man fragt erstaunt, von woher die Hunderte und Tausende zur Nachtzeit fallen mögen. Nur hin und wieder sehen wir eine und nehmen auch wohl die brütende und mit dem Schnabel schlagende für etliche Augenblicke vom Neste. Die Harpyien sind hier von März bis Oktober. Während der Zeit legen sie ein Ei und brüten es aus. Im Oktober ziehen sie fort.

Die Deutung des Namens der Inseln ist natürlich eine sehr willkürliche. Auch die Schreibweise ist unbestimmt. Plinius nennt die Eilande Strophades, Dante Strofadi, in venezianischen Schriften des achtzehnten Jahrhunderts stehen die Namen Stinfali und Stanfane, Stanfane sagt auch die im Palazzo Colonna in Rom aufbewahrte berühmte Karte, die Marcantonio Colonna in der Seeschlacht von Lepanto gebraucht haben soll, die englische Seekarte aus den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schreibt Stamphani, auf unseren meisten deutschen Karten steht: Strivali (Strophades), in einem griechischen Schulbuche fand ich Strivali oder Strophadia, die Leute auf den Inseln selbst und auf Zante sagten Strophadia, und so meine ich sollten auch wir die alte aus Büchern geschöpfte Schreibweise aufgeben und dem Lebendigen folgend Strophadia oder deutsch Strophaden sagen.

So einfach wie das Dasein, so eintönig wie das Leben der Inselbewohner, so einförmig ist der Bau des Landes. Die Kalkplatte bedeckt die große Insel ganz und gar, ihre Dicke wechselt zwischen einem bis

vier Metern. Man kann sagen, daß die Kalkplatte die Insel selbst ist. Der an den Kliffen der Küste überall sichtbare Untergrund ist Thon, Mergel und Sand, den der Kalkpanzer davor schützt, von Regen, Sonne
Bild und Wind zerstört zu werden. Indem das Meer besonders an der Nord-
106 seite brandend die weichen Teile auswäscht, bricht die überhängende
Farbenbild VIII Kalkplatte in Stücken ab und dient noch als Brandungsbrecher dazu, die einebnende Arbeit des Meeres zu verlangsamen. Trotzdem werden die Inseln in nicht ferner Zeit verschwinden. Zwischen den Wellen des Meeres ist diese Insel im Baue dasselbe wie gewisse von Kalkplatten bedeckte Hügel der Wellenlandschaft Toskanas, auf denen sich seit alters Städte, zum Beispiel Montepulciano, angesiedelt haben. Auch gleichen terziären Alters ist diese Berginsel wie jene Inselberge. Die fast wagerecht liegende Kalkplatte ist ein junger Muschelkalk, sie enthält viele Versteinerungen meist von Arten, die noch jetzt im Mittelmeere leben. Man findet oft in der Brandung die versteinerte graue Muschel neben der ausgeworfenen roten des eben gestorbenen Tieres liegen. Pilgermuscheln, Austern, Lima u. a. sind ohne Mühe zu finden, auch eine Koralle entdeckte ich. Im unteren Teile der Decke liegen verfestigte Kiesel. Sie sind die Reste der zerreibenden und zerkleinernden Arbeit des den Muschelkalk erzeugenden Meeres an einem älteren
Bild Lande. Der obere Teil der Decke ist poriger Kalk, tief, oft metertief
107 zerrissen und zerschrattet. Wie Dornen drohen die Spitzen und Zacken, schlimmer als Dornen, weil sie nicht das geringste nachgeben, und das Erkunden geht nicht ab ohne Schrammen in der Haut und Risse in den Kleidern. Aus allem ist zu folgern, daß die Decke jungen letzten terziären Alters ist von jener Stufe, die man Oberpliozän nennt, und nach den Versteinerungen gleichen Bildungen von Tarent und Rhodos entspricht.

Im weichen Untergrunde fanden wir leider keine Versteinerungen. Seine zwischen Gelb, Grün und Blau, zwischen Sand, Mergel und Thon wechselnden dünnen und dicken Schichten liegen unstimmig zur wagerechten einheitlichen Decke, sie werden von ihr quer abgeschnitten. Sie fallen im allgemeinen mit einer Neigung von ungefähr 30 Grad nach Osten ein, jedoch gibt es auch steilstehende und westlich einfallende Schichten, die man auch als übergekippte verstehen kann. Über das Alter und die Geschichte dieser Schicht kann, weil leitende Versteinerungen fehlen, erst durch Vergleichen mit dem Festlande und mit der Insel Zante etwas gesagt werden.

Wir umfahren die Insel eines Morgens mit dem Kahne. Bis zum Leuchtturme nach Westen geht es durch viele Felsen hindurch, auf denen ausgeworfener rostroter Tang in dicken Kissen ruht. Im ganzen ist die Insel blockartig und steil, hier aber in einer kleinen Bucht liegt ein ebener Sandstrand, auf dem die Mönche baden. Unter dem Leuchtturme steht ein weißer Gipsfelsen im Untergrunde eingeschlossen; ich fand ein Gipsstückchen, mit Schalenresten und Kieseln eingebacken

in eine versteinerte Muschel der Decke, ein Beweis, daß das neue die Decke bildende Meer an den älteren Gipsfelsen gebrandet hat. Hier im Sande zwischen großer und kleiner Insel gibt es viele Sandbänke. Gewaltig schäumt das Meer an ihnen auf und nur mit Mühe bestimme ich die Schiffer, mich auf einer von ihnen zu landen. Sie besteht aus grünem festgewordenem Meersande, mitten darin ist ein Bänkchen mit Resten jetzt lebender Schaltiere eingebaut. Xeres nennen die Schiffer die Riffe, sie machen die Inseln von Nordwesten unzugänglich. Hoch über ihnen auf dem höchsten Westpunkte der großen sendet nachts der Leuchtturm sein warnendes Licht aus. Xenophon benennt einen der Xeres Rindsinsel, weil ein Rind darauf geraten und umgekommen sei. Wie einfach bilden sich Ortsnamen! Trotz dem großen alten Ruhme und trotz den neuen großen Hoffnungen der Griechen, wie engblickend sind oft die Namen! Unzählige Hagios-Elias-Berge gibt es und verwirrend oft hört man Makronisi „große Insel". Ein anderer auf unserer Rundfahrt erscheinender Fels heißt Tavernari, dort hielt ein dem Dionysos ergebener Mönchs einen Weinkrug versteckt. (Man sieht an dem Namen, daß wir aus Griechenland nach Italien hinübergleiten. Auch fast alle fachmännischen Ausdrücke der griechischen Schiffer, ihre Zurufe und Befehle sind italienisch.) Wie harmlos ist der Scherz in dieser einfachen Taufe! Wie rührend das Vergnügen des Spottes und wie verzeihlich das Verbrechen des Mönches auf diesen traurigen Inseln, auf denen die Frauen fehlen und die Harpyien hausen!

Die Westseite des Inselblockes ist von Steinen verstürzt und mit Gestrüpp verwachsen. Unten liegen die bemoosten durch die Brandung abgehobelten Bänke und Steine eine Handbreit über dem Wasser. Ziegen klettern oben zwischen Busch und Fels. Die Südseite ist eine weite flachgebogene Bucht. Das Wasser ist glatt in ihr, denn der Wind ist noch immer Nord. Dies ruhige Meer sieht kleiner aus als das bewegte, der durch nichts aufgehaltene Blick durchmißt es schneller und man meint von einem höheren Punkte auf es niederzuschauen. Die Küste ist mehr verstürzt als auf der Nord- und weniger als auf der Westseite. Wenn meine Vermutung richtig ist, daß die Insel ein einheitliches Gebäude darstellt, so müssen wir jetzt Schichten des Untergrundes finden, die östlich einfallen. Wir finden sie. Die Kalkdecke bleibt sich gleich. Ein Holzkreuz auf einem Felsen erinnert an einen Schiffbruch. Während ich nach versteinerten Schalen suche, löst der Schiffer Dimitri mit dem Messer die auf den Steinen sich aufsaugenden Tellermuscheln ab und verspeist die Weichteile, doch auch uns davon anbietend. Schwarze Krabben stürzen entsetzt vor uns über die Felsen mit ihrem komischen schrägen Laufe davon. Die Brandungskehle an der Südseite ist recht klein. Um das neue Südostkap — den auf der englischen Seekarte eingetragenen Namen Prasavorgebirge kennt man auf den Inseln nicht — auf die Westseite biegend treffen wir wieder stärkeres Meer. Die

Untergrundschichten müssen hier, unsere Annahme vorausgesetzt, wagerecht liegen und scheinen so zu tun an den wenigen Stellen, wo das Gehänge aufgeschlossen ist. Aus den wagerechten, auf uns, wie anzunehmen, zu- und abwärtsfallenden Schichten fließt nach wasserreichen Wintern (der letzte war trocken) eine Quelle aus und mischt ihr süßes Wasser mit der Salzlauge des Meeres. Ein Kreuzchen ist aufgestellt und Xenophon erzählt, daß einst der heilige Dionysios an dieser Stelle Durst litt und die Quelle sich auftat. Die Brandungskehle ist sehr
Bild 117 stark. Ein schöner Pilzstein von der Brandung ausgemeißelt steht da im Meere. Ein ähnlicher findet sich auf der Reede von Lacco auf Ischia, größer, nicht schöner, weniger fein und durchgebildet — so verhält sich ja italische und griechische Landschaft. Das süße Wasser der Insel, glauben die Einwohner, kommt vom griechischen Festlande untermeerisch her. Ein türkischer Pascha soll in Agulinitza seine Schöpftasse in einer Quelle verloren und hier wiedergefunden haben. Ich muß den Leuten das Märchen, weil es auf Kosten der Wahrheit nicht einmal etwas Reizvolles berichtet, schonungslos zerstören. Wir biegen mit kräftigen Ruderstößen auf die Nordseite in den starkbewegten Sund zurück und springen bald aus dem Kahne auf die Tangkissen des künstlichen Bootshafens. Das große Kaïk kann hier nicht landen und es kann sein, daß die Mönche die Insel nicht verlassen können, obgleich das Meer dem auf der kleinen Insel liegenden Segelschiffe günstig ist, weil es dem Kahne für die Überfahrt zur kleinen ungünstig ist. Die Umfahrt soll sechs Kilometer lang sein.

Auch das Innere des Inselkörpers ist, nehme ich an, regelmäßig und den äußeren Beobachtungen entsprechend gebaut. Das Grundwasser wird unter dem Muschelkalke über dem Thone stehen, die Brunnen werden also bis zum Grundwasserspiegel so tief sein, wie die Decke dick ist. Ich messe die etwa zehn Brunnen der Insel und finde es so. Zu den entfernteren schickte ich Xenophon und er fand es so.

Nachts erwache ich von einem hellen Lichtscheine, der in die nackte Stube fällt. Nicht ferne zieht ein lichtvoller Dampfer vorüber wie eine fahrende Straße von erleuchteten Häusern oder eine schwimmende kleine Stadt, eine andere Welt, sichtbar nahe, doch tausend Meilen von diesen Eilanden entfernt, die nie eines der Schiffe anläuft. Es überkommt mich plötzlich eine große Sehnsucht nach dem nah-fernen Europa, wie ich da im schwarzen Klosterfenster liege, und ich komme mir wie in diese Meereinsamkeit verbannt vor. Eine österreichische Dampferlinie geht vorüber. So mag es kommen, daß manche Europäer auf einer Reise ins Morgenland die Harpyieninseln gesehen haben, die jedoch von zu Zählenden betreten wurden und der Wissenschaft noch so unbekannt waren, daß sie auf der geologischen Karte von Europa als Inseln der Kreide eingetragen sind offenbar in der Annahme, daß das durch Kephallonia und Zante sich herziehende Kreidekalkgebirge auf die Strophaden übergreife. Nach jener Annahme mußten

sie etwa aussehen wie die aufgewölbten öden Kalksteininseln Kythera, Sapienza oder Proti. Bild 101

Auch Virgil hat die Inseln, obgleich er in Griechenland war, nicht aus eigener Anschauung gekannt. Die Landschaftsbeschreibung der Strophaden im Äneasgedichte ist ziemlich trocken und herkömmlich und entbehrt all der besonderen persönlichen Züge, die gerade diese Inseln unverkennbar machen.

An dem Tage, da Xenophon Dienst im Lampenputzen hat, begleitet mich der weißbärtige gesprächige Mönch Spiridion. Der Alte ist eitel und begreift nicht, daß er beim Aufnehmen eines Landschaftsbildes, dem er als Größenmaßstab dient, nicht die Hauptsache sein soll. Als wir auf der Südseite der Insel durch die glühende Buschmakia stapfen, liest er die Zeit auf dem Pyrgos ab: wenn auf der Ostseite des Turmes der Schatten verschwindet, ist es Mittag. In der feuchten Nacht erwache ich wieder. Die Harpyien schreien schrecklich. Das brandende Meer fällt auf die Felsen. Es ist $^1/_2 3$ Uhr, die Glocke klingt. Bald schleichen auf den Laufgängen die Mönche jeder mit einem Laternchen hinauf zur hohen Kirche im alten Turme. So nehme auch ich mein Wachslichtlein und pilgere hinauf. Blaue, rote und gelbe Lichter zittern im Halbdunkel von dem Hauche, den der Mund der Sänger erregt. Schwarze Männer lehnen in den hohen Standstühlen an der Wand. Ein Weihrauchfaß wird vor jedem geschwenkt, auch vor mir. Gütig schaut die braune Jungfrau, das einzige auf der Insel geduldete Weib, aus ihrem Silberpanzer heraus und der Richter strenge von der Bilderwand des griechischen Altares herab. In das Lesen und Beten der Mönche mischt sich von draußen der scharfe Schrei der Harpyien. Kyrie eleison.

Malend und messend verbringen wir die feuchtheißen Tage und die Mönche, die bereits um 11 Uhr morgens wieder schlafen gehen und bis zum Nachmittagsgottesdienste um 4 Uhr ruhen, sind zu höflich, uns für närrisch zu halten. In südlichen Ländern muß man im Sommer aus 24 Stunden zwei Tage und zwei Nächte machen, so zerstückelt nützt sich am besten der Tag aus. Indessen, wir können im Dunkeln nichts sehen! Wie unglücklich sind wir mit unserer welterobernden Hast! Man ist einem dieser Südländer gegenüber bei allem Wissen, bei aller Tatkraft immer im Nachteile, denn die Zeit ist für ihn glücklicherweise noch nicht Geld. Am besten verstehen von diesen Morgenländern die Türken zu leben, das ist auf die schönste Weise nichts zu tun. Wir essen Fische aus dem Meere, Brot aus Korn der Inseläcker, Maulbeeren aus den Gärten, die Insel ernährt sich selbst und bedarf keiner Welt da draußen. Nur Öl, Kaffee und Tabak (der eigene dünkt den in diesem Punkte anspruchsvollen Mönchen zu schlecht) wird hergeschafft. Ab und zu bringt uns der Schreiner ein auf der anderen Insel geschossenes Kaninchen herüber. Unsere Schiffer schlafen den ganzen Tag unter dem Feigenbaume vor dem Turme oder

auf den Kanonen, die nicht mehr abgeschossen werden, seit die Türken nicht mehr erscheinen. Am Abend kommt jedesmal der weiße Abt zu uns, ein Viertelstündchen zu plaudern und der fremden Dame eigenhändig eine Zigarette zu drehen. Er wird dafür zum Danke mit einigen Strichen gezeichnet. Er sagt, er betet jeden Tag zwei Stunden und raucht 35 Zigaretten. Das ist sein Tages- und Lebenswerk. Er hat einen Ton, wewä „gewiß" zu sagen, gemischt aus soviel Güte und abgeklärter Weltruhe, der uns für das ganze Leben Besitz sein wird. Der Gutenachtkuß einer Frau — die weiberscheuen Inseln brauchen deswegen wohl nicht ausgeräuchert und neu geweiht zu werden — schmeckt nach Salz.

Der Schiffer wird unruhig, er will heimfahren. Der Nordwind wird immer stärker und stetiger. Wir werden nicht gegen ihn aufkreuzen können. Wir laufen Gefahr, auf den Inseln lange liegen zu bleiben. Um Geld, viel gute und einige böse Worte kaufe ich noch einen Tag.

Rund um das Kloster herum ist bebautes Land, allerdings nur
Bild ein dürftiger dem Kalkfelsen entritzter Acker. Darauf steht inmitten
116 ein Feigenbaum, der mit Stabwerk umbaut als Schafhürde dient, eine Schattenhalle für die arbeitenden Mönche und Brüder, ein Stall und zwei Kapellen. Im wilden Teile der Insel, der gewiß die Hälfte ausmacht, liegt hier und da ein Acker. Längst ist jetzt geerntet und die Stoppel dient als Weide. Die immergrüne Holzwelt ist zum größten Teile Urwald und so undurchdringlich, daß die Weiden keiner Hecken bedürfen. Auf den meisten der Buschäcker ist ein Brunnen, sorgfältig mit einem großen Steine zugedeckt, daneben ein Steintrog, aus dem die Schafe saufen. Über einem dieser Urwaldfelder wiegt sich eine Palme im Sturme, die dritte der Insel. Wo der Wind trifft, ist es feucht und kühl, wo er abgehalten wird, erstickend heiß. Über die Büsche ragen hier und da graue Holzhäuschen empor. Runde Löcher sind in die Bretterwände geschnitten. Dringt man in ein Dickicht ein, so findet man Haufen unzähliger Federn. Steigt man die hölzerne oder steinerne Treppe der Hütte hinauf und schaut durch eines der Löcher, so sieht man knochenbleiche Reisigbündel über die Nachbarbüsche sich emporrecken. Nun ist alles klar, wir sind in einer Schützenhütte. Wenn die Wachteln bei ihrem Zuge von Norden auf diese südlichsten letzten Inseln des jonischen Meeres einfallen und besonders auf die im dichten Blätterbusche leeren Reisige fallen, um für die Reise nach Afrika auszuruhen, werden sie zu Tausenden von den Mönchen und zantiotischen Jagdfreunden mit Schrotschüssen hingestreckt. Die gerupften und gereinigten Vögel werden in essiggefüllte Fässer gelegt, auf dem Klosterkaïk nach Zante verschifft und verkauft. Vögelleichen sind das einzige Ausfuhrgut der Inseln. Der Schützenhütten sind so viele und sie sind so sehr überall sichtbar, daß sie ein wesentliches in der Landschaft der Strophaden ausmachen und den drei deutlich genug erscheinenden

Wesensbildern der Eilande, dem der Harpyien-, der Mönchs- und der Windinseln ein viertes zufügen, das der Jagdinseln.

Ein leicht eingesenktes, offenbar eingesunkenes, doch durch Fels und Busch wildes Tälchen der Westseite ist von gewaltigem Lorbeer überwachsen. Er läßt unter sich eine schattengrüne schwerduftende Gasse. Indem ich umschlichen von verwilderten Katzen durch diesen Busch mich winde und von draußen nur die ewige Brandung höre, wird mir plötzlich ein Erlebnis klar, das ich ungedeutet seit unserer Ankunft mit mir herumgetragen habe. Ich hatte von Anfang an das Gefühl, fast in einem anderen Weltteile zu sein. Nun weiß ich, es war die eigentümliche und einheitliche Pflanzenwelt, die mir die Vorstellung erweckte, nicht mehr im Mittelmeere zu leben. Besonders nicht mehr im Mittelmeere! Denn seine Länder und Inseln sind die bedeutendsten Kulturgebiete der weißen Menschen, das heißt, sie sind künstlich veränderte Natur. Am meisten ändert der Mensch, da er doch Berge nicht zu versetzen und das Klima kaum zu beeinflussen vermag, an den Pflanzen. Besonders seit vierhundert Jahren streut er die Pflanzen der Erde durcheinander, trägt in Amerika einheimische nach Europa und Australien und umgekehrt. Meist sind es Nutzgewächse, aber in oder an den Samen der Kulturpflanzen saßen die von unnützlichen oder schädlichen, von „Unkraut", oder die Samen dieses hefteten sich an seine Schiffe, an seine Röcke oder seine Fußsohlen. Wenn er auch die Grundgesetze der Natur und der Pflanzenwelt achten muß, wird er doch in Kürze die Schlagbäume zwischen den trennenden Pflanzenprovinzen der Erde aufgehoben und ein in großen Zügen ausgeglichenes Pflanzenreich, die Kulturprovinz geschaffen haben. Das ist gut, weil es natürlich ist, ich aber erlebe tief die ursprüngliche und ziemlich arme Natur des Mittelmeeres, die man in ihm nur ganz selten noch antreffen dürfte. Sind das nicht Eilande, an denen, obgleich sie im Herzen der Welt liegen, nicht nur die Künste der letzten vier weltbeherrschenden Jahrhunderte, sondern auch die dreitausend Kulturjahre des Altertums fast spurlos vorübergegangen sind! Denn die Palme gedeiht noch im Mittelmeere vereinzelt als natürliches Gewächs und das bißchen selbst von den Mönchen verschmähten Tabaks in den der wilden Insel fast künstlich am Rande angeklebten Gärten ist kein sonderlicher amerikanischer Kultureinfluß.

Ich suchte hier natürlich auch eifrig nach Resten des Altertums. Aber es scheint, als ob schon im Altertume die Inseln mehr besungen als besucht worden seien. Die Schriftsteller des Altertums schreiben die dürftigen Nachrichten über die Eilande meist einer vom anderen ab. Curtius hält es, ohne Gründe anzuführen, für möglich, daß die große Insel im Altertume bewohnt gewesen sei. Die Mönche und Xenophon wußten nichts von etwas Altem. Nur der Kapitän des Kaïks zerschlug drüben auf der kleinen Insel beim Fällen eines dichten Busches einen hohen thönernen Krug. Später im zantiotischen Mutterkloster

zeigte mir ein Mönch eine auf der kleinen Insel gefundene Goldmünze, die mit ihren rohen Zeichen der späten byzantinischen Kaiserzeit entstammte. Das war das ganze Altertum. Auch im Mittelalter sind die Inseln halb vergessen gewesen. In den Schriften des venezianischen Reiches werden sie hier und da erwähnt, aber als ich später im Staatsarchive von Venedig die handschriftlichen Berichte der auf den jonischen Inseln regierenden Beamten der Republik durchsah, fand ich in ihnen auch nur, daß nichts Nennenswertes über die Inseln zu finden war. Es ist auch eine Geschichte, inmitten der lebhaften und betriebsamen alten Welt keine Geschichte gehabt zu haben. Das einzige an wirklicher Geschichte, an blutiger Geschichte gar verdanken die Strophaden den Türken, und da sie nicht mehr wehtut, so mögen die Einwohner sich ihrer freuen. Wennschon ich anfangs über die geringe geschichtliche Ausbeute etwas traurig war, so versöhnte ich mich bald damit, denn was ging mir über das gewaltige Erlebnis der von Altertum, Europa und Welt fast abgeschnittenen Strophaden, über die ungeheure Einsamkeit der wie Bretter im Meere „schwimmenden" Inseln.

Da an der Nordostecke steht noch eine unbesuchte Kapelle. Der glühenden gleißenden Sonne müde reiße ich die Türe auf, und aus der Schattenkühle starren mich viele hundert Schädel an. Auf einmal habe ich alle durch Jahrhunderte diese leeren Inseln bewohnenden Menschen beisammen. Aber ich finde den Anblick von Friedhöfen entsetzlich. Nun ist es genug!

Am Abende des fünften Tages nehmen wir Abschied von den Gastfreunden. Dem Bruder Küchenmeister rede ich vergebens, dem Abte nur mit Mühe ein Geldgeschenk und zwar als Gabe für den Heiligen auf. Die schwarzen Mönche stehen auf den weißen Zinnen des Turmes und winken. Soviel Unverständliches wir taten — eine arbeitende Dame war ihnen besonders merkwürdig —, so waren wir ihnen doch eine aus der fernen Welt unversehens in die Insel hereingeschlagene Welle, welche die Eintönigkeit des Daseins unterbrach. Im Bootshafen steht Xenophon. Er hilft noch den Kahn zu Wasser lassen. Xenophon ist ein halber Kyrios und ich wage nicht, ihm Geld anzubieten. Ich schenke ihm meinen Kompaß. Ich schüttle dem treuen Burschen kräftig die Hand. Ich glaube, eine Träne blinkte in seinem Augenwinkel. Wie lieb einem gute Menschen eines einfachen Volkes werden können! 's to kaló, ins Gute hinein! was glückliche Reise heißt, ruft man uns nach. Dann liegt das Eiland wieder verlassen.

Gegen starke Dünung aus Norden arbeiten die Ruderer. Das Wasser ist schwarzblau, gegen die Sonne gesehen Silber. Salzige See kommt über. Die Ruder, die braven Hände des Bootes, lassen unter Wasser eine blaßblaue Wolke, Bläschen der Luft, die das Ruder mit hinabriß, und oben in den Wellentälern einen kleinen Wirbel zurück. Die Überfahrt dauert jetzt eine Stunde. Dann liegen wir an der
Bild 108 Seite unseres Kaïks im Hafen.

Die letzten Abendstunden benutzen wir noch zum Untersuchen der kleinen Insel. Es geht schnell, die Insel ist der anderen gleichgebaut. Nur ist der Untergrund anscheinend verworrener gegen die Platte versetzt. Auch ist diese nicht blockig wie jene, sondern von Buchten beschnitten. Sie hat von oben gesehen die Form einer Hantel. Der Handgriff, der Isthmus, ist nur zwölf bis vierzehn Meter breit. Auf der vor neunzig Jahren aufgenommenen englischen Seekarte ist die Hantelform der Insel nicht deutlich, der Isthmus noch nicht ausgebildet. Da die Karte für mich Evangelium sein muß, so bin ich gezwungen anzunehmen, daß das Meer in wenigen Jahrzehnten hier gewaltig aufgeräumt hat. Der Baustoff der Insel ist ja so weich. In kurzer Zeit — kurz nicht nur in den erhabenen Zahlen- und Zeitmaßen der geologischen Sprache — wird der Isthmus durchschnitten, werden aus den zwei Strophadeninseln drei geworden sein. Diese ist niedriger als jene, sie hebt sich von Süden nach Norden wie jene von Osten nach Westen heraus, doch weniger hoch und gleichmäßig. Besonders deutlich sind hier die Formen steten Windes am Gesträuche des Lorbeerbusches herausgearbeitet. Man fällt über Kaninchen, weiße, schwarze und bunte. Vor fünf Jahren sollen es drei gewesen sein, jetzt, behauptet der mit dem Bruder Georgios hier hausende Kapitän des Kaïks, sind es zehntausend. Ein kleines Australien!

Bild 109

Vier Jahre wohnt Bruder Georgios auf der kleinen Insel in dem einzigen Hause. Sonntags, bei gutem Wetter, fährt er zum Gottesdienste auf die große Insel hinüber. Im Winter geht er auf vier Monate nach Zante ins Kloster. Wenn er zurückkommt, findet er seine Hühner verwildert. Dreißig Schafe sind hier, die Ziegen bleiben nur so lange, bis sie Milch geben; dann werden sie auf die große Insel hinübergebootet. Unser Kloster, sagt Georgios, ist an Grund nicht so reich wie etwa Megaspiläon in Achaja, aber es hat, was jenes nicht hat, in Zante die Gebeine des heiligen Dionysios. Jeder gibt.

Die Insel zeigt wieder den Wechsel von wildem Buschwalde und steinigem Acker, nur überwiegt das Wilde. Der Acker war in diesem Jahre unbebaut und das Steinfeld kaum als Fruchtfeld zu erkennen.

Als die Sonne ins Meer sank — es schien laut aufzuschäumen wie das Wasser, in das der Schmied das glühende Eisen hält — war ich über wilde Felsen und verwachsene Büsche entstiegen in den Klippen der äußersten Nordwestecke. Salzschaum aus der Brandung entweht flog durch die Luft. Hoch bäumte sich draußen das Meer auf. Die Muschelkalkdecke fällt unter die See ein und in Gruben und Pfannen liegt Salz in Häufchen. Es ist ausgedampft aus dem Meerwasser. Der Staat verbietet den Privaten, sich Salz zu erzeugen, aber wer wacht auf der Harpyieninsel über das Steuergesetz? Nun wundern mich nicht mehr die Steinkörner in dem groben Salze, das wir an die Speisen taten. Aber sie waren mir nicht eklig und ich fürchtete nichts, denn nur der Mensch verunreinigt. Die Laufgräben-Buschreihen waren hier vom

Winde fast wie von der Schere eines Schloßgärtners beschnitten und ich glaubte eine Weile im sogenannten Labyrinthe eines Parkes des achtzehnten Jahrhunderts zu sein, so undurchdringlich waren die Hecken und so verlegt die Durch- und Ausgänge. Hier waren die Reihen nordsüdlich gerichtet. Kaum fand ich mich in der Dunkelheit zum Hafen zurück, wo neben dem Schiffe ein Feuer brannte.

Wie das Meersalz ist die Liebe. Sie muß alle Stunden würzen, ohne sie schmeckt das Leben fade. Das Salz ist die edelste Speise, im Übermaße genossen aber erzeugt es Ekel. Ohne das Salz würde das Wasser faulen, durch das Salz kann es leichter tragen. Was schließlich übrig bleibt von Wasser, ist Salz.

Die Nacht schliefen wir auf dem Teppiche im offenen Boote. Besonders unheimlich schrien die Harpyien und besonders zahlreich waren sie. Als ich einmal erwachte, kroch eine neben meinem Kopfe umher. Ich meinte nicht schlafen zu dürfen, denn es war die letzte Nacht, da ich den unvergeßlichen Schrei der Harpyien hören sollte. Den ganzen Schauer erlebte ich noch einmal, während ich da eine Stunde in den flimmernden Sternenhimmel starrte, vor dem die schwarzen Harpyien einzeln oder in Schwärmen herflogen. Schon Homer sind die Vögel ganz besonders unheimlich erschienen, er nennt sie „Dämonen des Sturms“, denen die Seelen unbegrabener, das ist für einen Griechen ganz schimpflich geendeter Helden zum Opfer fallen, wie Telemach es vom Vater fürchtet. Die Erde rollte unter den Stößen der Brandung wie von einem unterirdischen Beben und die Milchstraße spiegelte sich im stillen Wasser des kleinen Hafens. Beim Tagesgrauen liefen wir aus — kaum wagten es die Schiffer —, liefen in den Sund zurück und versuchten gegen Norden aufzukreuzen.

Die Seefahrt war schlecht. Wir liegen tief unten im Boote und suchen Zeit und alles zu vergessen. Um Mittag hebe ich mich auf, um über den Bootsrand hinweg das erwünschte Land des baumreichen Zante zu sehen — da liegen noch die Inselbretter, so nahe, daß ich sogar die Palmen neben dem weißen Pyrgos der großen Insel unterscheiden kann. „Es gibt kein Meer,“ sagte der eine Schiffer und der andere: „Luft und Meer von vorne.“ Das Segel flattert unentschieden um den Mast herum, und nun tritt Windstille ein. Um ein Uhr erhebt sich der Wind wieder und wenn er uns auch entgegen ist, so können wir doch mit ihm hin und her kreuzen. So zickzackfahrend verlieren wir die untertauchenden Strophaden und sichten am Nachmittage die hohen Berge von Zante. Wiederum legt sich der Wind. An den Kiel, den treuen Balken angeschmiegt, von jeder kleinsten Welle geschüttelt haben wir Zeit, über diesen bösen Nordwind und über die Winde Griechenlands nachzudenken.

Die Nordwinde sind im Sommer die gewöhnlichen Winde Griechenlands. Dieses liegt im Sommer eben noch im großen Passatgürtel, der durch gleiche Breiten um die Erde sich ziehend gleiche Winde

erzeugt. Es sind die Winde, denen entgegen man in Ägypten Nordhallen vor die Häuser baut, kühlere Winde, denen man im Nillande so dankbar ist. Die alten Ägypter glaubten auch, sie stauten den Nil auf und machten ihn schwellen, so regelmäßig und stetig wehen sie. Sie entstehen so: Im Sommer liegt über dem Atlantischen Ozeane etwa auf der Breite, auf der wir jetzt sind, zwischen 35 und 40 Grad ein Luftgebiet hohen Druckes. Der Ozean ist kühler als das Festland, auf dessen erhitzten Platten die Luft wie über einem heißen Ofen aufsteigt, also gelockert ist und unter geringerem Drucke ihres eigenen Gewichtes steht. Das Gebiet hohen Druckes greift noch über Mitteleuropa bis nach Süddeutschland herein, seine schweren Luftmassen werden durch die Erddrehung nach rechts abgelenkt und von den Gebieten angesogen, auf denen besonders leichte und lockere Lüfte liegen, das sind im Sommer die glühenden Landmassen des südwestlichen Asien und Nordafrikas. Daher kommt in Griechenland der Sommerwind das ist der Saharapassat aus Norden, für uns im jonischen Meere wegen der Lage des als Windkanal dienenden adriatischen etwas aus Nordwesten. Der kühle Nordwind ist ein köstlicher Besitz der griechischen Sommerlandschaften, wenn auch wir ihn augenblicklich nicht loben.

Greifen wir in Gedanken zurück in das Ende des Winters und den Anfang des Frühjahrs, als wir das Land betraten. Die Winde wehten aus jeder Richtung, besonders aber aus Westen und Süden. Der hohe Luftdruck liegt auf den winterkälteren Ländern ringsum, über dem wärmeren Mittelmeerwasser ist die Luft aufgelockert und so stürzen die schwerbelasteten Landlüfte von allen Seiten in das Mittelmeer als in einen rechten Wettertrog ein. Lockere Luft vermag nun mehr Wasser in Dampfform aufzunehmen als kalte, und strömen nun die aufgerührten Luftmassen des ganzen Gebietes vom Meere her über die einzelnen in und an ihm liegenden Inseln, Halbinseln und Länder, so schlagen sie an Land und Gebirgen aufsteigend, sich verengend und erkältend den Wasserdampf als Regen, auf den höchsten Gebirgen als Schnee nieder. So entstehen die besonders an den Westküsten sich bis weit ins Frühjahr erstreckenden Regenwinter des Mittelmeeres. Wir gerieten ja noch in ihre Bereiche. Es ist die Regenzeit, und weil in ihr nicht alle Winde Regen bringen, nicht einmal die regelrechten Winterwinde, das sind die aufmeerigen, sondern die zweiter Ordnung, das sind die auflandigen, diese aber ihre Feuchtigkeitsquelle, das unerschöpfliche Meer, so nahe haben, entstehen überaus heftige und meist kurze Wassergüsse. Man begrüßt sie gerne in der Landschaft, weil man weiß, daß sie einen vor endlosen grauen Landregentagen, wie die nordischen Landschaften sie haben, behüten. Ein eigentlicher aufmeeriger Winterwind ist zum Beispiel der trockene kalte gefürchtete Ostwind in Athen, der aus dem kalten Kleinasien kommend fast unbeeinflußt über das schmale ägäische Meer streicht und in der attischen Marmorwüste Staub zu unendlichen Wolken aufrührt.

Lüfte und Winde sind zwar der meist unsichtbare, doch am meisten gefühlte Teil eines Landes. Da Landschaft der empfundene Teil eines Landes ist, so gehören sie unerläßlich zu ihr. Die Luft ist die Seele der Landschaft und die Seele, nach einer anderen Sprachvorstellung der Hauch, ist das Wesentliche des Körpers. Was wäre Italien ohne sein sprichwörtliches mildes Klima? Schon ein Schriftsteller der Alten spricht vom Klima Italiens als der Seele Italiens. Es ist ein glücklicher Gedanke, wenn Neumann sein Buch über Griechenland mit einer Schilderung des Klimas beginnt, mit der die Länderkunde meist endet. Man kann erst von einer eigentlichen Landschaftsmalerei reden, seitdem die Maler Luft malen können, viele ältere Landschaftsmalerei ist nur Landmalerei und die Bilder kommen mir oft wie Körper ohne Kopf vor, denn der Luftraum ist leer, mag er auch noch so mit Wolken gefüllt sein. Wolken sind ja keine Luft, sie sind ja nur aus Kälte und Feuchtigkeit gezeugte Gebilde, Teile des irdischen Wassers, geflügelte Teiche. Das Durchsichtige und Unsichtbare, wenigstens für gewöhnlich Ungesehene ist die Luft und Aufgabe der Kunst war es immer, Ungesehenes sichtbar zu machen. Freilich ist die Luft in der Landschaft, wie für die Farbe und die Zeichnung so für das Wort und den Begriff, schwer zu fassen und die sich mit ihr beschäftigende Wissenschaft ist die jüngste und noch ärmste von denen, womit der Menschengeist diese seine Erde zu greifen sucht. Die Luft in der Landschaft ist fast ihr übersinnlicher Teil und es ist so schwer, ohne Schwärmerei das Übersinnliche sinnlich deutlich zu machen. Aber ich kann mir denken, daß nach Jahrzehnten, wenn wir von der Luft mehr wissen, die Wortkunst eine Landschaft einmal gelegentlich so malt wie die Farbkunst oft es tut — so, daß man fast nur Luft sieht. Ich habe an meinen Gemälden der griechischen Landschaften sozusagen den Gesichtskreis noch recht hoch hinaufgelegt und der Luft nur einen kleinen Streifen eingeräumt. Ich werde den Gesichtskreis später wohl noch senken! —

Es wird Abend und wieder Nacht. Die Schiffer legen die Ruder aus und wühlen im Wasser, um nun rudernd das Schiff vorwärts zu bringen. Bald geben sie es auf, sie zünden ein großes Feuer an — etwas unheimlich ist das offene Feuer zwischen den Schiffsplanken — es leuchtet weit über das Wasser. Sie ziehen einem Kaninchen das Fell über die Ohren und drehen es an einem Holze über dem Feuer. Wer nun essen mag, der esse! Aber wir sind doch keine zantiotischen Schiffer. Selbst Laodamas, der seegewaltigen Phäaken einer, meint:

> Denn das sag ich, es gibt kein schlimmeres Ding als das Wasser,
> einen Mann zu ermüden, und sei er auch noch so gewaltig.

Die See, die uns krank macht, tröstet uns mit dem wunderbarsten Meerleuchten, das ich bisher sah. So schön, so farbig und glutvoll war es nicht an der holländischen Küste, freilich war ich auch noch nie den leuchtenden Wellen so nahe wie jetzt, wo mein Auge in ihrer Fläche

liegt. Die See ist ja nicht schuld an unserem Elende, es ist der Wind, der Wind! Das Segel klappt und schlappt, das Wasser klatscht regelmäßig wider die Bretter. Es kommt mir vor wie das Sekundenticken einer riesigen Weltuhr.

So verbringen wir die Nacht vor Zante, das uns fern-nah leuchtet, und versuchen die Einfahrt. Auch diese Nacht ging zu Ende. Nach mehr als 24 Stunden Fahrt, mit der neuen Sonne kehrten wir in den schönen Hafen von Zante zurück. Noch tagelang schwankte uns der Boden unter den Füßen.

ZANTE

Die Insel Zante hat eine dem südlichen Italien, der Basilikata und Apulien ähnliche Gestalt. Wie sich dort auf der Westseite der Apennin nordsüdlich von weither kommend erstreckt, so hier das westliche Kalkgebirge, welches das von Kephallonia fortsetzend zum großen dinarischen Gebirgszuge gehört. Unabhängig von diesem Gebirgsrückgrat ist beiden Ländern ein nordwest-südost streichendes niedriges Land angesetzt, dort die Kalkplatte Apuliens, hier das Mergel- und Sandsteingebiet. Zwischen den beiden älteren Gebirgsfolgen tragen beide Länder wie in einem Troge ein Tiefland, dort das der Basilikata, hier das Gartenland Zantes, jenes im Busen von Tarent, dieses in dem von Keri ins südliche Meer sich öffnend. Das Kalkgebirge Zantes ist sehr kahl, das Gartenland ein Paradies, der östliche Höhenzug ist wald- oder doch hainreich und hilft uns, die alte liebgewordene homerische Vorstellung vom „waldreichen Zakynthos" beizubehalten.

Die Stadt Zante liegt herrlich. In einer natürlichen Bucht, dort wo die Osthöhen für eine kurze Spanne aussetzen, reihen sich die bunten Häuserzeilen auf. Die rechte Wand der Bucht, für den in den Hafen Einfahrenden, der Burgberg Phrumion, ist grüngelber Mergel und Thon. Die in der Sonne zu Felsen erhärteten Mergel und Thone sind steil, vollständig kahl und sind durch ihre Höhe und Farbe das wesentliche des Landschaftsbildes. Deutlich sieht man, wie die Schichten in ihnen nach Osten fallen mit einer Neigung von etwa 30 Grad gleich denen im Untergrunde der Strophaden. Der linke südliche Berg Skopos ist achsig gebaut, seine Mitte ist ein gerader Kamm, von dem zwei gleiche Flügel abfallen, indem den Enden des Mittelkammes Spitzen wie Hörner einer Stirne aufgesetzt sind. Wir nennen den Skopos für uns den Mosesberg. Unter dem Kamme leuchtet eine Stelle, wo Alabaster ansteht, so weiß wie ein Schneefeld. Zwischen den beiden Bergen ist der Blick wie durch ein gewaltiges Naturtor freigegeben auf das dunstige Gartenland des Innern und die blauduftigen Berge des fernen Kalkgebirges hinten. Im Tore steht gerade der große freie Glockenturm des Dionysiosklosters, in italischem Stile ein Kampanile. Ihm gegenüber an der Hafenausfahrt ein griechischer Glockenturm, eine niedrige Wand mit

Bild 118

Bild 119

fensterartigen Öffnungen, in denen frei die Glocken hängen. Das ist ein Zeichen für die Mischung griechischen und italischen Wesens auf der Insel; wenn man sie nennt, schwankt man, ob man italisch Zante oder griechisch Zakynthos sagen soll.

Den besten Überblick über Zakynthos, das ich in seinem klaren und formvollen Baue zu den schönsten Ländern Griechenlands rechne, erhält man vom Burgberge Phrumion, wo jetzt die Trümmer der venezianischen Festung sich hinziehen und im Altertume die Stadt Zakynthos lag. Es geht an kleinen italischen Kampanilen, an grauen Säulen und verwackelten Häusern vorüber auf einem Steinwege, in dem zwei Vierecke nebeneinander eingemustert sind; jedes ist von Kreuzlinien gequert; es macht Vergnügen, in einem gewissen Takte zu gehen und auf keinen Strich zu treten. Auf dem Laufgange der Festungsmauer weithinschreitend sehe ich durch die Schießlucken in abgerissenen, sich allmählich verändernden Bildern, in einer filmartigen Folge Meer, Stadt und Berg. Hin und wieder schiebt sich ein Balkon ein, der das Ganze wieder einmal zu sehen gestattet. Zwanzig Brunnen sollen hier oben sein, von denen jetzt aber manche kein Wasser haben. Im Sommer holen die Leute eines unterhalb der Festung, aber oberhalb der Stadt gelegenen Dorfes hier oben Wasser für dieses. Auch die Platte des Burgberges ist kalkiger Stein, doch liegt er gleichsinnig den Unterschichten und scheint aus diesen selbst durch Kalkaussintern gebildet zu sein, wie wir es schon auf der Platte von Sikyon sahen. Eine leere gotische Kirche steht in der weiten Einsamkeit. Lieber als in der öden Burg sieht man sich im Lande und auf dem Meere um, welche die aufgehende Sonne mehr und mehr den Blicken entschleiert.

Um zu verstehen, wie der Bau Zantes an den der Strophaden geschlossen ist, studieren wir auch noch den südöstlichen Zipfel der Insel, der den Strophaden am nächsten ist. Wir fahren im Wagen von der Stadt am Meere entlang auf den Mosesberg zu. Palmen wiegen sich im Winde, weißblühende Jukkas locken den Blick in Haine, der weiße Straßenstaub bedeckt fingerdick die am Wege wachsenden Agaven. Ein halbnacktes Weib vom Mittagslager aufgestanden winkt aus einem verschlafenen Landhause. Der Mosesberg besteht aus steilen Sandsteinschichten, ist höheren, miozänen Alters und hat ohne Frage nichts mit dem Baue unserer Harpyieninseln zu tun. Je näher der Berg dem Meere kommt, desto tiefer und steiler werden seine Seitentäler, desto mehr steigt und fällt der Weg. Viel Steppe ist da, auch auf dem besten Grunde. Herrliche Ölhaine breiten sich aus. Wir sehen die dünnsten Zypressen Griechenlands. Wilde, Fichten ähnlich, gemischt mit den edlen, die erstarrten Flammenspitzen gleichen. Ab und zu bewegt sich eine im Lufthauche mit unendlicher Würde. Ein Kalb saugt an einer Kuh; als wir am Abend zurückfahren, leckt die Kuh das Kalb. Wir sind ganz im Schatten des schönen Mosesberges, der fortwährend sein Aussehen verändert, da wir ihm so nahe sind. Wir kommen auf flacheres

Land und wieder treffen wir die östlich und nordöstlich fallenden Thonschichten. Unten am Meere steht blauer bildsamer Thon an. Dieser Bau erstreckt sich bis zum äußersten Kap, das den Strophadeninseln im geologischen Baue gleicht. Es ist als pliozänen, also ganz jungen terziären Alters, gleich dem Burgberge Phrumion über Zante bestimmt und scheint mit diesem der Überrest einer östlich einfallenden großen jungen Terziärfläche zu sein, zu der auch der Untergrund der Strophaden gehören wird. So aus Ähnlichkeit schließend können wir dessen nicht durch Versteinerungen festgelegtes Alter mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. Wir kennen schon von der Westküste des Peloponneses her die großen, von Elis bis Messenien sich erstreckenden und entgegengesetzt zum Meere einfallenden Terziärstufen, die vorläufig als neogen das ist miozän oder pliozän bestimmt sind. Der Meerkanal zwischen dem Festlande und unseren südlichsten jonischen Inseln scheint ein grabenartiges Senkungsfeld einer einheitlichen jungterziären Landmasse zu sein. Auf dem Festlande als miozän oder pliozän, auf Zante als pliozän, auf den Strophaden nunmehr in der Kalkdecke als oberpliozän rhodischer oder tarentinischer Stufe festgelegt dürfte dieses gesunkene Land fürs erste genügend bestimmt sein. Den Strophadenuntergrund möchte ich also als pliozänen Alters bezeichnen. Die oberpliozäne Muschelkalkdecke, die einzig in diesem Gebiete ist, wäre das Vermächtnis eines teilweise das Pliozän- oder Neogenland in der Strophadengegend überflutenden Meeres, wodurch sich die Unstimmigkeit zwischen Unter- und Obergrund genügend erklärt. Später ist das Landstück etwas gehoben worden und wird neuerdings schnell abgetragen.

Freilich breiten sich zwischen Zante und den Strophaden große Meertiefen aus, aber diese Landstrecken über und unter dem Meere sind heftigen Bodenbewegungen unterworfen. Das halbzerstörte Zante ist ein trauriger Beweis. Die Strophaden sind von dem großen Erdbeben von 1887, das die ganzen weichen Terziärgebiete des südwestlichen und westlichen Peloponneses erschütterte und das durchragende Kalkgebirge oft in inselartigen Schonungen umging, mit ergriffen worden, woraus schon zu schließen war, daß sie zum Terziärgebiete und nicht zum dinarischen Kalkgebirgszuge gehören. Man weiß von Kabelzerreißungen in dieser See und die große, die Strophaden umgürtende Tiefe wird ein weiteres Zeichen sehr beweglichen Landes sein. In dieses Meer kehrte Poseidon vom Festlande der Äthiopen nach Hause zurück, als er Odysseus schiffen sah und sein Fahrzeug zerschmetterte. Es hat sich also schon Homer den blauen Palast des „Erderschütterers“ in den schwankenden Tiefen dieses jonischen Meeres geträumt.

Die Strophaden erheben sich eigenartig als ein unterseeischer Kegel auf einer Schräge, die von der elischen Küste bis zu 2000 Metern Tiefe abfällt. Sie sind die äußersten, kaum der blauen See entragenden Spitzen dieses vereinzelten hohen Kegelberges im Meere. Oberseeisch

ergreifend einsame Eilande sind sie dasselbe unterseeisch. So sonderbar gelegen und einziges Maßstück dieses südlichen gesunkenen Landes, auch einziger Pfeiler der Brücke, die vom südlichsten Griechenland nach dem südlichsten Italien hinüberführt, haben sie für die Land- und Landschaftsgestaltung griechischer Feste und Feuchte eine Wichtigkeit, die weit über die paar Geviertkilometer ihres Oberflächenmaßes hinausgeht. Eine Insel bedeutet auch immer mehr als ein gleich großes Stück Land. Eine Insel ist immer ein Erdteil, denn die Erdteile sind ja nur Inseln und Europa, die Halbinsel der Insel Asien ist ja nur im getrübten und gewaltsamen Sinne ein Erdteil. Das Meer ist der große Teilungs- und Formungsgedanke der Welt, wenigstens der sichtbaren Oberflächenwelt. Seinen großen architektonischen Willen fühlen wir bei jeder Insel und die Empfindung ist es, die uns Inseln zu Erdteilen macht, auch diese kleinen und unscheinbaren Strophaden. Daß sich im alten Europa noch ein unerforschtes Ländchen fand, das letzte wie mir scheint, verleiht unserer bescheidenen Arbeit etwas von jener Freude, die wir alle als Kinder empfanden, als wir auf Söllern und Speichern im Vaterhause umhersteigend plötzlich einen unbekannten Winkel betraten. —

Nun ist die Mitte des Juli vorüber und voller Sommer. Wir sind müde. Eine vom Erdbeben halbniedergelegte Stadt hat auch etwas unsäglich Trauriges und jagt einen fort, ich erinnere mich, daß ich nur mit Mühe in dem vom großen Erdbeben 1908 schrecklich zerstörten Messina drei Stunden aushielt. Wir wollen Leben und schöne verständliche Gestalt, die sinnlosen Trümmer, das dumpfe Ende und das Nichts kommen zeitig genug.

Während der paar Tage, die wir noch in Zante das Schiff erwartend bleiben, erleben wir auf der Uferstraße, wo man kaffeetrinkend die Abende genießt, eine gewisse Berühmtheit als die, welche die Harpyieninseln aufgesucht haben. Besonders die Dame ist bei den Damen berühmt. An den Kaffeetischchen vorübergehend hören wir ein leises Geflüster, aus dem immer wieder „tá Strophádia“ vernehmbar wird.

Wir fahren von Zante ab. Auf dem hellen Nachmittagsmeere fallen wir in Schlaf. Wir sind wassermüde. Kaum vermögen wir noch, als wir den Hafen Glarenza anlaufen, das gelbe terziäre Vorgebirge Chlemutzi mit der weißen Frankenburg zu genießen, dessen andere Seite wir schon über dem elischen Lande leuchten sahen.

DAS MEER

Ich stehe mit der Dunkelheit das Einschiffen erwartend auf einer Mauer ein wenig draußen im Hafen von Patras. Auf den Mauerblöcken glitzern Salzkristalle. Ich esse an einem goldenen gerösteten Maiskolben und sehe nur diese Wellen an. Vier Lichter brennen drüben auf dem Uferdamme, eine

weiße Bogenlampe, ein gelbliches Gasglühlicht, eine gelbe Laterne und die rötliche Spiritusflamme eines Händlers. Das Wasser zwischen mir und ihnen ist schwarzpurpurn, die Spiegelsäule der Bogenlampe ist weißgold, der Laterne grüngold, der Gaslampe blaurot, der Spiritusflamme grünrot. Die Lichtfetzen werden im starkbewegten Wasser durcheinander gewirbelt, doch finden sie sich immer wieder in ihre Säule zurück. Das alles ist wunderbar zu sehen.

Der ungeheure Katzenbuckel Kephallonias liegt auf dem schwarzen Nachtmeere, das kleine niedrige Ithaka davor wie in den Krallen eines mächtigen Raubtieres. Im Frühscheine zittern die Umrißlinien der niedrigen Berge von Leukas durch die Kabinenluke. Man müßte sich hier wohl mit Dörpfeld auseinandersetzen, der in Leukas das homerische Ithaka sucht, und ich, dem es gleichgültig ist, ob Leukas oder das heutige Ithaka der Schauplatz des Odysseusromanes ist, muß schon sagen, daß nach Dörpfeld die von Homer erzählten Reisen sich zwanglos anordnen und daß man nach ihm die homerische Erdkunde nicht zu quälen braucht. Doch ist Ithaka eine reine aufgewölbte Kalkinsel, mit der Art Gebirgskalk, den wir auf dem Festlande bis zum Leide und Überdrusse sahen, Leukas ist großenteils eine terziäre Insel, und wenn wir uns das allgemeine Aussehen der Landschaften älteren Kalkes und der jüngeren terziären vor Augen rufen, so paßt die Vorstellung, die man beim naiven Lesen der Odysseusdichtung gewinnt, eher auf die Kalklandschaften, das wäre auf Ithaka. Im übrigen ist es wenig wichtig, ob Ithaka oder Leukas wirklich der Wohnsitz des Odysseus war, denn die Fabelei Homers ist fast wirklicher als diese steinschwer im Meere lastenden Inseln, zwischen denen ich in Nacht und Morgendämmer fahre. Man vergesse doch nicht, daß man einen Dichter vor sich hat; und des Dichters Recht und Pflicht ist doch, wenn er dichtet zu fabeln. Die irdischen Verhältnisse eines Gedichtes werden immer künstlerisch verändert sein. Es wäre fast ein Beweis *gegen* die Dichtung, wenn die aus dem Gedichte abgeleitete Erdkunde wissenschaftlich und rechnerisch zuverlässig wäre. Natur ist nie und niemals Kunst, sie muß zur Kunst umgearbeitet werden. So wenig wichtig war für das Gedicht die *genaue* Ortsvorstellung, so sehr genügte mir die *allgemeine*, daß ich trotz genügender Zeit kein Verlangen spürte, Ithaka zu sehen. Es hätte mir auch damit gehen können wie mit „Poseidons Fichtenhain". Das Wesen der Inseln und Länder in diesem jonischen Meere ist einheitlich, nur zwischen Kreidekalk und Terziär leicht abgewandelt, das Leben der Menschen auf ihnen ist eins, und so genügt ein *allgemeines* Ortsbild, dem Dichter zu folgen, wie er vielleicht selbst nur ein allgemeines gehabt hat. — Eine kleine gelbe Terziärinsel aus mürbem Gesteine bleibt da liegen und ich fühle, während ich im Bette auf dem aufgestützten Arme ruhe und tiefatmend durch die Luke ins Morgenlicht blinzle, fast etwas wie Schmerz und Mitleid mit diesen weichen Felsen, die das Meer in kurzer Zeit fressen wird. In kurzer Zeit

— und doch hat Homer vor dreitausend Jahren die Felsen in nicht viel anderer Gestalt gesehen denn ich, als er mit seinem Romane schwanger dieses Meer befuhr. Darum empfinde ich denn auch diesen Odysseus, durch die Erdkunde an die Jahre gewöhnt, als einen Mann von Gestern und Heute und denke mir den verwegenen Schiffer mit Gestalt und Zügen unseres Schiffmanns, der uns nach den Eilanden steuerte, den gewandten Redner und Schwindler als einen meiner Gebirgsgriechen, der sich aus allen Vorwürfen und „Symphonien“ mit Erfolg herauszureden wußte. Ein Werk oder eine Person des Schrifttums gehört in gewissen Gegenden auch zur Landschaft und niemand wird aus Thüringen die Gestalt Goethes, niemand aus Galiläa den wandernden Jesus, niemand vom linken Rheinufer Karl den Großen, niemand aus dem jonischen Meere Odysseus fortdenken können. Man hat uns eine sogenannte Luxuskabine angewiesen, gestern als wir aus dem Hafen ausliefen, spielte an Bord eine Musikkapelle, ein weißer Diener wächst, wenn ich mit der Rechten nach einem Buche greife, aus dem Teppiche des Lesesaales heraus, ein anderer fällt links wie von der Decke, wenn ich es mit der Linken weglegen will. Ich nehme eine ganze Stadt mit mir, in der ich alle Bequemlichkeiten und Genüsse haben kann, dieses Schiff bezwingt gleich zehn oder zwanzig Wellen auf einmal — und ich schäme mich fast vor Odysseus, der dort auf dem kleinen Fischerboote vom Schaume des Salzmeeres bespritzt mit jeder einzelnen Woge ringt.

Ich möchte geradezu vorschlagen, diesen Teil des jonischen Meeres zwischen den Inseln und dem Festlande, für den es keinen besonderen Namen gibt, das Homerische Meer zu nennen.

Dann verlassen wir das Weltwunder des Luxusdampfers und ein griechischer Küstenfahrer nimmt uns wieder auf. Die streng verschlossene Küste von Epirus und Albanien, die hohe Gebirgsmauer, in die das Meer nicht eingebrochen ist großartige griechische Häfen bildend, liegt abends milde und in so blassen Farben da, daß nur die zarteste englische Wasserfarbenmalerei sie wiedergeben könnte. Erschreckend kahl und tot ist sie, die Venezianer streckten hier schonungslos die Wälder zum Baue ihrer hölzernen Flotten nieder, dieses Land mit einem Schlage auf Jahrhunderte hinaus zur Wüste machend. Überhaupt ist die griechische Landschaft der Westküste ein bildgewordenes Stück von Venedigs Geschichte, das in ihr die vielen uns bekannten weißen Burgen gebaut und in einer selbst für Griechenland himmelschreienden Weise das Pflanzenkleid zerstört hat. (Von ... diesen Küsten wohl werden sich die Reisenden das Vorurteil holen, daß Griechenland waldleer sei. Waldarm ist es, gewiß, aber Deutschland hat im Verhältnis nur doppelt soviel Wald als Griechenland, Frankreich nicht mal doppelt soviel, Italien nur wenig mehr, und Griechenland hat mehr denn viermal soviel ... als — England.) Die Küste der türkisch-albanesischen Gebiete ist durchaus ungriechisch und von griechischer so verschieden

wie griechisches Wesen vom morgenländisch-türkischen. Griechenland ist überall vom Meere durchdrungen, in sehr vielen von hohen Punkten gesehenen Landschaftsbildern stand das Meer, alle peloponnesischen Staaten, sagt deshalb Cicero, seien Seestaaten, Griechenland ist mit dem Meere vermählt. Vermählt in germanischer Ehe, in der Mann und Weib gleich nebeneinanderstehen, nicht in romanischer oder gar morgenländischer, in der die Frau immer etwas außen bleibt, etwas Zierde und Genuß ist. Diese Ehe ist versinnbildet in der türkischen Wallküste. Griechentum war immer etwas Offenes, Weitherziges, Weltweites „Liberales" im besten Sinne, darum ist es denn auch die Kultur der Welt geworden.

In Korfus Zaubergärten standen die Bäume in Frucht oder waren schon abgeerntet und der Boden war verbrannt unter diesen Ölbäumen, die ich nirgendwo größer und schöner in Griechenland sah. Auch diese Insel besteht wie Zante aus zwei getrennten Bergstöcken mit einer Ebene dazwischen. Der eine Berg ist Pantokrator, mit dem stolzen Namen und der unvergeßlichen Gestalt, diese sonderbare Form eines Sessels, der wie ein ungeheurer Stuhl für einen Gott der Lüfte dahingestellt zu sein scheint. Über der römischen Kampagna steht so die Sessellinie des Ciminerwaldes, nur niedrig und weich, weil der Wald aus weichen vulkanischen Stoffen besteht, während der Kalkberg Pantokrator steil und hoch ist. Die Stadt Korfu liegt im Brennpunkte seiner schönen Gestalt.

In Korfu selbst, der italisch gefärbten Stadt mit den dunkeln Gassen zwischen hohen Häusern, schläft wieder alles in der Mittagsnacht. Die Straßen sind leer, die Fensterläden geschlossen, der Kutscher unserer Droschke schlägt mit der Peitsche den Kalk von den getünchten Mauern. Die Häuser der Reichen scheinen nicht nur für die Mittagstunde geschlossen. Die Schiffe waren ja auch von vornehmen Griechen besetzt, die ins kühlere Europa gehen. „Nach Europa". In den griechischen Zeitungen fanden sich alle paar Tage unter dieser Überschrift die Nachrichten über Schiffe, die nach Österreich, Italien oder Frankreich abgingen. Die Griechen fühlen sich also noch nicht als Europäer. Man kann nur zur See nach Griechenland reisen, solange die Türken das Anschließen der griechischen thessalisch-böotischen Bahn an ihr Netz in Saloniki nicht gestatten. Wer die Seekrankheit fürchtet, kann nicht nach Griechenland reisen, die Seekrankheit ist ein stygischer Schrecken, der noch dieses für uns Kulturleute „heilige Land" umgürtet und die Scharen des europäischen gebildeten Pöbels fernhält, der heute über das schutzlose Italien hereinbricht. Wenn die Griechen im Kriege, von dem sie träumen, siegen und Makedonien erobern, knüpfen sie ihr Bahnnetz an die Balkanüberlandbahn, und auch über Griechenland fällt das Heer der neuen Barbaren im Luxuszuge herein. So sehr ich dem hoffenden Griechenherzen nachfühle, so unnatürlich es ist, daß von den neun Millionen Griechen noch nicht ein Drittel im jetzigen

Königreiche zusammengefaßt werden, der übrige Teil durch die Türkei zerstreut ist, so wenig kann ich aus diesem Grunde Griechenland liebend den Griechen Sieg wünschen. Die Last und die Urtümlichkeit des Reisens in den abgelegenen Gebieten bewahren die Schönheit Griechenlands. Oder wir werden bald das „gelobte Land" noch weiter zurückverlegen müssen, nach Ägypten, Indien oder in die noch zu entdeckende Atlantis. Es wird einst die Zeit kommen, wo man nur im innersten Tibet hinter den furchtbaren Gebirgswällen sicher ist vor dem europäischen Reisepöbel. Oder wann kommt die Zeit, wo die Moral des stillen landfrohen menschenachtenden bescheidenen Reisens den Europäern so selbstverständlich geworden ist wie die der Achtung des Eigentums und der Ehre? Der Leser begegnet in diesem Buche hier zuerst und zuletzt diesem Kulturverdruß, dem wir in Griechenland an zu vielen Orten begegneten.

Die große halbmondförmige Insel Korfu bildet vor dem Festlande liegend eine große seeähnliche Bucht, von der eine kleine Bucht sich abgliedert. Von der Spitze der Halbinsel zwischen großer und kleiner Bild 110 Bucht tut sich noch einmal ein herrliches griechisches Bild auf. Vorne liegt eine kleine weiße Klosterinsel, dahinter ein schwarzes Zypresseneiland, vor dem sich die Alten an das durch Poseidons Zorn versteinte Schiff der Phäaken, wir Neuen an Böcklins Toteninsel erinnern. Hinter einer Höhe rechts verbirgt sich das Achillesschloß, von dem Heinrich Heine vor dem Kaiser weichen mußte. In Gedanken vertieft über die drei deutschen Männer suchen wir den tiefsten Schatten der Gärten auf — da raschelt es unter meinem Fuße, die Weißpappeln über mir haben schon ihre Blätter abgeworfen, der Herbst ist da. Wir schreiben den 21. Juli. Wie ich nun näher, gleichsam erschreckt die Pflanzen anschaue, sehe ich, daß die meisten keine Triebe entwickeln, nicht frisch im Safte stehen, ein unerfreuliches Grün haben, gleichsam freudlos leben — sie schlafen. Sie sind eingegangen in die Sommerruhe, was wir bei uns den Winterschlaf der Pflanzen nennen. Auch der Insekten sind weniger geworden, viele von ihnen haben sich verkrochen, den Sommerschlaf zu halten. Und von den Menschen — so hat man in Italien gezählt, was im ganzen auch für Griechenland gelten wird — suchen in diesen Sommermonaten um ein Drittel mehr als im Frühling den ewigen Schlaf auf. Wenn die Pflanzen sich im Norden fröstelnd den Schneepelz umziehen, werden diese hier unter wilden Regengüssen erwachen und neu ergrünen und wieder blühen. Das Rascheln der Blätter klang mir wie: Geh! Nun verlassen wir Griechenland.

Man hat gesagt, es sei unbillig, von den Alten zu verlangen, daß sie unser romantisches Naturgefühl teilen, mit uns klagen sollen, wenn die holde Sommerzeit entschwindet: eine Jahreszeit, in der die Pflanzenwelt verschmachtet und der Mensch sich vor den Umarmungen des Fiebers fürchtet, in der die Jugend stirbt und das Alter siecht. Aber mir scheint, wie das Wort romantisch bezeugt, der geistvolle Schreiber

Niessen nordische Naturliebe doch nur oberflächlich gefaßt zu haben. Seine Schilderung hat gar etwas Spöttisches. Das romantische, nur persönlich in die Welt hineindenkende Naturgefühl scheint mir bei uns glücklicherweise zu entschwinden, es ist abgelöst durch eine leidenschaftlich-verstehende, klassisch-sachliche, sozusagen naturwissenschaftliche Liebe, die aus der klar erkannten Natur selbst heraus zu denken und zu fühlen sucht.

Auf der Fahrt nach Norden merken wir, wie die Tage schnell länger werden. Wenn man es liebt, nachts auf dem leeren Verdecke zu wandern, sieht man südliche Sternbilder unter den Gesichtskreis hinabtauchen. Und man macht noch einmal mit den griechischen Philosophen des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, Eudoxos voran, die Entdeckung, daß die Erde rund ist, die größte Entdeckung vielleicht, die Menschen gemacht haben.

Nimmt das Licht nicht ab, indem die Tage zunehmen? Bald werde ich wohl wieder jenseits der großen Mauer sagen: Was ist es dunkel hier!

Wir gleiten eben dahin auf einer riesigen Fläche. Zwischen zwei Welten, auch zwischen zwei Mineralien, Luft und Wasser, zwischen gewaltigen Mineralien. Die Erde ist aus tausend Mineralien zusammengesetzt, diese sind nur wenig gemischt. Wir reisen auf der Berührungsgrenze zweier Reiche, die für Sehen und Wissen ein ungeheures Einfaches sind. Das macht Seereisen so urweltlich-stimmungschwer.

Das Meer ist der Spiegel der Schwerkraft. Jeder Punkt seiner gefügigen Masse strebt immer möglichst nahe dem Erdmittelpunkte zu sein. Man hat wirklich auf dem Meere das Gefühl, dem Herzen der Welt nicht näher sein zu können. Das Ergebnis des allgemeinen Strebens ist die Ebene, oder die unendliche Ebene, das ist die Kugelfläche. Das Meer ist etwas unbestechlich Wagerechtes und immer Lebendiges, das Land etwas Krummes und Starres. Das Meer hat immer etwas Klassisches, das Land immer etwas Romantisches. Das Meer im Sturme nähert sich in Gestalt dem Lande, und die unbedingte Ebene dem Meere.

Dieses Mittelmeer fühlt man als das Meer der Meere, so klein es ist im Verhältnisse zu den Weltmeeren, weil von ihm alle Kulturerfahrungen der Meerwelt, die Seefahrt, Erdkunde, Erdmessung und Erdentdeckung ausgegangen ist. Ja auf den ganzen Himmel werfen wir sein Bild hinaus, indem wir Stern- und Erdörter nach „Längen“ und „Breiten“, ostwestlichen und nordsüdlichen Maßen bestimmen, Vorstellungen, die wir von der Gestalt des Mittelmeeres entnommen haben.

Griechenland, so meerumflutet, meerdurchschossen, so ganz Meerland, daß seine Wasserfläche größer zu sein scheint als seine Landfläche, ist ein Bild der ganzen Erde, von deren Oberfläche die Landmasse auch nur ein Viertel mißt. Das Meer ist der Rahmen der griechischen Landschaften, das Meer ist ihre Persönlichkeitsgrenze, wie das Meer der Rahmen der

Welt ist und sie nach dem einen Glauben als unüberschreitbarer Okeanosfluß umkreist, nach dem anderen als weltzeugendes unbegrenztes Urwasser des Chaos bedeckt.

Unfruchtbar nennt Homer aus Bürgernutzen sehend das Meer. Freilich in den Gesängen ist nie von Fischzügen die Rede. Schon in alter Zeit hat das allgegenwärtige griechische Meer zu Schiffahrt und Handel genötigt und gelockt. Auch in höherem Sinne denn in dem des Bauches und Beutels, als Bildner von Unternehmungslust und Kühnheit, als Erzeuger landschaftlicher Schönheiten und Spender dichterischer Gedanken hat es die Menschen dieses Landes befruchtet. Damals hat das Meer die Länder gewiß noch getrennt, während heute nur noch Länder die Länder trennen. Suchten damals die Schiffe die Küsten, so suchen heute die Länder die Meere, das Ringen Serbiens um den Adriahafen und das Rußlands um einen eisfreien Hafen am Gelben Meere ist uns allen noch in Erinnerung, das Streben Bulgariens und Rußlands nach dem Mittelmeere beobachten wir, und der Besitz des kleinen lateinischen Istrien ist für den gewaltigen Kaiserstaat Österreich eine Frage von Sein und Nichtsein. Die Schweiz ist in gewissem Sinne weiter von Serbien entfernt als Spanien von Australien. So schnell die noch fast homerischen Verhältnisse der Goethezeit im rasenden Ablaufen des letzten großartigen Jahrhunderts und besonders der gewaltigen Jahrzehnte und Jahre unseres Lebens durch die veränderte Rolle des Meeres kopfgestellt wurden, so urewig gleich bleibt die Aufgabe der See: neue Länder zu gebären. Im Volksempfinden ist das Meer eine zerstörende Macht. Dem Kurzsichtigen mag es so scheinen. Wer aber weitblickend die Geschichten und Schichten der Erde durchschaute, weiß, daß die bedeutendsten Lagen der Erdrinde im Meere gebildet wurden. Dort entstanden fast alle die gewaltigen Kalke, dort die Thone und Schiefergesteine, viele Sande und Sandsteine, Lager von vielen tausend Metern Mächtigkeit. Man darf die Bildungen der Süßwasserseen und Meerlagunen, die Travertine und ähnliche Gesteine, Sapropel, Zechstein, Torf und die Kohlen dazurechnen, denn See und Meer sind nur Maßunterschiede. Gering ist die Leistung des Landes als Stoffbereiter. Nur die Vulkane kann man als Arbeiter am Lande betrachten, welche Stoffe aus den Tiefen der Erde heraufholen, die Winde lagern die Stoffe höchstens um als Löße und bunte Sandsteine der Wüsten. Gegenseitiges Lagebeharren im Erdkörper vorausgesetzt wird das Land fast immer nur abgetragen, das Meer fast immer nur ausgefüllt. Das Land verzehrt, das Meer vermehrt. Das Land ist der genießende Herr, das Meer der schaffende Diener — freilich oft ein unwirscher und trotziger Diener, aber kann man billig der dienenden Klasse jede Empörung verbieten? Wie in der Menschengeschichte wechseln auch in der Weltgeschichte die Lose, Knechte wurden Gebieter und Gebieter Knechte, und es steht um die Menschenrassen gut, in denen schnell gewechselt wurde. Sie sind reich an Schönheit und Gestalt — so auch die Länder,

und Griechenland ist ein so aufgebautes Land. Länder sind wie adlige Kasten, beide verlieren im Zuge der Zeit die scharfen Umrisse und werden weiche milde müde Wesen. Mitteldeutschland ist dafür ein Beispiel, noch mehr das uralte Tafelland Afrika und Arabien. Wenn es einen Staat Atlantis in dem erwiesenermaßen jungen Atlantischen Ozean gegeben hat, wie seit Plato immer wieder einmal geglaubt wird, so haben noch wir Menschen, wir Spätlinge der Weltgeschichte, die erst am Ende ihres fünften Aufzuges eintrafen, einem solchen Rollenwechsel zwischen Land und Meer beigewohnt. Unfruchtbar bist du Meer, unerschöpflicher Mutterschoß der Länder? Aus dem sie jung und grün hervortauchen, in den sie alt und müde zurückkehren? Unfruchtbar insbesondere du griechisches Meer, da doch Griechenland, aber auch das ganze Griechenland, das wir sahen, mit ganz winzigen Ausnahmen aus Meerstoff gebaut ist? Noch einmal in diesem äußersten und tiefsten Sinne ist Griechenland ein Meerland. —

Auf der Seefahrt habe ich Muße, über das nachzudenken: W a s w i r w o l l e n, und so wäre ich denn auf diesen letzten Seiten beim Vorworte angelangt. Ich liebe nicht die mit einem oder mehren Vorworten wie Stadttore mit Zollschranken und Schlagbäumen besetzten Eingänge von Büchern. Das erste, was man von einem Buche fordern darf, ist, daß es anfängt.

Ich will nichts Wissenschaftliches — abgesehen vielleicht von der Inselkleinigkeit, die sozusagen wider meinen Willen in Reise und Arbeit geriet. Ich habe ein s c h ö n e s Buch schreiben wollen. Schön schreiben bringt einen Gelehrten in schlechten Ruf und ist dem Fortkommen hinderlich; ich bin keiner.

Wenn ich ein erdkundliches Lehrbuch, die Landeskunde irgendeines Erdstriches vornehme, so erfahre ich meist viele wertvolle Einzelheiten, verwirrend viele Beobachtungen und Schlüsse, aber nicht das Wichtigste, das Erste und Letzte, das Eine, was notwendig ist: ein Bild. „Man sagt verächtlich: nur ein Momentbild! Aber alles Sein besteht aus Momenten, und es ist ein großes Ding, ein Stück Natur für einige Zeit durch Festhaltung seines augenblicklichen Zustandes dem Gesetze der Veränderlichkeit wenigstens für unsere Anschauung entziehen zu können." So Friedrich Ratzel.

Ich halte mit Ratzel, mit Dürer, Lionardo, Goethe, Humboldt, Schopenhauer und mit den Griechen Wissenschaft und Kunst beide für Musen und für Schwestern. Auch die Wissenschaft ist eine Muse. Nur der Hochmut der einen und die Torheit der anderen konnten da Zwist stiften. Die Kunst ist allem geistigen Tun gemeinsam, nur ist sie mehr als alles. Sie ist mehr als die Wissenschaft. Und weil sie mehr ist, gelten für sie viele Nötigungen der Wissenschaft nicht. Aber sie ist durch ihre Ausnahmestellung auch vielfach beschränkt. Unser König ist unverantwortlich, doch darf er sich viel weniger zuschulden kommen lassen als der letzte Bürger. Ich mache einen Versuch künst-

lerischen Erdbeschreibens und bin trotz der scheinbar freien Form viel mehr gebunden als der Wissenschaftler. Darum soll, wer an Wissenschaftlichem etwas vermißt, sich fragen, ob ich es nicht weglassen wollte oder mußte. „Zeichnen ist die Kunst fortzulassen“ sagt der Maler Max Liebermann. Das gilt besonders vom Landschaftzeichnen mit Stift oder Wort, wo man naturgemäß immer mit dem Stoffüberflusse zu kämpfen hat. Die künstlerische Weltanschauung ist milde: sie läßt sogar einmal einen kleinen Fehler zu, im Gesamtbilde berichtigt er sich von selbst. Das macht die Kunst leicht: man kann in einem Bilde vollständig sein, ohne alles gesagt zu haben.

Die Kunst ist immer fertig, die Wissenschaft ist immer unfertig. Das künstlerische Werk steht unbeweglich wie ein Standbild, das wissenschaftliche gleitet wie ein Fluß. Das künstlerische ist die leichte Gabe des einzelnen, das wissenschaftliche die mühevolle vieler. Die Kunst ist ein Einfall, eine Stimmung, ein glücklicher Hauch, die Wissenschaft hat einen langen Atem und es geht uns allen der Atem in ihr aus.

Ruskin sagt: „Fast alle natürlichen Landschaften sind übervolle Schatzkammern mehr oder minder verworrener Schönheit, aus denen die menschliche Erfindungsgabe höchstens durch Auswahl nicht etwa einen besseren Schatz, aber einen solchen aussuchen kann, der menschlichem Denken und Fühlen besser angepaßt ist — unendlich beschränkter und weniger schön im einzelnen, aber mit diesem einen großen Vorzuge, daß nichts darin enthalten sein soll, was nicht zur Wirkung des Ganzen beiträgt.“

Darf ich es so sagen: Die Natur ist nur eine Anweisung auf die Kunst. Die Landschaft ist für jeden, der in ihr ist, Stoff zur Kunst, die Form der Kunst muß der Wanderer finden, wenn er ein empfängliches Herz und den Sinn des Stiles hat. Er geht umher und sucht und sucht, durch den Wechsel seines Standpunktes bewegt er die unbeweglichen Massen und wägt sie aus zum inneren Gleichgewichte, er sucht den Bildrahmen zwischen Stämmen oder stellt sich so vor einen Baum, daß die nahe Laubkuppel den fernen Marmorberg aufwiegt, er kneift die Augen und verwischt durch die Wimpern die zu grellen Lichter, er sieht auch einfach an etwas Störendem vorbei oder hält eine Faust einen halben Meter vor dem Auge, wenn die nahe Laubkuppel sich nicht finden will, die den fernen Marmorberg aufwiegen soll. So *erarbeitet* sich der Wanderer die Landschaft zum Kunstwerke, er wandelt wie in einem Museum *seiner* Bilder.

Aber ich meine, man kann noch viel weiter gehen. Man kann sich daran gewöhnen, mit den Augen der Wissenschaft künstlerisch zu sehen. Die Wissenschaft hat in ihrer Anschauungsweise vom ursächlichen Werden der Dinge und Formen einer Landschaft ein so großartiges Mittel der Vereinfachung des Blickes geschaffen, wie die Kunst es sich nur wünschen kann. Insbesondere die Wortkunst. Denn sie ist ihrer Natur nach darauf angewiesen, das Nebeneinander der Natur in Nach-

einander aufzulösen. Wer kann ihr da mehr als die geologische Wissenschaft dienen, welche die Geschichte eines Landraumes in der Art eines epischen Ablaufes erzählt! Die gewaltigen, von Tausenden bewegten Arme der Wissenschaft ermöglichen es, mit dem heißen Gefühle viel weiter und tiefer zu greifen, viel Verworrenes aufzulösen, viel Widerstrebendes zu vereinigen und jene großartige und tiefe Ruhe zu erzeugen, die im vollkommenen Genusse schöner Dinge sich einstellt, was alles doch eben Kunst ist.

Ohne die Wissenschaft kann man kaum zu allgemeingültigen Erkenntnissen kommen, die Gedanken der Wissenschaft sind nicht von einzelnen Köpfen gedacht. Warum auch soll der Künstler an der gewaltigen, von der Wissenschaft geleisteten Gedankenarbeit achtlos oder gar verachtend vorbeigehen? Das hieße ja gleiches mit gleichem vergelten, zum eigenen Schaden! Es ist rührend, bei Ruskin in seinem schönen Buche von der „Schönheit der Berge“ zu lesen, daß er sich zehn Jahre lang abgemüht hat, in das Geheimnis der Landschaftsbilder in den Alpen einzudringen, und wie kindlich sind oft seine Erkenntnisse! Freilich in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war die Wissenschaft der Erdkunde noch unbeholfener als heute, aber es ist unrichtig zu sagen: „Ich bin ganz sicher, ich wäre, wenn ich die Berganatomie wissenschaftlich studiert hätte, bei der Besprechung der äußeren Formen irregegangen.“ Es hat sich in seinem Buche gerächt so zu tun: „Daher klappte ich beim Beginne der Untersuchungen alle geologischen Bücher zu und machte mich selbst daran, soweit ich das vermochte, die Alpen auf eine schlichte „gedankenlose“ Weise zu betrachten, aber sie wenn möglich zu sehen.“ Wie oft hat er falsch und schlecht gesehen!

Immer Neues wird geschaffen und auf allen geistigen Gebieten werden lesenswerte Bücher geschrieben, unser Leben aber wird nicht länger, wir dürfen auch durchaus nicht mehr arbeiten, als wir es schon tun, das „keine Zeit haben“ des Europäers und gar der Satz, daß Zeit Geld sei, ist wahre Barbarei, darum müssen wir die Art des Darstellens, die Mittel des Hinbietens ändern, kürzer und sinnfälliger sein. Deshalb teile ich diesmal nicht Ratzels Ansicht, daß viele Bilder einem Buche zum Schaden gereichen und daß „für die Bilder immer die Aufgabe bleibt, wichtige Einzelheiten zu zeigen und einige charakteristische Veduten zu entrollen“. Es geht nun einmal nichts über die Unmittelbarkeit und umfassende Weite, die ein Bild gibt. Das Bild ist die augenblickliche Massenzufuhr der wichtigen und nebensächlichen Einzelheiten, die eine Landschaft zusammenbauen. Schon als Zeitersparnis ist es zu begrüßen. Es handelt sich doch um nichts weniger, als daß der Schreiber, der zum Lande gereist ist, das Land zum Leser reisen mache. Freilich sollen die Bilder und in ihnen die Ausschnitte nach strengen und sachlichen Gesichtspunkten gewählt werden. Auch sie sollen unter das Gesetz des Notwendigen fallen, welches das oberste Gesetz alles Stiles ist. Auch Bilder sollen nicht schwatzen. Ich halte

auch mit Ratzel alle „bloß" schönen Bilder vom Übel, doch dürfen oder müssen die Bilder schön sein.

Die Bilder aber treten mit geringen künstlerischen Ansprüchen auf. Was man auf der Reise verfertigt, oft unter ungünstigen Umständen, bei schlechter Beleuchtung der Natur oder eigener Mißstimmung, unter dem Zwange jetzt arbeiten zu müssen, weil man an dieselbe Stelle nicht mehr zurückkommen kann, oft in einer kurzen Ruhepause des Reisezuges, kann nie den Grad der Vollendung haben, den man von Landschaftsbildern fordern darf, die in aller Ruhe von einem bequemen Standorte aus in meist mehrmaligen Anläufen unter ausgesuchten Bedingungen hergestellt werden. Insbesondere der unzulänglichen blöden Maschine Geist einzuhauchen war keine geringe Mühe. Ich habe ausdrücklichen Auftrag, dies zu sagen.

Wir bezweifeln ja, daß es uns gelungen sei, unsere Absicht rein durchzuführen. Aber was jetzt mangelhaft ist, mag ein andermal besser geraten, denn dieses Buch ist der erste Satz einer größeren Landschaftssymphonie, was denn auch die Länge dieses Beiwortes erklären mag.

Wenn für gewöhnlich jemand ein Land beschreibt, pflegt er ein Hauptstück über die nutzbaren Mineralien anzuhängen. Ich sollte ein Stück über die Nutzbarkeit der griechischen Landschaft für Maler beifügen, denn ich glaube, daß ein gutes Landschaftsgemälde mehr wert ist als ein Bergwerk. Doch auch das sei der Wichtigkeit wegen verschoben.

Die meinen Zwecken als Wissenschaftler dienenden Männer nenne ich hier mit freudigem Danke. Die älteren Schriften über das Land sind englische, ihnen folgen französische, sie sind längst abgelöst durch die Arbeiten Deutscher und heute kann man sagen, daß die Erdkunde Griechenlands fast ganz deutsche Arbeit ist. Ich nenne: Bötticher, Bücking, Curtius, Hehn, Issel, Lepsius, Neumann, Niessen, Partsch, Renz, zuletzt zubest Philippson. —

Die Leiden des Küstenfahrens haben uns wieder gefaßt. Nachts werde ich wieder einmal wach vom Getöse der Dampfwinde. Ein gewaltiges weißes Segel liegt neben dem Schiffe. Sonderbar, wie es hin und her schlappt, da man das Boot nicht sieht, an dem es hängt! Es gibt nicht viele so großartige Dinge in der Welt wie ein Segel, wenn es aufgeblasen ist oder auch nur untätig im leichten Winde flattert mit gemächlicher Nachlässigkeit. Wir liegen ferne von einer Küste, die ich nicht kenne, sie ist flach, offenbar breitet sich unter uns der Schuttfächer eines großen sandführenden Flusses aus und Untiefen bedrohen das Schiff. Aus dem Segelboote lädt man eine Herde von Rindern aus; ein Seil wird um die Hörner eines jeden Tieres geschlungen und mit der Dampfwinde wird das plumpe Geschöpf über Bord hereingehoben. Wie in einem Sacke hängt es in seiner Haut, wirklich: in einem Sacke, denn die Hörner sind ja nur mit der Haut, nicht mit dem Knochengerüste

verwachsen. Erschreckt lassen die Tiere alles mit sich geschehen, nur ein Kalb brüllt. Ohne Echo verhallt der Angstlaut auf der weiten Fläche des nächtlichen Meeres.

Und in einer anderen Nacht erweckt mich wieder das den ganzen Schiffskörper erschütternde Tosen der fürchterlichen Dampfwinde. Ich kleide mich an und gehe hinauf. Wir liegen vor einer fremden mondbeglänzten Stadt. Die Brücke ist da, kein Mensch darauf. Ich schreite hinüber und steige am Lande eine breite Steintreppe hinauf. Das Mondlicht kämpft auf einem kleinen Platze mit den Schatten hoher Häuser; ich höre Lachen von Leuten, die zu Bette gehen, und sehe die Lichter verlöschen. Zwei gewaltige alte Säulen, die eine nahe dem Fuße verstümmelt, die andere unverletzt, ragen auf, die eine im Nachtdämmer oben verschwindend scheint unmittelbar die metallisch klare und kalte Sternendecke zu stützen. Ich schreite weiter durch schwarze hallende Gassen, auf großen Steinplatten, unter Häuserhallen und Türmen durch, die auf Bögen lasten, in deren Nacht die Straße verschwindet. Da trete ich auf einen weiten weißen Platz hinaus, verschlossene Paläste und eine Kirche schlafen ringsum, in der Ferne einer Gasse wird ein Licht fortgetragen und ich höre Schritte schwach verhallen. Eine Katze schleicht unhörbar über die mächtigen Fliesen dieses Marktes. Weiß von Mondlicht, weiß von Kalktünche, weiß von weichem bröckligem Sandsteine ist der Raum; allem diesem vielartigen Weiß steht in Winkeln und an der Schattenseite das eine gewaltige Schwarz der Nacht gegenüber, das in Blau überzugehen anfängt, wenn ich lange hineinsehe. Wohl nie erlebte ich nächtliche Stille so traumhaft groß. Ich kehre an Bord zurück, wieder ist die Brücke leer, ich komme ohne einen Menschen zu treffen bis an die Kabinentür, ich weiß nicht den Namen von Hafen und Stadt, ich will ihn nicht wissen, ich hoffe nie in Zukunft dieses Ufer an einem lichten Tage anzulaufen. Der Schlaf, das Wunder Gottes, des Todes Bruder, des Lebens Erneuerer, trägt mich aus Griechenland wie aus einem Leben ins andere hinüber.

Ob mir ein Großes gelang oder Kleines, das soll mich nur wenig kümmern, doch sei mir vergönnt, daß mir ein Ganzes gelang!

Inhaltsverzeichnis